



Anthr.

Dimitroff

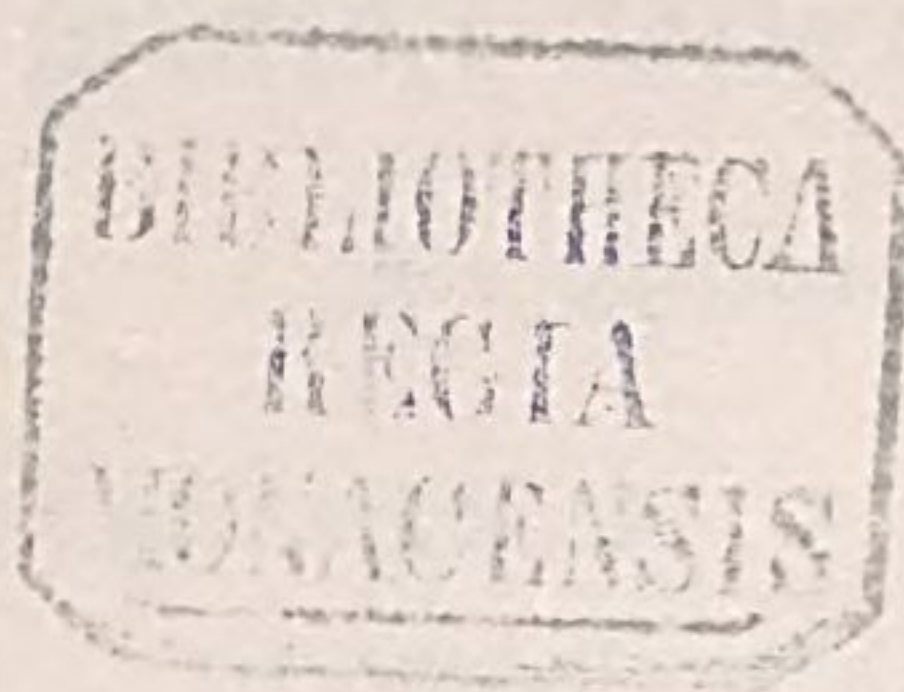
26 K

AMTREICH

Die
Geringschätzung des menschlichen Lebens
und
ihre Ursachen bei den Naturvölkern.

Inaugural-Dissertation
zur
Erlangung der philosophischen Doktorwürde
einer
Hohen philosophischen Fakultät
der
Universität Leipzig
vorgelegt von
Zachary Dimitroff
aus Slivno (Bulgarien).

Leipzig-Reudnitz
Druck von Max Hoffmann
1891.



Seinem hochverehrten Lehrer

Herrn Professor Friedrich Ratzel

in tiefster Dankbarkeit gewidmet

vom Verfasser.

Einleitung.

Werfen wir einen Blick auf die ganze Menschheit, welche unseren Planeten bewohnt, so fällt uns vor Allem der Umstand in's Auge, dass eine tiefe Kluft sie in zwei grosse Gruppen teilt. Die Faktoren, die diese Trennung hervorrufen, bestehen nicht in der körperlichen Beschaffenheit, sei es der Hautfarbe, der Gesichtszüge, Schädelbildung u. s. w., sondern in der Manifestation ihrer geistigen Beschaffenheit und in ihrer geschichtlichen Stellung. Zur Unterscheidung dieser beiden Gruppen wurden die auf niederer Stufe der geistigen Entwicklung befindlichen Völker als Wilde, primitive oder kulturarme Völker bezeichnet, im Gegensatz zu den hochentwickelten Kulturvölkern. Diese Benennungen sagen, wie Ratzel mit Recht bemerkt, oft zu wenig oder zu viel, weshalb tatsächlich die Benennung Naturmenschen oder Naturvölker viel entsprechender ist. Damit wird nicht gemeint, dass die heutigen Naturvölker Repräsentanten der ursprünglichen Naturmenschen seien, oder dass sie in einer näheren Beziehung zur Natur stehen und im Gegensatze dazu die Kulturvölker losgelöst von der Natur leben, sondern es wird damit ausgesagt, dass die Naturmenschen unter der völligen Vormundschaft der Natur stehen und allen ihren Launen ausgesetzt sind, ohne das Bestreben zu zeigen, sich von den Natureinflüssen unabhängig oder sich dieselben gar nützlich zu machen. Ein äusseres Kennzeichen der Naturvölker ist der Mangel der Schrift und weitergehender geschichtlicher Traditionen.

Die Länder, welche heute noch von Naturvölkern bewohnt sind, sind: „der grösste Teil Afrika's, ganz Australien, die Polarregionen, Nord- und Süd-Amerika, der Malayische Archipel und die Südsee-Inseln.“ Dass unter diesen, über so weite Gebiete verstreuten Völkern gewisse Abstufungen in der Höhe ihrer geistigen Entwicklung zu finden sind, das liegt in der Natur der Sache. Besonders bei einigen Negerstämmen, dann bei den Malayen und vielen Südseevölkern ist eine höhere geistige Entwicklung, welche sich z. B. bei den Polynesiern in der Kunst und Mythologie kundgiebt und sogar eine hochentwickelte Staatseinrichtung hervorgebracht hat, anzutreffen. Nicht geringer ist die geistige Begabung vieler Malayenstämme, welche z. B. auf Sumatra eine Schrift und den Pflug kennen und bei einigen Negerstämmen, wo wir einen relativ hochentwickelten Ackerbau finden.

Wir können deshalb diese Völker als ein Mittelglied zwischen den echten Naturmenschen und den Kulturvölkern ansehen, ja manche Autoren nennen sie sogar Halbkulturvölker. Wenn wir sie in dieser Abhandlung trotzdem zu den Naturvölkern zählen, so geschieht dies deshalb, weil auch ihnen jede Wissenschaft mangelt und deshalb ihrer weiteren Entwicklung eine feste Grenze gesetzt ist. Weiter verbindet sie mit den übrigen Naturvölkern ihr roher Charakter und ihre niedrigen Sitten, welche durch ihre einseitigen und mangelhaften Kulturerrungenschaften nicht gemildert werden konnten. Die heftigen Ausbrüche der Leidenschaften bei den Malayen und die Grausamkeit der Neger bleibt in vielen Fällen nicht hinter den so niedrig stehenden Australiern oder Buschmännern zurück. Das was sie durch die Erfahrung oder durch Nachahmung anderer höher stehenden Völker gelernt haben, ist zeitweilig nutzbringend, aber nicht für die Dauer. Denn nur die Erfahrung mit der Wissenschaft gepaart ist im Stande, eine weitere Ent-

wicklung zu bewirken. In der Pariser Akademie wurde die Frage diskutirt, was für ein Unterschied zwischen Negern und Weissen besteht, da antwortete Eichthal, dass dieser Unterschied im Besitz von Wissenschaft liegt. Wo dieselbe fehlt, ist Stillstand, wenn das Volk auch sonst fortgeschritten ist. Trotz ihrer grossen materiellen Kultur konnten sich die Peruaner, Mexicaner, Perser nicht weiter entwickeln, und durch diesen Stillstand wurde ihr Untergang bewirkt. Klemm fasst dies in folgenden Worten zusammen: „die passiven Nationen haben Gesetze, aber kein natürliches Recht; sie haben Seelenkunde, aber keine Philosophie, sie haben Heilmittel und Kenntniss des menschlichen Körpers, dennoch aber keine Medizin, mit einem Worte eine eigentliche lebendige Wissenschaft fehlt ihnen.“ Man fragt sich unwillkürlich, wie kommt es, dass dieser Teil der Menschheit so zurück geblieben ist? Hier tritt uns die Frage entgegen, ob die heutigen Naturvölker eine Entartung einer früher bestandenen höheren Kultur vorstellen, oder noch die niedrige Stufe, aus welcher sich die höhere Kultur stufenweise herausgebildet hat, repräsentieren? Diese Frage ist für uns in soweit von Belang, als es für die Beurteilung der Sitten wichtig ist, zu wissen, ob sie wirklich eine Entartung darstellen, denn man wird demgemäss über den sittlichen Zustand der Völker anders urteilen müssen, weil es eine Thatsache ist, dass jede Entartung und Versunkenheit eine grössere moralische Verdorbenheit nach sich zieht, als sie bei noch in der Entwicklung sich befindenden Völkern möglich ist. Es bildeten sich über diesen Punkt zwei Theorien aus: Erstens die Fortschrittstheorie, als deren Vertreter Gibbon, Tylor gelten, und zweitens die Rückschritts- oder Entartungstheorie, deren Repräsentanten Niebuhr und Whately sind. Die letztere teilt sich in zwei Richtungen, von denen die eine annimmt, dass die Geschichte der Kultur mit dem Erscheinen einer schon halb civilisierten Menschen-Rasse auf Erden begann und dass diese Kultur nach zwei Rich-

tungen sich weiter entwickelt hat: „Rückwärts zur Entstehung der Wilden und vorwärts zur Entstehung civilisierter Menschen.“¹⁾ Die zweite Richtung der Rückschrittstheorie, welche von Schneider und Anderen verfochten wird, behauptet, dass die Kultur gleichzeitig mit dem Erscheinen der ersten Menschen, als halbcivilisierten Wesen, begann, von dieser Stufe aber drei Richtungen eingeschlagen hat: „Rückwärts zur Entstehung wilder Nomaden-Horden, stationär zur Entwicklung der Mehrzahl der heutigen Naturvölker und vorwärts zur Bildung von Kulturvölkern.“²⁾ Die erstere Behauptung, dass die Geschichte der Kultur mit dem Erscheinen einer halbcivilisierten Menschen-Rasse auf Erden begann, ist in soweit sehr richtig, als wir wissen, dass die auf niedrigster Stufe stehenden Völker keine Geschichte haben. Aber die Behauptung Schneiders, dass der Mensch mit einer gewissen Halbkultur schon auf die Welt kam, gehört eher in die Mythologie als in die Wissenschaft.

Im Allgemeinen ist ein fortwährender Fortschritt der Menschheit nicht zu verkennen, wenn er auch manchmal bei ganzen Völkern in einen Verfall umschlägt. Dieser Rückschritt entsteht dadurch, dass ein Volk aus Unwissenheit auf Irrwege gerät, welche zwar öfters belehrend für es sind, indem sie es auf den richtigen Weg des Fortschritts führen, aber sehr oft ist ein derartiger Rückschritt verhängnisvoll für die weitere Zukunft des Volkes, ja er kann sogar seinen Untergang herbeiführen. Beispiele des Rückganges der Kultur finden wir in reichlicher Anzahl. Charakteristisch sind in dieser Beziehung die Australier, die Tscheyenne-Indianer, Digger-Indianer u. s. w.

Ausserdem bemerken wir gleichzeitig mit dem Rückgange der Kultur ein physisches Zurückgehen, ein Aussterben des Volkes. Übrigens ist es heute anerkannte

¹⁾ Anf. d. Kultur, Tylor. S. 35.

²⁾ Schneider, l. c. Naturvölker, Bd. I. 65.

Thatsache, dass die Naturvölker mit rapiden Schritten ihrem Untergange entgegengehen. Diese merkwürdige Erscheinung gab Anlass, dass viele Ethnographen sich bemühten, die Ursachen derselben aufzufinden. Die Resultate dieser langen Forschungen waren, dass einerseits die Natureinflüsse und andererseits wieder die Menschen selbst durch gegenseitige Aufreibung, sei es durch Einwirkung der Kulturvölker auf die Naturvölker oder auch die letzteren ihren Rückgang unmittelbar selbst verschulden. Unsere Aufgabe wird es sein, den zweiten Grund des Rückganges in's Auge zu fassen und zu erforschen, in wie weit der Mensch durch eigene Bethätigung sich bemühte, durch negative oder positive Einwirkung, d. h. durch die Bekämpfung der schädlichen Natureinflüsse oder durch Schonung und gute Behandlung seiner Mitmenschen zur Erhaltung und zum Aufblühen seines Geschlechts beizutragen. Von diesen Punkten hängt im Allgemeinen die Achtung und Hochschätzung seines und des fremden Lebens ab. Im entgegengesetzten Falle, wenn nämlich der Naturmensch durch Nichtsthun, Trägheit sich vollkommen der Natur preisgibt oder selbst durch direktes Eingreifen seine Mitmenschen zu vernichten sucht, ist eine Nichtachtung oder Geringschätzung des menschlichen Lebens ausgesprochen. — Um die Ursachen dieser Geringschätzung des menschlichen Lebens festzustellen, was die Aufgabe dieser Abhandlung ist, teilen wir sie in zwei Klassen, nämlich in äussere und innere Ursachen.

In dem ersten Abschnitte werden die äusseren Ursachen in 5 Kapiteln behandelt werden und zwar:

1. Hungersnot und Trunksucht,
2. Wanderungen (Nomadismus),
3. Krieg,
4. Menschenfresserei und
5. Sklaverei.

Im zweiten Abschnitte werden die inneren Ursachen in 3 Kapiteln behandelt:

1. Glaube und Aberglaube mit den Unterabteilungen
 - a) Zauberei und
 - b) Menschenopfer,
2. Grausame Sitten mit der Unterabteilung Kindesmord und
3. Soziale und politische Einrichtungen der Naturvölker.

Eine strenge Teilung der äusseren und inneren Ursachen ist in Wirklichkeit kaum möglich, denn zwischen beiden besteht ein enger Zusammenhang, so dass die inneren Ursachen teilweise als Reflexion der äusseren angesehen werden können und die ersteren wieder modifizierend auf die äussere Bethätigung des Menschen zurückwirken. Deshalb ist diese Teilung eine willkürliche Abstraktion und nur zur besseren Erläuterung und Übersicht zu Hilfe genommen worden.

Aus dem enorm grossen Material, welches bis jetzt über die Naturvölker geschrieben ist, trachtete ich nur aus den glaubwürdigsten und zuverlässigsten Quellen zu schöpfen. Ungeachtet der Tausende von Bänden, welche über das Leben der Naturvölker Aufschlüsse geben wollen, haben wir dennoch nur eine sehr spärliche Kenntniss von der Religion, den Sitten und sozialen Einrichtungen der Naturvölker. Die Ursache dieser Lückenhaftigkeit ist leicht ersichtlich, wenn man den Umstand berücksichtigt, dass, um diese Momente zu erforschen, vor Allem eine allseitige und durchgreifende Bildung des Forschers notwendig ist, um sich in das Fühlen und Denken dieser Menschen hinein zu versetzen.

Bewusst, dass dieser Mangel an ausreichenden Quellen in vorliegender Abhandlung sich deutlich fühlbar macht, bin ich nicht darauf ausgegangen, neue Ursachen der Nichtachtung des menschlichen Lebens zu entdecken, sondern bemühte mich, nur die bekannten zu sammeln, sie unter einander zu vergleichen und ihre Folgen abzuschätzen.



1. Abschnitt.

Aeussere Ursachen.

I. Die Hungersnot und Trunksucht.

Der Naturmensch, allgemeinen Naturprinzipien folgend, sucht sein Dasein zu behaupten. Das unbedingt Notwendige für seine Existenz ist vor allem die Nahrung. Sein ganzes Sinnen und Trachten ist darauf gerichtet, die Mittel aufzusuchen, um seinen Hunger zu stillen. Er ist völlig auf die Naturquellen angewiesen, da er sich nicht die geringste Mühe giebt, die gebotenen Nahrungsmittel zu vermehren oder wenigstens auf lange Zeit aufzubewahren. Gerade diese völlige Abhängigkeit von den Naturgaben kann öfters für den Naturmenschen verhängnisvoll werden. Jedes Naturereignis, welches fördernd oder hemmend auf die Nahrungsmittel wirkt, reflektiert sich auf den Naturmenschen und ist eine Lebensfrage für ihn. Diese fortwährende Abhängigkeit von den Elementarereignissen ist bestimmend für den Kulturzustand eines Volkes. Bei einem Volke, welches die Mittel seiner Existenz durch Arbeit erzeugen muss, muss der Wert dieser Arbeit und mithin auch des Arbeiters bedeutend höher stehen, als bei einem Volke, dessen Nahrung rohe Produkte sind. Der Wert des Menschenlebens bei ersterem Volke wird gewiss ein höherer sein als bei dem letzteren. Mit diesem Einflusse der Menge und Art der gebotenen Nahrung auf das moralische Bewusstsein eines Volkes geht Hand in Hand der Einfluss auf die physische Beschaffenheit. Es unterliegt keinem Zweifel, dass, um eine normale,

gesunde und kräftige Entwicklung unseres Körpers zu erlangen, eine bestimmte Menge von guter und angemessener Nahrung notwendig ist. Durch Gesundheit des Körpers ist auch zugleich die Gesundheit des Geistes bedingt, denn jener Ausspruch Lokes „mens sana in corpore sano“, hat immer seine volle Gültigkeit behalten.

Schon bei der ersten Betrachtung der Naturvölker tritt uns eine allgemeine Armut und Elend entgegen. Fast alle Reisebeschreiber berichten uns über eine öftere Wiederkehr von periodischen Hungersnöten. Zwei Hauptfaktoren sind es, welche dieselben bedingen, nämlich die Natur an und für sich und der Mensch. Die meisten Striche der Erdoberfläche, welche die Naturmenschen bewohnen, leiden an einer sehr ungünstigen Bodenbeschaffenheit und ungünstigem Klima, wobei an einen Reichtum der Nahrungsmittel nicht zu denken ist. Die Bewohner müssen hier mit grosser Mühe und mit spärlicher Nahrung ihr Leben fristen. Hierher gehören sämtliche Polarländer, alle Wüsten und Steppengebiete in Afrika, Australien, Amerika und viele Südseeinseln. Die grimmige Kälte des Nordens, wo den grössten Teil des Jahres der Boden mit Schnee und Eis bedeckt ist, versagt jedwede vegetabilische Nahrung, und die Bevölkerung ist genötigt, fast nur von Jagd und Fischfang zu leben, und jedes Ausbleiben derselben zieht Hungersnot nach sich. Die Trockenheit der ganzen Passatregion, die einen Teil von Afrika, Australien, Amerika und Südseeinseln umfasst und zu einer bestimmten Jahreszeit eintritt und die ganze Vegetation verschwinden lässt, bringt fast beständig die periodische Wiederkehr der Hungersnöte mit sich. Schweinfurth¹⁾ berichtet, dass in Centralafrika die Hungersnot infolge von Dürre eine wiederkehrende Landplage ist. In Capland und in Australien werden durch die Dürre

¹⁾ Im Herzen von Afrika. Band I, 8. 29.

viele Tausende von Schafen dahingerafft, und infolge dessen tritt Hungersnot ein. Auch Darwin berichtet von einem kolosalen Viehverlust infolge von Dürre im Laplatagebiete. In den Jahren 1827—30 gingen allein in der Provinz Buenos-Ayres nach der niedrigsten Schätzung über eine Million Stück Schafe zu Grunde¹⁾. Auch zu grosse Feuchtigkeit kann Ursache von Hungersnot werden. So berichtet Schweinfurth von Bongo, dass durch dieselbe die ganze Ernte vernichtet wird. Auch tropische Regen können, indem sie grosse Überschwemmungen verursachen, Hungersnöte über ganze Völker bringen. Die zurückbleibenden Moräste und Tümpel, welche nicht bebaut werden können, lassen dann die Überschwemmungen in ihren Unheil bringenden Folgen noch lange nachwirken. Die heftigen Orkane, welche in der Südsee öfters wiederkehren, wirken für die Palmen und überhaupt für die ganze Vegetation verheerend. Der Boden vieler Korallen- und vulkanischer Südseeinseln, welche für eine üppige Vegetation nicht günstig sind, macht die Existenz höchst erschwerlich. So z. B. tritt auf den Karolinen Hungersnot mindestens einmal jährlich ein. Auf den Gilbertinseln ist es ebenso und die Tobiten und nach Pickering auch die Bewohner der Koralleninseln sollen überhaupt fortwährend an Hungersnot leiden.²⁾

Nicht minder hemmend als die Elementarereignisse wirken für die Entwicklung der Nährpflanzen verschiedene Parasiten, von welchen zu den schädlichsten die parasitischen Pilze gehören. Die Schimmelkeime haben auf Madeira das Zuckerrohr nicht aufkommen lassen³⁾. Die Pilze erzeugen oft weit verbreitete Pflanzenseuchen, wie die Kartoffelkrankheit in Südamerika, dann Pellagra

¹⁾ Felix S. 217. Der Einfluss der Natur auf die Entwicklung des Eigentums. 1883.

²⁾ Waitz V. 77, 100. Anthropologie der Naturvölker 1865.

³⁾ Felix l. c. S. 237.

bei dem Maiskorn und Brandpilze, welche ganze Getreide-
ernten vernichten¹⁾. Auch verschiedene Insekten wirken
auf die Tiere schädlich, ja manchmal vernichtend. So z. B.
ist die Tsetsefliege, welche gefährlich für die Haustiere
ist, sehr verbreitet in Afrika. Livingstone²⁾ berichtet,
dass vier solcher Fliegen einen Ochsen töten können.
Auch den Kamelen wird sie gefährlich, mit einem Wort,
wo sie verbreitet ist, macht sie die Viehzucht fast un-
möglich. Auch Schweinfurth erwähnt viele schädliche
Fliegen und Bremsen, welche westlich von den Djur plötzlich
alle Viehzucht zum Aufhören bringen. Auch in Paraguay
giebt es eine Fliegenart, welche die Kälber und Fohlen
befällt und sie tötet. Barth³⁾ berichtet in Sudan, be-
sonders in Bagirmi gäbe es ungeheuere Scharen zerstörender
Würmer, Ameisen und Termiten, welche oft eine Hungers-
not verursachen können. Dazu kommen noch die Verheer-
ungen, welche die wilden Tiere in den Kulturpflanzen und
unter den Haustieren anrichten und welche sehr bedeutend
sind. Auf Ceylon zerstören die zahlreichen Elephanten-
herden die Ernten. Livingstone bemerkt, dass die
Löwen in Afrika grossen Schaden verursachen. Der
Jaguar im La Platagebiet vernichtet ganze Herden
von Rindern und Pferden und verursacht dadurch oft
Hungersnot. Wir sehen, die Kulturvölker bemühen sich,
all diese schädlichen Natureinflüsse, wenn nicht voll-
ständig zu beseitigen, so wenigstens zu reduzieren. Um
die Dürre zu paralysieren, gräbt man artesische Brunnen,
baut Bewässerungskanäle und pflegt die Wälder, welche
die Feuchtigkeit längere Zeit aufhalten. Die zu grosse
Feuchtigkeit wird durch künstliche Austrocknung grosser
Flächen abgeleitet und dadurch urbar gemacht; die para-
sitischen Insekten und andere schädliche Tiere werden

¹⁾ Felix l. c. S. 237.

²⁾ „ l. c. S. 242.

³⁾ „ l. c. S. 243.

vollkommen vernichtet oder wenigstens im hohen Masse unschädlich gemacht, und die Seuchen durch bessere Nahrung und Pflege der Tiere viel seltener und durch rationelle Heilung ungefährlich gemacht. Dort wo ein Erwerbsmittel dem Kulturmenschen versagt, sucht er es durch andere zu ersetzen. — Durch Industrie und Handel trachtet er sich allmählig von der Natur zu emanzipieren. Nichts ähnliches bei den Naturvölkern: Sie sind vollkommen der Natur preisgegeben. Alle gewaltigen Natureinflüsse suchen sie nicht zu beseitigen, sondern vergöttern sie und stehen ganz demütig vor ihnen. Anstatt jener Vielseitigkeit der Kulturvölker ist hier eine völlige Einseitigkeit anzutreffen; viele Völker Amerikas, der Polarregionen, Afrikas, Australiens und der Südseeinseln leben nur von Jagd und Fischfang. Abhängiger von der Natur könnte man sich den Menschen gar nicht denken, denn alles das ist vom Zufall bedingt. Jedes Ausbleiben der Fische und Jagdtiere ist von verheerender Hungersnot begleitet. Ihre unvollkommenen Geräte und Waffen tragen sehr viel dazu bei, dass sie auch dort, wo eine Fülle von Nahrungsmitteln ist, trotzdem Hunger leiden müssen. Der Ngamisee in Südafrika ist nebst seiner Umgebung einer der wild- und fischreichsten der Erde, aber da die Umwohner nur wenig Kähne und schlechte Waffen besitzen, so können sie die Naturgaben nur unzureichend ausbeuten, und mitten im Überflusse leiden sie Hunger. Auch aus Mangel an Menschen ist eine völlige Ausbeutung der Naturgaben unmöglich. Auf Kamtschatka herrscht häufig Hungersnot gerade aus Mangel an Menschen. Denn es giebt nämlich nicht immer zu gleicher Zeit auf beiden Seiten der Halbinsel Fische, und dann fehlt es an Leuten, welche den Überfluss nach den entgegengesetzten Küsten bringen könnten¹⁾. Während hier ein Kulturvolk durch rationellen Jagdbetrieb und die Fischzucht eine sehr gute

¹⁾ Cochrane, Fussreise durch das russische Reich. 1825. S. 259.

Existenz sich sichern konnte, fehlen dem Naturmenschen alle Kenntnisse. — Eine Schonungszeit, welche eine Vermehrung der Jagdtiere sichert, ist nirgends zu finden. Völlige Vernichtung und Ausbeutung des Gebotenen ist das Prinzip der Naturvölker und daneben vollkommene Gleichgiltigkeit für die Zukunft. Welches Unheil hat diese Sorglosigkeit der Zukunft gegenüber angerichtet. Fast alle Naturvölker sind Menschen des Augenblickes. Die Vergangenheit konnte sie nicht belehren, sie ist spurlos an ihnen vorüber gegangen, und die Zukunft ist in nebelgraue Ferne entrückt, so dass es lächerlich, ja des Menschen unwürdig scheint, wie ein Beduinen-Scheich sagte, sich mit ihr zu beschäftigen. Und mit dieser Sorglosigkeit für die Zukunft geht Hand in Hand das Fehlen von jedweden Vorräten und die äusserste Verschwendung von Nahrungsmitteln, wenn sie in Fülle vorhanden sind. Selbst Eskimos, welche am stiefmütterlichsten von der Natur bedacht sind, könnten durch Selbstbescheidung und kluge Voraussicht bei dem durchschnittlich reichen Jagdertrag durchs ganze Jahr behaglich leben, wenn sie den momentanen Überfluss ihres Jagdergebnisses aufbewahren würden. Aber sehr selten trifft man bei ihnen Vorrathshäuser an, und dort wo es ihrer giebt, da sind sie wie bei den Grönländern möglichst weit entfernt, damit der Besitzer nicht sobald verlockt wird, aus Übermut die Vorräte anzutasten. — Denn so lange viel da ist, wird viel gegessen, ist nichts mehr da, wird gehungert. — Es ist unglaublich, was diese Menschen im Essen leisten können. Es kann sein, dass es durch das Klima, ihre Thätigkeit und Lebensweise bedingt ist; dann darf man auch nicht vergessen, dass alle eiweisshaltige Nahrung viel rascher verdaut wird als Kleber- und Stärkemehl, und deshalb haben diese Leute auch ein fortwährendes Hungergefühl. Aber ausserdem entwickeln sie auch noch eine beispiellose Gefrässigkeit. Einige Indianer gebrauchen sogar Brechmittel, um weiter essen zu

können¹⁾. Von den Polarmenschen sind besonders die Jakuten sehr berüchtigt²⁾. Ein Jakute kann in ein paar Tagen ein ganzes Pferd verzehren. Wrangel berichtet, dass jeder aus seiner Begleitung 60 Fische ass, während er selbst an 10 vollkommen genug hatte.

Lyon erzählt, dass einige Eskimos krank waren und auf sein Schiff kamen, um Nahrung zu erbetteln; sie waren aber unzufrieden, als sie nur 5 Pfund Wallrossfleisch erhielten³⁾. Ein Guaranier, berichtet Dobritzhofer, hat in wenigen Stunden ein kleines Kalb verzehrt⁴⁾.

Mit einem Worte, es ist eine leichtsinnige Übermässigkeit, welche wir bei den Kindern oft treffen. Wenn des Wilden Gefrässigkeit zuletzt nicht genügt, um die vorhandenen Vorräte aufzuzehren, so ruft er seine Bekannten, und seine Gastfreundschaft geht bis zur Eitelkeit. Tage lang werden Schmäuse abgehalten, bei welchen die Gesellschaft verzweifelt vergnügt ist, und sie scheinen vergessen zu haben, dass ein zweiter Winter vor der Thür steht⁵⁾. Das geht so lange bis die Vorräte alle werden, und nachher wird gehungert. — Nicht minder verschuldet es auch die Vernichtungslust der Naturvölker, dass ganze Herden von Büffeln und Hirschen in Nordamerika vertilgt werden und dadurch die ganze Bevölkerung der Hungersnot preisgegeben wird.

Z. B. in Canada tötet man alle Hirsche, die man trifft, wenn es auch an Fleisch nicht fehlt, da man glaubt, dass die davon laufenden den andern raten werden, sich zu verstecken⁶⁾. Es ist eine unglaubliche tierische Wut und Zerstörungslust, welche die Buschmänner bei Zusammen-

¹⁾ Waitz, Band III, S. 82.

²⁾ Müller, Allgemeine Ethnologie, S. 430.

³⁾ Lyon, Private Journal 1824, S. 389.

⁴⁾ Schneider, Die Naturvölker. Missverständnisse, Missdeutungen und Misshandlungen. B. I. S. 258.

⁵⁾ Kane, Arctic Explorations 1856. Band II. S. 110.

⁶⁾ Waitz, Band III. S. 86.

treffen mit Schaf- und Rinderherden entwickeln, sie töten alle Tiere, wenn sie auch nicht alles mitnehmen können¹⁾. Auch der Maler Catlin²⁾ berichtet, dass am Missouri ganze Bisonherden vernichtet werden, und gerade dann wenn die Häute keinen Pelz haben und trotzdem Vorräte im Überfluss vorhanden waren. Hier sieht man die reine Vernichtungslust. Nichts lebendiges wird unterwegs geschont, in dem Neste werden die Jungen getötet oder die Eier zerstört, und es ist unglaublich, welche Verheerungen besonders unter dem Rotwilde gemacht werden, wie Hearne erzählt. Wahrscheinlich ist mit ein Beweggrund auch der Neid des Jägers, welcher den Nachbarn das lebend gebliebene Wild nicht gönnt. Auch die Einfuhr des Feuer- gewehres beschleunigte die Ausrottung des Wildes, dazu kommen noch die vielen Pelzhändler und Walfischfänger, welche zur gewaltigen Dezimierung der Land- und Seetiere beitrugen. Das elende Leben vieler kanadischer Indianer ist eine Folge dieses Vernichtungsprozesses. — Allein nicht nur die Jäger- und Fischervölker werden von häufigen Hungersnöten heimgesucht, sondern wir bemerken auch dort, wo eine Bewirtschaftung des Bodens stattfindet, wie bei den Negern in Afrika und dann bei vielen Südseevölkern, dass auch diese von dieser Geisel der Menschheit nicht verschont bleiben. Aber auch hier sind die Geräte und die Art und Weise wie diese Völker den Boden bebauen, höchst mangelhaft. Von einer rationellen Bebauung des Bodens ist nicht die Rede. Ebenso ist die Viehzucht bei vielen Hirtenvölkern ganz unrationell. Eine Kombination, ein harmonischer Zusammenhang zwischen Ackerbau und Viehzucht, findet nirgends statt, oder wenigstens sehr primitiv. Hier wie dort sorgt man nur für augenblickliche Befriedigung, die Zukunft wird dem Schicksale anheimgestellt, völliger Fatalismus. Da-

¹⁾ Felix, Band. S. 11.

²⁾ " " " "

her erscheint jede Anhäufung von Nahrungsmitteln überflüssig. — Auch beständige Kriege, welche überall bei den Naturvölkern herrschen, sind wichtige und oft wiederkehrende Faktoren einer Hungersnot. — Der Sieger zerstört nämlich in der Regel die Ernte des Besiegten und nimmt seine Herden mit sich fort, um ihn dadurch noch mehr zu schwächen. Eine ruhige Bearbeitung des Bodens wird durch die fortwährenden Kriege illusorisch. Es wird damit die Unsicherheit des Lebens erhöht und die Ansammlung von Vorräten für die Zukunft unrätlich gemacht, denn es liegt die Möglichkeit sehr nahe, dass die angesammelten Vorräte als willkommene Beute dem Feinde zu Gute kommen werden. — Eine der wichtigsten Ursachen, welche es ermöglicht, dass Hungersnöte bei den Naturvölkern so leicht entstehen können, ist die Unmöglichkeit, ihnen aus anderen an Nahrungsmitteln reichen Gegenden Hilfe zu bringen, weil bei dem Mangel an ausreichenden Kommunikationsmitteln eine Ausgleichung unmöglich ist. — Auch Aberglaube und religiöse Überzeugungen können eine Ursache der Hungersnot werden. Viele Naturvölker haben Speiseverbote, weil sie glauben, dass viele Pflanzen und Tiere heilig seien. — Z. B. die Amerikaner essen von vielen Tieren nichts, weil diese mit dem Totensystem zusammenhängen. — Die Mohavestämme essen keinen Fisch, weil sie glauben, dass in jedem eine Indianerseele steckt.

Crevaux¹⁾ erzählt, dass viele Oyami und Kujukemu keine Hühner und keine Eier essen, wenn sie Kinder haben wollen. Auch die Marutzse-²⁾ und Zulustämme³⁾ haben aus Aberglauben verschiedene Verbote; einige essen kein Nilpferd, andere keine Pallahantilope u. s. w.

Wenn auch dieser Aberglaube der Schonung der Tiere zu Gute kommt, so ist dieses Verbot in vielen Fällen doch geeignet, beim Mangel an anderweitiger Nahrung

¹⁾ Ratzel, Band II. S. 607, Völkerkunde.

²⁾ „ „ I. „ 386, „

³⁾ „ „ I. „ 268, „

das Volk lieber verhungern zu lassen als sich leicht zu helfen. — Die sehr verbreitete Sitte, dass man ganze Dörfer verlässt, wenn ein Angesehener stirbt, oder dass man alles, was der Verstorbene besessen, mit ins Grab legt, oder vollkommen zerstört und verbrennt, verhindert jede Anhäufung von Eigentum und ist damit häufig als Ursache der Hungersnot anzusehen. — Die Caraiben¹⁾ lassen die Ernte im Stich und wandern aus, wenn Jemand von ihren Grösseren im Dorfe stirbt. Die patagonischen Stämme²⁾ geben alle Sachen dem Verstorbenen ins Grab. — Eine noch weiter gehende Vernichtung des Eigentums finden wir bei einigen Völkern Afrika's wie den Aschanti, Dahome, bei welchen dem toten Könige das gesamte Eigentum mit ins Grab gegeben wird. Dazu werden noch ungeheuere Scharen von Haustieren getödet und verschmaust. Die Ursache dieser Zerstörung kann in der Furcht vor bösen Dämonen und in der Fortsetzungstheorie ihren Grund haben (siehe Kap. Glaube und Aberglaube).

Auch die entsetzliche Trägheit und Faulheit, welche eine allgemeine Eigenschaft der Naturvölker ist, indem sie die Ruhe, das Nichtsthun als grösstes Glück betrachten, ist Ursache, dass bei einer Fülle von Naturgaben eine Masse Menschen Hungers sterben. Franklin³⁾ berichtet, dass bei den Bären- See- Fluss-Indianern fast alle Jahre Hungersnot herrscht, trotz eines grossen Fischreichtums. Ebenso die Samojeden, so lange sie etwas zu essen haben, gehen sie trotz ungünstigen Wetters nicht auf den Fang, während sie im Winter Hunger leiden. Bei vielen ist auch Unkenntnis, das Fleisch oder die Fische zu konservieren, Hindernis, um Nahrungsmittel aufzuspeichern, z. B. auf Kamtschatka trocknet man aus Vorurteil gegen das Einsalzen die Fische nur an der Sonne. Wenn nun ein

¹⁾ Klemm, Band II, S. 95 u. 96. Kulturgeschichte.

²⁾ Tylor, Die Anfänge der Kultur. D. A. von Spengelt, Poske, Band I, S. 465.

³⁾ Zweite Reise an die Küsten des Polarmeeres. D. A. 1829. S. 81.

nasser Sommer eintritt, so verfaulen die Fische und im Winter sind die Eingeborenen Entbehrungen ausgesetzt. Durch den grossen Wandertrieb der Naturvölker wird die Aufspeicherung der Vorräte unmöglich gemacht.

Übermässiger Genuss von spirituösen Getränken verursacht grosse Verheerungen unter den Naturvölkern. Trotz grosser Widerstandsfähigkeit einiger Völker, wie es Fritzs von den Kaffern behauptet und wie es der Ausruf de Lery's beweist, indem er sagt: „Zurück ihr Deutschen, zurück ihr Schweizer und ihr Gewohnheitstrinker alle! dem Quantum, das unsere Wilden (Süd-Amerikaner meint er) vertragen können, seid ihr nicht gewachsen!“ so muss man doch annehmen, dass bei der Überschreitung eines gewissen Masses der Alkohol zerstörend auf die körperliche und geistige Konstitution einwirkt. Und besonders bei den Naturvölkern, welche ja, wie beim Essen, ebenso beim Trinken kein Mass halten können, und bei welchen jeder wiederholte Gebrauch in Leidenschaft übergeht, ist es erklärlich, dass die Zahl der Gewohnheitstrinker sehr gross ist. — Einen grossen Teil der Schuld daran tragen die Europäer. Wie Wood Reade¹⁾ sagt: gehört, seit die Europäer zu den Negern kommen, das Trinken bei ihnen zu den Staatseinrichtungen“; wer gar keinen Branntwein trinkt, ist ein Paria“. Nicht mässigere Trinker sind auch die Indianer. Die Neigung zum Rausche grenzt an Manie und Trunksucht ist ein nationales Laster geworden. Ähnliche Zustände finden wir bei nordsibirischen Völkern; diese haben von den Russen den Branntwein kennen gelernt und sind jetzt ebenso leidenschaftliche Trinker geworden wie die angeführten Völker. — Es wäre ein Unrecht, die ganze Schuld den Europäern zuzuschreiben; es bestehen viele Zeugnisse, welche beweisen, dass die Trunksucht schon bei vielen Völkern bestand, ehe die Europäer

¹⁾ Schneider, Band 1. S. 261.

²⁾ „ „ „ „

³⁾ „ „ „ 259.

Branntwein und Rum eingeführt haben. Kava-Punsch¹⁾, welcher von der Wurzel einer Pfefferart (pipermethysticum) bereitet wurde, war schon früher bei den Südseevölkern bekannt. Die Mexikaner trinken Meth, und Peschel²⁾ behauptet, dass der übermässige Genuss davon die Kraft der alten Tolteken zerrüttet habe. — Spirituöse Getränke finden wir ebenso bei den Caraiben, als Paiwaritränk; nicht minder waren die Peruaner mit ähnlichen Getränken bekannt³⁾. — Peter Dobritzhofer sagt von den Abiponern, dass sie noch von früher so trunksüchtig sind, dass sie von jedem Laster eher zu bekehren sind, als von der Trunksucht. — Die Kongo-Neger berauschen sich seit frühesten Zeiten mit Palmenwein, und die Hottentoten thaten dasselbe mit einem Bier aus Mais⁴⁾.

Die Folgen der Hungersnot und der Trunksucht.

Hottentote Völker
Gewaltig sind die Verluste an Menschenleben, welche die Naturvölker erleiden müssen infolge von Hungersnot. Geradezu entsetzlich sind die Berichte, welche uns die Reisenden aus den Polargebieten bringen. Im Winter 1878/79 waren anhaltend ungünstige Eisverhältnisse, die Stürme erschwerten die Jagd. Da sank die Zahl der Eskimos der St. Lorenz-Insel von 1500 Einwohnern auf 500. — In Süd-Grönland starben 1856/57 vor Hunger und Kälte 150 Menschen und im Sommer von Epidemien noch 100.⁵⁾

Petitot⁶⁾ berichtet: „1862 waren zu Fort Chipenyan 900 Chipenyer und 300 Crees, aber 1879 fand ich nur 537 Chipenyer und 86 Crees, so hatte der Hunger sie aufgerieben.“ — Hooper⁷⁾ fand auf der St. Lawrence-Insel

¹⁾ Schneider, Band I. S. 262.

²⁾ Peschel, Völkerkunde, 5. Auflage. S. 450.

³⁾ Schneider, Band I. S. 263, 264.

⁴⁾ Schneider, Band I. S. 225, 226.

⁵⁾ Rink-Brown Danish, Greenland 1877. S. 159.

⁶⁾ Petitot Proc. R. G. Soc. Band. S. 652.

⁷⁾ Knortz, Wilhelm Nindemann.

in einem Dorfe die Leichen von 54 Männern, deren Frauen sicher früher gestorben und begraben waren, und in einem Dorfe von 300 Einwohnern nur noch 100 überlebende. Aber noch grösser sind die Verluste infolge von Epidemien, welche gewöhnlich jeder Hungersnot folgen. Dionysius von Halikarnass erwähnt viele Seuchen in Rom. Von einer waren beinahe alle Sklaven hingerafft, und die Ursache war die Hungersnot¹⁾. Ein solcher Zusammenhang ist auch in der verheerendsten mittelalterlichen Pest, dem „schwarzen Tode“, welcher 1345 ausbrach, erwiesen²⁾.

Die Ursachen dieser Epidemien sind leicht einzusehen, wenn man die unregelmässige, einmal zu reichliche, das andere Mal ganz unzureichende Nahrungsaufnahme der Wilden berücksichtigt und dann weiter bedenkt, dass sie während der Hungerszeit die ekelhaftesten und ungesunden Dinge verzehren. Die Australier, die Kongo-neger, die Indianer in Britisch Guyana und die Boto-kuden, die Buschmänner sind solche Pantophagen, dass sie Knollen und Wurzeln, Fledermäuse und Eidechsen, Würmer, Larven und Käfer ohne Anstand verzehren.³⁾ Viele Hyperboreer essen ohne Anstand Schuhe und alles Lederzeug. Man führt mit Recht den im Augarathale so verwüstend auftretenden Typhus auf den dort üblichen Genuss von verdorbenen Salzfischen zurück.⁴⁾

Der Inhalt des Rentiermagens wird bei den Indianern und Eskimos als eine Leckerei angesehen. In Australien ist die Kindersterblichkeit sehr gross, und insbesondere sterben die meisten Kinder schon in einem Alter, in welchem sie noch keine Zähne besitzen. Die Ursache ist in der ungeeigneten Nahrung zu suchen, welche zumeist aus harten Knollen und Wurzeln besteht, die für das

¹⁾ Felix, Band. S. 249.

²⁾ Felix, „ „ 249.

³⁾ Schweinfurth, Im Herzen von Afrika. 1878
Waitz. Band I. S. 63.

⁴⁾ (Ratzel) G. H. 1865. S. 424.

Kind unverdaulich sind, so dass dasselbe vor Hunger zu Grunde geht.¹⁾ Eine merkwürdige Gewohnheit ist das Geniessen von verschiedenen Erde-Arten infolge von Hungersnot. So verschlingen z. B. die Ottomaken in Hungerszeit $\frac{5}{4}$ Pfund Thonklösse.²⁾ Auch die Neger an der Guinea-Küste essen gelbe Erde, Caoak, genannt. Ebenso verzehren die Neukaledonier³⁾ Talkerde, und die Bewohner von Popayan essen Kalk.⁴⁾

Am Taupo-See essen die Eingeborenen alkalischen Thon, der auch als Seife gebraucht wird.⁵⁾ Die Ursache liegt darin, dass sie das peinigende Hungersgefühl auf diese Weise abzuschwächen suchen. Dass aber dieser Genuss nicht günstig auf den Körper wirkt, liegt auf der Hand. Ich habe selbst Gelegenheit gehabt, bei vielen Kindern die Beobachtung zu machen, dass diese Staub und verschiedene Erde essen. Das Aussehen dieser Kinder war schwach und blass, als ob sie die Gelbsucht hätten. Dass ein grösserer Genuss von Erdmassen schädlich, sogar tödlich einwirken kann, beweist nachstehende Thatsache. In den Bezirken von Comaguey und Guamhaya sollen sich $\frac{2}{3}$ der Indianer durch Erdessen das Leben genommen haben, um der Grausamkeit der Spanier zu entgehen.⁶⁾

Nicht minder wichtig ist der Einfluss der Hungersnot auf das geistige Vermögen der Menschen. Der Zusammenhang und infolgedessen die Wechselwirkung zwischen Körper und Geist ist schon längst bewiesene Thatsache. Jede Schwächung des Körpers durch ungenügende oder unangemessene und ungesunde Nahrung schwächt auch

¹⁾ Ratzel, Band. II. S. 54.

²⁾ Humboldt, S. 240. — Ratzel, Band III. S. 607. — Müller, S. 295.

³⁾ Humboldt, Band. S. 240. — Klemm, Band IV. S. 273.

⁴⁾ Humboldt, Band. S. 240.

⁵⁾ Waitz, Band III. S. 57.

⁶⁾ Waitz, Band IV. S. 334.

den Geist. Man kann es an sich selbst erfahren, dass man hungernd nicht normal denken kann. Gerland¹⁾ sagt: „durch den Hunger wird das Nervensystem zu ganz besonderer Thätigkeit pathologisch angeregt.“ Ein solcher Zustand eignet sich aber nur, wie viele Naturvölker glauben, um mit Göttern zu verkehren, denn dann ist der Mensch am meisten zu Hallucinationen disponiert. Bei einem übermässig gefüllten Magen ist die geistige Thätigkeit ebenfalls lahm gelegt. — Der Einfluss der Nahrung zeigt sich aber nicht nur bei momentanen Gemütszuständen, sondern die Art der Nahrung, ob diese nämlich vorwiegend aus Fleisch oder Pflanzen besteht, kann bestimmend für den ganzen Charakter des Menschen, ja des ganzen Volkes sein. Moleschot sagt: „die reichhaltige Fleischnahrung regt den Kreislauf zu höherer Thätigkeit an, bildet die Muskeln kräftiger und fördert die Absonderung eiweisshaltiger Sekrete“. ²⁾ Das Fleisch ist leichter verdaulich als die Pflanzennahrung, wie schon früher erwähnt wurde und fordert demgemäss einen geringeren Kraftaufwand, welche Ersparnis an Kraft dem ganzen Körper zu Gute kommt; andererseits bewirkt diese leichte Verdauung ein immerwährendes Hungergefühl. Wird dieses nun nicht regelmässig befriedigt und kehrt es oft wieder, so bildet sich daraus ein andauernder unbehaglicher Gemütszustand, welcher uns die Unfreundlichkeit und das schroffe Benehmen vieler Naturvölker ausreichend erklärt. Bei andauernder Hungersnot fühlt man ein Unbehagen, die Sinne, durch welche der Geist seine Nahrung empfängt und wieder seine Thätigkeit kund giebt, versagen ihm den Dienst. Die Harmonie zwischen beiden ist gestört. Der Lebensinstinkt der Selbsterhaltung, welcher Menschen und Tieren gemeinsam ist, zeigt sich jetzt als der stärkste Trieb, der im Stande

¹⁾ Gerland, Anthropologische Beiträge. B. I. S. 218.

²⁾ Gerland, l. c. Band I. S. 219.

ist, alle höheren geistigen Vermögen zu paralysieren. Um Mittel wird jetzt nicht gefragt; sie werden jetzt dem Zwecke geopfert, alles wird gebraucht, was zur Befriedigung dieses Triebes dient. — Sehr treffend beschreibt J. Crevecour in seiner Reise nach Oberpennsylvanien, die Qualen und Folgen des Hungers, welche er selbst durchmachen musste: „auf eine grosse Schwäche folgte eine Art von Wut, wie sie etwa den Wolf in ähnlichen Fällen beseelt“. ¹⁾ In einem solchen Zustande zeigen sich alle Mitleidsgefühle selten machtlos. Der tierische Trieb einer Befriedigung des Hungers ist jetzt allein massgebend. Desshalb ist es kein Wunder, wenn viele Völker, die öfters an Hunger leiden, dann, wenn sie schon alle Mittel zur Sättigung aufgebraucht haben, zuletzt auf ihre Mitmenschen greifen, um diese aufzuzehren. Dieser erste Schritt zum Kannibalismus ist als durch die Not bedingt teilweise zu entschuldigen. Allein die Nachteile dieser Einführung liegen darin, dass das sittliche Gefühl abgestumpft wird und dass das schreckliche dieser That nicht mehr deutlich gefühlt wird. Die nächste Hungersnot findet die Menschen schon eher geneigt, sich auf diese unnatürliche Art zu helfen, und später greifen sie bei dem geringsten Mangel an Lebensmitteln zum Kannibalismus. Ja es kommt vor, dass solche Menschen, die einmal Menschenfleisch gegessen haben, so viel Geschmack daran finden, dass sie aus blosser Feinschmeckerei Kannibalen werden. Als bei den Repulse-Bai-Eskimos ²⁾ eine Hungersnot ausbrach, griffen sich zwei Parteien gegenseitig an, und die Getöteten wurden gemeinsam aufgeessen! — Ein Sklaven-Indianer ³⁾ hatte während öfterer Hungersnöte 12 Menschen gefressen, darunter seine Eltern. M. Donald ⁴⁾ erzählt, dass

¹⁾ Klemm, I. Band. S. 258.

²⁾ Private Journal, Lyon 1824. S. 412.

³⁾ Hooper, Tents of Tuski. Band. S. 303.

⁴⁾ M. Donald, among Exquimaux 1871. S. 92.

die Cumberland-Sund-Eskimos aus Hunger zum Leichensfrass gezwungen waren. Auch die Naskapis¹⁾ sind fast jeden Winter Kannibalen, sie töten sogar ihre eigenen Kinder. Hearne²⁾ berichtet, dass die Not die Indianer zum Kannibalismus zwingt. Sie glauben, dass jeder der einmal Menschenfleisch gegessen hat, soviel Geschmack daran findet, dass Niemand mehr vor ihm sicher ist.

Dansin³⁾ erzählt von den Feuerländern, dass sie bei Hungersnot ihre alten Weiber schlachten. Ein alter Bärensee-Indianer⁴⁾ hatte seine zwei Weiber verzehrt und war nun Junggeselle, denn kein Weib wollte ihn mehr heiraten. In einer Familie von Puruchansk⁵⁾ (Sibirien) ass die Mutter ihre Tochter auf, dann befahl sie ihren Söhnen, zuerst den jüngsten und dann den zweitjüngsten von ihnen zu töten; als sie aber auch den dritten verlangte, wurde sie von den übrigen Söhnen erschlagen und verspeist. Es entsteht Kannibalismus aus Not auch bei den andern Naturvölkern, allein dort sind auch andere Motive im Spiele. — (Siehe Kannibalismus). Die Hungersnot trieb die Menschen, Vorsichtsmassregeln zu ergreifen, und man suchte Alles zu beseitigen, was seine Sorgenlast erhöhen konnte, man wartete nicht mehr, bis die kritische Zeit kam, um dann seine Kinder oder die Alten zu schlachten und zu essen, sondern tötete die Kinder sofort nach der Geburt, (s. Kindesmord) und die Alten und Schwachen setzte man aus oder tötete sie. Ja es kommt vor, dass die Eltern selbst verlangten, eher einen leichten Tod durch die Hand ihrer Kinder zu sterben, was diese als einen Akt der Pietät erfüllten, anstatt später durch einen qualvollen Hungertod zu Grunde zu gehen. Nirgends

¹⁾ Hind, Labrador Peninsula. S. 444.

²⁾ Hearne, Reise zum Eismeer. S. 53/54.

³⁾ Schneider, Band I. S. 46.

⁴⁾ Further Correspondence. 1852. S. 161.

⁵⁾ Jadrinzeff, Sibirien.

tritt die Geringschätzung des menschlichen Lebens so klar hervor als hier.

Föhring & S. 184
Welch eine gewaltige Kraft zeigt die Hungersnot, indem sie die zartesten und zugleich in der tiefsten Tiefe des menschlichen Herzens eingewurzelten Gefühle der Eltern- und Kinderliebe ganz aufhebt. Hearne berichtet, dass bei den nördlichen Indianern ein hohes Alter als grösstes Unglück gilt, da die Alten, sobald sie nicht mehr gehen können, von ihren Kindern ausgesetzt und dem Hunger preisgegeben werden. Sie halten das aber für selbstverständlich, da sie es ebenso mit ihren Eltern gemacht. Die Chippewäer¹⁾, dann die Eskimo's²⁾ am Cumberland-sunde setzen die Alten und die Schwachen aus. Die Ost-Grönländer töten ihre Weiber, sodass zuletzt auf ein Weib 3—4 Männer kommen, wodurch ihre Polyandrie erklärlich erscheint³⁾. Die Behandlung der Kranken und Alten ist, wie bei den Pschuktschen⁴⁾, auch bei den Repulse-Bai-Eskimos⁵⁾ sehr grausam, es zeigt sich kein Mitgefühl, kein Mitleid, die Frau wartet auf den Tod ihres Mannes und umgekehrt, und sie freuen sich von der Last befreit zu sein. — Auch die am Leben gebliebenen Kinder werden als eine Last betrachtet und viele Mütter, wie bei den Baffinsland-Eskimo's⁶⁾ und Sarage-Island-Eskimo's⁷⁾ boten ihre Kinder den Reisenden für einen Spottpreis zum Verkauf an. Eine Frau des letzteren Stammes verlangte nur ein eisernes Messer für ihr Kind. Bei den Alaska-Indianern gelten 12—14jährige Mädchen oft als Tausch-

¹⁾ Mackenzie, Reise nach dem Eismeer. D. A. 1882. S. 143.

²⁾ M. Donald, Na. of young Eskimo 1841.

³⁾ Graah, Expedition to the East coast of Greenland. 1837. S. 58 und 75.

⁴⁾ Dall Alaska, 1870. S. 382/85. (1870).

⁵⁾ Lyon, priv. Journal, S. 357, 391.

⁶⁾ Parry, Sec. voy. Band III, S. 20.

⁷⁾ Lyon, priv. Journal. 1824. Bd. S. 24.

mittel, für kurze Zeit oder öfters für immer¹⁾. Auch Selbstmorde aus Verzweiflung bei der Hungersnot kommen sehr oft vor bei den Kamtschadalen²⁾ und Vissangs-Indianern³⁾ im Norden des Huronsees.

Nicht minder verrohend und demoralisierend als Hungersnot wirkt das grässliche Laster der Trunksucht. Ausser der vollkommenen Zerrüttung und Verzehrung des Körpers durch den Branntwein oder durch den Karopunsch⁴⁾, welcher den ganzen Körper abmagert und zuletzt aussätzige Hautkrankheiten mit ekelhaften Geschwüren zur Folge hat, sind noch verschiedene Verbrechen wie Mord und Totschlag infolge der Berauschung in Berücksichtigung zu ziehen, wenn man die ganze Tragweite des übermässigen Alkoholgenusses ermessen will. Die Nordamerikaner betrachten jedes Verbrechen, welches in der Trunkenheit begangen wird, als unstrafbar, da sie behaupten, nicht der Thäter, sondern der Geist, der im Branntwein steckt, sei schuld daran.

„Schickt euren Wein und Branntwein ins Gefängnis, nicht uns!“ sagte ein Indianer. Die Zahl der Morde und Totschläge ist sehr bedeutend, indem sich jeder, der sich an Jemandem rächen wollte, einfach betrank und dann ohne Furcht vor der Strafe das Verbrechen beging.

Die Hungersnot bringt leicht den Wandertrieb der Naturmenschen zum Ausbruch. Sie nötigt sie, hin und her zu streifen, wie wir es bei den Hyperboreern, vielen Jägervölkern Nord- und Südamerika's und in Australien sehen. Diese fortwährende Bewegung ist aber wieder Ursache zu immerwährenden Reibereien mit einzelnen Stämmen. Die natürlichen Folgen sind dann Streitigkeiten und unaufhörliche Kriege, wie wir später sehen werden. — Ist nun eine höhere Kultur und Versittlichung dort, wo öfters

¹⁾ Jackson, Alaska. 1888. Bd. S. 116.

²⁾ Krascheninikoff, Kamtschatka. S. 284.

³⁾ Waitz, l. c. Band III. S. 89/90.

⁴⁾ Schneider, l. c. Band I. S. 262/63.

wiederkehrende Hungersnot herrscht? Keineswegs, denn wir sehen, dass der Geist durch andauernden Hunger momentan und auch dauernd sehr geschwächt wird. Eine Anhäufung von Eigentum als erste Kulturbedingung zeigt sich als unmöglich, und materielle Kultur oft hungerleidender Völker ist nur auf die Befriedigung der allernötigsten Bedürfnisse gerichtet. Jede höhere Bestrebung ist unmöglich gemacht. — Daher sind alle Völker, die öfters von Hungersnot heimgesucht werden, wie die Polarkvölker, Buschmänner, Botokuden, Tobiten, Australier, Feuerländer u. s. w. noch auf der niedrigsten Kulturstufe. Viele von diesen Völkern wie z. B. Buschmänner standen früher, als sie sich in günstigen Verhältnissen befanden, auf einer viel höheren Kulturstufe als heute. Erst später sanken sie durch Not und Elend immer tiefer, bis sie endlich alle Segnungen der Kultur vergassen und an ihre Stelle Roheit und Grausamkeiten treten liessen. — Was die Versittlichung anbetrifft, so steht es damit ebenfalls nicht besser. Was Professor Wundt¹⁾ behauptet, dass „die Not der mächtigste Regulator des Triebes war“ oder wie er an einer anderen Stelle sagt: „Wenn der Mensch ein sittliches Wesen geworden ist, so verdankt er dies nicht zum geringsten Teile der Thatsache, dass die Erde für ihn kein Paradies ist“, so findet dieser Satz seine Richtigkeit nur dort, wo die Naturmächte, welche auf den Menschen wirken, sich nur mässig entfalteten, d. h. in gemässigten Erdstrichen. Denn im kalten Norden, in den heissesten Wüsten Afrikas könnten sich die Tugenden des Mitleids nicht entwickeln, weil sich dort die Naturkräfte so gewaltig zeigen, dass sich der Mensch in diesem ungleichen Kampfe zu völliger Resignation gezwungen sieht. Nur mit grösster Anstrengung und Mühe kann er die Mittel für seine eigene Existenz erwerben, und auf sich selbst angewiesen, bleibt ihm nichts übrig, wovon er auch

¹⁾ Wundt, Ethik. Band I. S. 119/205.

dem anderen geben könnte. Helfen kann er nicht, denn sonst muss er sein Mitleid mit seinem eigenen Leben büßen. Es herrscht also der krasseste Egoismus, welcher mit der Verneinung fremder Existenz Hand in Hand geht und für das humane Verfahren keinen Platz übrig hat. Das ist eine Erklärung mehr für die in den Beispielen angeführte Grausamkeit.

II. Nomadismus.

Wir haben schon im vorigen Kapitel gesehen, dass die Hungersnot bei den Naturvölkern fortwährende Bewegung und Wanderung verursachte, um neue Gebiete aufzusuchen und sich eine bessere Existenz zu sichern. Diese Beweglichkeit wird durch die Naturverhältnisse bedingt. Fast alle Völker sind beweglich, von einer absoluten Stabilität kann nicht die Rede sein. Allein dabei sind verschiedene Abstufungen zu unterscheiden. So finden wir, dass z. B. die Orotschonen des Kolymagebietes¹⁾ nicht länger als 2 bis 3 Tage an einem Orte bleiben, während andere Nomadenvölker Asiens, Afrikas sich für viel längere Zeit sesshaft machen, so dass wir sogar von Halbnomaden sprechen können. Man sagt mit Recht, dass, je kultivierter ein Volk ist, es desto mehr mit der Scholle verwachsen ist. Man kann sich diesen engeren Anschluss des Menschen an den Boden so erklären, dass man annimmt, dass mit steigender Kultur auch die Dichtigkeit der Bevölkerung zugenommen hat. Je dichter aber die Bevölkerung war, desto mehr wird sich jeder fürchten, den Fleck zu verlassen, von dem er einmal Besitz genommen hat, damit ihn nicht ein Nachbar aus dem Be-

¹⁾ Ratzel, II. Band. S. 720.

sitze verdrängt. Aber auch hier sind Ausnahmen vorhanden. Die Notwendigkeit verursachte, dass ganze Gemeinden in Siebenbürgen ihre Sitze dorthin verlegen, wo ein Wald abzuschlagen ist. Auch viele Schweizer wandern, um gute Plätze in den Alpen aufzusuchen, im Sommer aus. Viele europäische Touristen reisen in die Alpen und in andere schöne Naturgegenden; aber alle diese Wanderungen sind nur vorübergehend und beziehen sich höchstens auf eine Gemeinde oder auf einzelne Familien. Ganz anders steht es mit den Naturvölkern; was bei den Kulturvölkern eine Ausnahme ist, ist bei den Naturvölkern eine Regel. Hier finden wir den spontanen, schrankenlosen Wandertrieb in reinsten Form und noch verstärkt durch die verschiedenartigsten äussern Einflüsse. Bei der anhaltenden Einwirkung dieser Einflüsse wurde dieser Trieb immer ausgeprägter, bis er diesen Völkern zur zweiten Natur wurde, wie es sich uns am klassischsten bei den Indianern Amerikas und den Südseevölkern zeigt. — Die Motive der Wanderung sind verschiedener Natur; wir können zweierlei Ursachen unterscheiden: — 1) freiwillige und 2) zwingende. Zur freiwilligen gehört vor allem der Wandertrieb oder, wie er auch genannt wird, der Instinkt des Nomadismus. Dieser Trieb ist allen Menschen eigen, aber besonders bei den Naturvölkern viel mächtiger, da die niederen Triebe bei ihnen überhaupt vorherrschender sind als die höheren; „Veränderung, Abwechselung ist der treibende Gedanke, vornehmlich alles organischen Geschehens“, sagt Heraklid, und Euripides: „Abwechselung ergötzt“. Diese Wanderlust der Menschen wird durch die Bodenbeschaffenheit begünstigt. Denken wir an die unermesslichen, weiten Steppengebiete Asiens, Afrikas, Amerikas und Australiens, welche die Tummelplätze der Nomadenvölker sind. — Ein weiteres Motiv der freiwilligen Wanderung ist die Unwissenheit, gepaart mit zu grossem Optimismus, indem die Nomadenvölker glauben, dass in unbekannten, entfernten Gebieten paradiesische Verhältnisse herrschen. Diese Vor-

stellungen wirken verlockend, denn sie stellen ihnen ein arbeitsloses, ruhiges Dasein in Aussicht, welches ihr höchstes Gut ausmacht; zugleich wird auch ihre Neugierde befriedigt. Weit wichtiger und folgenreicher sind die zwingenden Motive, durch welche auch die Intensität der Bewegung bestimmt wird. — Das wichtigste Motiv zur Wanderung, wie wir auch früher erwähnten, ist die Not. Nach der Art und Weise, wie die Mittel zur Befriedigung derselben angeschafft werden, unterscheiden wir verschiedene Erwerbsarten. Die einen Völker sind Jäger, andere Fischer, die dritten Hirten, die vierten Ackerbauer. Zu den Jägervölkern gehören die Indianer Nord- und Süd-Amerikas, Patagonier, viele Australier, einige Polarvölker und die Buschmänner. Schon durch den Umstand, dass der Jäger dem Wilde nachziehen muss, ist eine sehr grosse Beweglichkeit gegeben. Diese wird noch verstärkt durch die Sorglosigkeit und leichtsinnige Vernichtungslust, wie schon früher erwähnt wurde. Um genügende Nahrungsmittel zu haben, muss der Jäger über ein sehr grosses Areal verfügen können. Eine dichtere Bevölkerung ist unter solchen Umständen nicht zulässig. — Wir sehen deshalb diese Völker nicht in Stämmen, sondern nur in Haufen von einigen Familien die Urwälder durchstreifen. Ja, wie Peschel¹⁾ behauptet, bestehen die Horden der brasilianischen Indianer nur aus einer einzigen Familie. Dadurch, dass die beständige Wanderung durch Generationen und Generationen anhielt, wurde der Instinkt des Nomadismus so verstärkt, dass auch später, wenn die Not nicht gerade vorhanden war, die angeborene Wanderlust keine sesshafte Lebensweise zuliess. — Jeder Versuch der amerikanischen Regierung, ihre Indianer sedentär zu machen, war auch dann, als ihnen auch andere Existenzmittel zugesichert wurden, mit grosser Mühe und grossem Aufwande von Gewalt verbunden. — Die Fischervölker der

¹⁾ Völkerkunde, S. 241.

Nordpolarregion, dann der Südseeinseln, Australiens sind ebenso beweglich, aber nicht in solchem Masse wie die Jägervölker Amerikas. Die Ursache liegt darin, dass ihre Berufsart schon eine grössere Masse von Nahrungsmitteln auf einmal sammeln lässt, welche zur Aufbewahrung geeignet sind. Wir erinnern nur z. B. an das Trocknen der Fische durch die Eskimos. Dort aber, wo das Konservieren der Fische fehlt, wie wir es bei vielen Nordpolarvölkern sehen, dort ist eine fortwährende Wanderung der Nahrung wegen ebenso notwendig wie bei den Jagdvölkern. Nomaden im wahrsten Sinne des Wortes sind ja eigentlich nur die Hirtenvölker. Die Steppengebiete der ganzen Passatregion, wo eine geringe Regenmenge und infolgedessen ein nur spärlicher Baumwuchs vorhanden ist, eignen sich nur für eine geringe Zahl von Jagdtieren zum Aufenthalt, und die Jagd auf diese ist sehr beschwerlich und für die Bestreitung der Existenzbedürfnisse des Menschen nicht genügend. — Er musste jetzt durch Zähmung der Tiere und Aufzucht ihrer Nachkommen das zu ersetzen trachten, was die Jagd ihm zu wenig bot. Aber auch jetzt waren die Menschen gezwungen, um die Nahrung für ihre Herden zu finden, von einer Stelle zur anderen zu wandern, da der Graswuchs der Steppe öfters sehr spärlich ist und bei dem Sommereintritt vollkommen verdorrt, so dass sie genötigt sind, wie die Kirgisen¹⁾, ins Gebirge zu ziehen, wo sie frische Weideplätze finden. Im Winter suchen sie dann wieder ihre früheren Weideplätze auf. Diese Wanderung tritt fast jedes Jahr periodisch ein. Bei anderen Hirtenstämmen finden wir, dass sie ihre Weideplätze alle paar Wochen um 5 bis 20 Km weiter verlegen müssen. — Majueff²⁾ berichtet, dass am Amu-Dariagebiete die Steppe mehr und mehr von Sand bedeckt wird. Viele Brunnen und Pfade von Karavanenzügen

¹⁾ Globus 1871. No. 9.

²⁾ Ratzel, Anthropogeographie. S. 9.

werden verschüttet, und Sandüberflutung bedingt gleichzeitig eine stossweise Wanderung der Nomaden. Ebenso sind die Nomaden zur Wanderung genötigt, wenn einige Jahre zu geringe Niederschläge niedergehen; sie verkaufen dann einen Teil von ihren Herden, und zuletzt wandern sie aus. Anderseits, wenn einige Jahre dauernd günstige klimatische Verhältnisse herrschen, vermehren sich die Herden, der Wohlstand steigt, die Möglichkeit einer Zusammenziehung einiger Herden ist gegeben; es tritt eine militärische Organisation ein, und die expansive Kraft, welche sich auf diese Weise bildet, drängt sie, durch Gewalt ihre Weideplätze zu vergrössern auf Kosten der Nachbarn. So machen z. B. die Türkumenen öfters Anfälle auf ihre Nachbarn mit blitzartiger Geschwindigkeit, alles verwüstend. Ebenso ist es bei den Monbuts Nihaur-Nigam und Kaffern in Zentral- und Südafrika. Wenn die Nachbarstämme wegen ihrer Schwäche keinen Widerstand leisten können, so ziehen sie einfach aus und verdrängen ihre Nachbarn wieder, und auf diese Weise entsteht eine Verschiebung, welche einer Wogenbewegung gleicht. Wie schnell sich diese wogenartige Bewegung weiter wälzt, zeigen am besten die Omaha, welche in einigen Generationen von St. Louis bis auf die Reservation geschoben wurden. Die Goten wanderten aus der Krim, weil die Hunnen kamen. Nach Lichtenstein und Vater ist Afrika vom Norden aus bevölkert worden, und ein Stamm sei immer von einem darauffolgenden gedrängt oder gegen Süden hin fortgeschoben worden. Bei diesen Bewegungen der Völker kommt es oft vor, dass ein Volk ein benachbartes mit in die Bewegung reisst; so sind die Wanderungen der Finnen und Hunnen innig verbunden. Mit den Zügen der Araber sind Kopten aus Egypten nach Spanien gekommen u. s. w.

Ähnliche Bewegungen waren auch die grossen Völkerwanderungen im Beginn des Mittelalters, wenn auch bei den heutigen Nomaden diese Bewegungen miteinander in

kleinerem Masse und geringerer Geschwindigkeit vor sich gehen. Auf diese Weise sind auch heutige nordsibirische Völker, dann die Eskimos vom Süden nach Norden verdrängt worden, denn eine freiwillige Einwanderung in diese unwirtlichen Gebiete oder durch Verirrungen ist kaum denkbar.

Schon der Umstand, dass zwischen den nordamerikanischen Indianern und den Eskimos ein traditioneller Nationalhass besteht, spricht gegen diese Möglichkeiten. Die Buschmänner sind ebenso durch solche Streifzüge und Kämpfe aus ihrem früheren Waldgebiete vertrieben, und heute müssen sie in Steppen und Wüstengebieten ein elendes Leben fristen. Auch andere Ursachen zwingen die Hirtenvölker zur Auswanderung, so müssen z. B. die Bedjah im Sommer vom unteren Senaar nach dem oberen wandern, weil nur dieser im Sommer von der für die Kamele gefährlichen Tsetsefliege frei ist. Schweinfurth¹⁾ berichtet, dass die Einwohner von Gigji durch Löwen zur Auswanderung gezwungen wurden; allein auch die Verlegung der Dörfer half nicht, weil die Löwenplage ihnen folgte und so zu immer neuen Wanderungen zwang. Viele Hirtenvölker werden durch die Verringerung der Weidefläche zum Ackerbau gezwungen und dadurch sesshaft gemacht. Wir sehen heute viele Nomadenvölker Zentralasiens durch die Russen, indem sie ihr Areal mehr und mehr verengerten, genötigt, sedentär zu werden. Mehrere Kaffernstämme sind von der Viehzucht zu den Anfängen des Ackerbaues übergegangen. Dieser Übergang geschah selbstverständlich nicht auf einmal, sondern sehr allmählich, und diesen Übergangszustand kann man als ackerbauenden Nomadismus bezeichnen. Viele Völker, die zuerst nomadisch Ackerbau treiben, wie z. B. die Paga Indianer²⁾ und die Eingeborenen am Orinoco³⁾, legen

¹⁾ l. c. Band I. 398.

²⁾ Ratzel l. c. II. 611.

³⁾ Felix l. c. S. 184.

wandernd ihre Pflanzungen an. Zur Zeit der Ernte kehren sie zur selben Stelle wieder und heimsen die Früchte ein. — Wir sehen, dass auch stellenweise das Jägerleben mit dem Ackerbau verbunden wird. So finden wir z. B., dass bei den nordamerikanischen Mandan die Frauen Ackerbau betreiben, während die Männer jagen. Heinrich Berghaus ist der Meinung, dass gerade diese Verbindung der Jagd mit dem Ackerbau die Ursache ist, dass wir feststehende Dörfer bei diesen Völkern finden.

Auch bei den Viamnilen in Centralafrika und den Monbutta sind die Männer Jäger, während die Frauen Ackerbau treiben¹⁾. Ausser den bisher betrachteten Wanderungen, haben wir noch solche, welche durch zu dichte Bevölkerung eines Gebietes veranlasst werden. Die Südseevölker vornehmlich werden durch den Menschenüberfluss ihrer Inseln zur Auswanderung gezwungen, weshalb Ratzel mit Recht behauptet, dass dies eine Bewegung von culturgeschichtlicher Bedeutung¹⁾ sei. Nirgends zeigt sich das klarer, als bei den grossen Wanderungen der Polynesier, durch welche sie das Inselgebiet zwischen Neuseeland und Hawai und zwischen den Fidschi- und Osterinseln bevölkerten²⁾. Auch der Handel spielt bei den Bewegungen der Völker eine grosse Rolle. Wir sehen das besonders deutlich bei den Südseevölkern, welche grosse und gefährvolle Reisen unternehmen, um auf den gemeinsamen Handelsplätzen ihre Waren umzutauschen. Ebenso ist es auch bei den afrikanischen Völkern. Auch durch die europäische Colonisation finden grosse Verschiebungen und Bewegungen der Naturvölker statt. Als die Spanier nach Mikronesien kamen, flüchteten die Marianen nach den Karolinen-Inseln³⁾. Ebenso werden die nordamerikanischen Indianer von den Europäern fortwährend nach

¹⁾ Ratzel l. c. II. 360.

²⁾ do. l. c. II. 353.

³⁾ do. l. c. II. 322

Westen gedrängt. — Als weitere Ursache zu Völkerbewegungen sind ausbrechende Epidemien anzusehen. Humboldt erzählt, dass, als in verschiedenen Teilen Südamerikas die Blattern verheerend wüteten, die Bevölkerung entsetzt ihre Hütten anzündete, die Kinder umbrachte und entfloh. Dieses grausame Verfahren beweist die Regel, dass mit der Unsicherheit des Lebens, wie es bei diesen Epidemien der Fall ist, auch der Wert desselben sinkt. Endlich ist noch als ein Grund zur Völkerbewegung Aberglaube anzuführen. Die Eskimos haben eine abergläubische Furcht vor ermordeten oder auf irgend eine Weise ums Leben gekommenen Personen. Hooper berichtet, dass ein Lager von 12 Sommerzelten verlassen wurde, weil ein Mann im Streite getötet wurde. In Australien räumten sie ein ganzes Dorf, weil einer geträumt hatte, dass eine gewisse Eulenart erschienen sei. Dieser Traum wurde von den Zauberern dahin gedeutet, dass von einem Nachbarstamm ein Angriff drohe. — Ähnliches wiederholte sich bei den Karaiben. (Vergl. Kap. Hungersnot.)

II. Die Folgen des Nomadismus.

Ist die Beweglichkeit der Naturvölker aus Not oder durch verstärkten Wandertrieb zu ihrer zweiten Natur geworden, so suchen sie alles das, was die Leichtigkeit ihrer Wanderungen verhindert, zu beseitigen. Als Hindernisse müssen vor allem eine grössere Anzahl von Kindern sowie altersschwache und kranke Personen erscheinen. Diese können die oft ermüdenden Märsche und sonstigen Strapazen der Wanderung nicht ertragen, und für sie bedeutet diese zumeist ein langsames, qualvolles Dahin-

siechen. Diese Verhältnisse lassen uns die Gewohnheit vieler Nomadenvölker, die zur Reise unfähigen Kinder und Greise zu töten, in einem milderen Lichte erscheinen, umsomehr, als es oft vorkommen mag, dass die alten und gebrechlichen Leute ihre Kinder oder Freunde selbst auffordern, sie zu töten, damit sie auf diese Weise durch einen raschen Tod dem ebenso sicheren als qualvollen Hinsiechen während der Wanderung entgehen. Die kanadischen Indianer¹⁾, die Labrador-Indianer²⁾, die frobischen Bai-Eskimos³⁾, die Repulse Bai-Eskimos⁴⁾, die Chipewäher⁵⁾ bringen wegen ihrer herumschweifenden Lebensweise zu meist die Alten und Kranken um, oder sie geben sie hilflos dem Hunger preis. Sie motivieren diesen scheusslichen Gebrauch damit, dass es besser sei, dass Einer sterbe, als dass die ganze Familie in Not gerate. Diese Gering schätzung des menschlichen Lebens wird noch verstärkt durch die bei den Naturvölkern allgemein verbreitete Überzeugung, dass der Mensch nur so lange einen Wert hat, als er mit seinen Körperkräften ein tüchtiger Mitkämpfer gegen die Natureinflüsse oder gegen die Feinde ist. Verschwinden diese Kräfte, wird der Mensch alt und schwach, so hat er gar keinen Wert mehr, er ist nur eine Last und muss beseitigt werden.

Franklin⁵⁾ fand ein 12-jähriges Mädchen der Hundsrippen-Indianer, welches von seinen Angehörigen verlassen war, weil es nicht laufen konnte. Eine weitere zur Nichtschätzung des menschlichen Lebens bei den Naturvölkern beitragende Ursache sind die fortwährenden Reibereien des wandernden Volkes mit den jeweiligen Nachbarn, welche zu beständigen Kriegen führen. Fast

¹⁾ Hearne, l. c. D. A. S. 187.

²⁾ Roger, Curtis, Labrador.

³⁾ Hall life With the Eskimos. 1865. S. 444.

⁴⁾ Parry, second voyage. III. Band. S. 184.

⁵⁾ Mackenzie, Reise zum Eismeer und zum Pacific. D. A. 1802. S. 143.

überall ist zu bemerken, dass mit der Intensität der Beweglichkeit auch die Feindseligkeiten zunehmen. Es kann für einen Stamm oder ganze Völker sehr verhängnisvoll werden, wenn sie durch freiwillige Auswanderung oder durch einen überlegenen Feind vertrieben gezwungen sind, sich in Gegenden niederzulassen, welche in klimatischer und sonstiger Beziehung von ihrer früheren Wohnstätte sehr verschieden sind. Es muss dann eine Anpassung an die neuen Verhältnisse in jeder Beziehung erfolgen, die früheren Lebensgewohnheiten müssen anderen weichen. Die Lebensbedürfnisse sind andere geworden, und zu ihrer Befriedigung reichen die alten Geräte nicht mehr aus. Es kann vorkommen, dass ein Volk, welches früher von der Viehzucht gelebt hat, durch das Hinsterven der Herden, welche sich den neuen klimatischen Verhältnissen nicht anpassen konnten, sich gezwungen sieht, von nun an Jagd oder Fischerei zu treiben. Derartige Beispiele finden wir bei den nordsibirischen Völkern, welche von ihrer früheren südlichen Heimat, wo sie Viehzucht betrieben, nach Norden verdrängt wurden, in welchem sie die Fischerei und Jägerei ergreifen mussten. Ein weiteres klassisches Beispiel sind die Buschmänner, welche, aus ihren heimatlichen Wäldern verdrängt, nun in dem nächsten Steppenlande, welches sie jetzt bewohnen, gezwungen sind, durch Raub ihre Existenz zu ermöglichen. Dasselbe Schicksal hat auch viele Australier ereilt. Es liegt auf der Hand, dass eine solche vollständige Veränderung der bisherigen Lebensweise eine tiefeingreifende Wirkung auf das Leben der Ansiedler haben musste, und dass, ehe eine Anpassung an die neuen Verhältnisse erfolgt war, eine grosse Zahl von Menschen diesen Verhältnissen zum Opfer fiel. Der Kampf ums Dasein ist auf die Spitze getrieben, und die immense Schwierigkeit der Beschaffung der Lebensmittel lässt den Menschen das Leben anderer und auch das eigene gering achten. Nirgends finden wir die Geringschätzung des menschlichen

Lebens allgemeiner als bei Völkern, welche sich in solchen Übergangsstadien befinden. Die Schwierigkeit dieses Überganges liegt zum grossen Teile auch darin, dass sich die Naturvölker meist schwieriger aklimatisieren als die Kulturvölker. Es ist dies auch insofern selbstverständlich, als den Kulturmenschen eine ganze Reihe von Hilfsmitteln — rationelle Lebensweise, Medikamente etc. — zur Verfügung stehen, welche der Naturmensch entbehren muss. Wir sehen, dass z. B. die Indianer des Gebirgslandes von Peru, wenn sie sich an der Küste niederlassen, vice versa zu Grunde gehen. Wenn Neger in ein kaltes Klima kommen, so verfallen sie leicht der Tob-sucht. So wurden alle Aschant's Neger, welche nach Java gebracht wurden, in nicht langer Zeit geisteskrank. In den jetzt und früher angeführten Beispielen von Wanderungen sahen wir immer, wie gefährlich diese für den einzelnen Menschen werden können, allein schon infolge der mangelhaften Ausrüstung und Wehrlosigkeit desselben verschiedenen schädigenden Zufälligkeiten gegenüber. Wir sehen aber auch dort, wo der wandernde Stamm mit reichlichen Hilfsmitteln zur Reise versehen ist, manchmal bedeutende Verluste an Menschenleben, was natürlich zu der Geringschätzung des menschlichen Lebens nur beitragen kann. So erzählt Atkinson, welcher eine Nomadenhorde von Kirgisen begleitete, als sie in das Alataugebirge zogen, dass sie unterwegs in einer Höhe von 7000 Fuss gefährliche Pfade passieren mussten. Auf diesen Stellen stürzten viele Kamele, Schafe und Pferde in die gähnenden Abgründe, und eine grosse Anzahl von Menschen kam auf dieselbe Art ums Leben¹⁾. Nicht mindere Menschenverluste finden wir durch die kolonisierenden Bewegungen der Südseeinsulaner bedingt, indem sie in ihren leichten, gebrechlichen Fahrzeugen Tausende von Meilen auf dem

¹⁾ Globus.

Meere zurücklegen. In einem solchen tollkühnen Wagnis liegt schon an und für sich eine grosse Geringschätzung des menschlichen Lebens. Was bei den Kulturvölkern die Kolonisation an Geld kostet, das kostet sie an Leben bei den Naturvölkern¹⁾. Wir haben im Vorstehenden die verschiedenen Formen der Wanderungen bei den Naturvölkern in ihren Beziehungen zur Nichtachtung des menschlichen Lebens kennen gelernt. Fassen wir nun die erhaltenen Resultate zusammen, so finden wir, dass vor allem diese beständige Änderung des Wohnsitzes eine ruhige und stetige Arbeit nicht zulässt. Wo aber eine regelmässige Arbeit fehlt, dort ist auch kein Fortschritt, keine Kultur möglich, denn die Kultur ist durch die Arbeit bedingt. Die Wanderung lässt auch keine Ansammlung von Vorräten und darum kein wahres Eigentum zu, wenn auch zugestanden werden muss, dass bei den Hirtenvölkern die Viehherden auch ein Eigentum repräsentieren. Dieses ist jedoch ein höchst unsicheres, denn jede Seuche, jeder Witterungsumschlag kann den Viehbestand bedeutend dezimieren, wenn nicht ganz vernichten. Durch diese Abhängigkeit von der Natur, durch den Mangel an Vorräten schwanken diese Völker fortwährend zwischen Not und Überfluss, zwischen Tod und Leben. Dadurch wird eine Unsicherheit des Lebens erzeugt, welche als direkte Folge die Geringschätzung des menschlichen Lebens nach sich zieht. Die Kultur verlangsamt die Bewegung der Bevölkerung, indem sie Lebenszeit und Generationsdauer verlängert, sagt Ratzel.²⁾

¹⁾ Ratzel.

²⁾ Ratzel, Anthropogeographie. S. 45.

III. Der Krieg.

Die fortwährende Bewegung und Wanderung der Naturvölker verursacht beständige Reibungen zwischen einzelnen Horden und Stämmen, was unaufhörliche Feindseligkeiten und Kriege zur Folge hat. Fast bei allen Naturvölkern herrschen permanente Kriege. Ihre zeitweiligen Friedenszustände sind nur Waffenstillstand. Der Zweck des Krieges ist überall derselbe; man sucht den Feind völlig zu vernichten und auszurotten, oder ihn wenigstens für immer machtlos zu machen. Was in dieser Beziehung im Kampfe nicht möglich war, wird nach demselben gethan. Die Behandlung der Gefangenen ist ganz allgemein roh und grausam; die tierische Wut und der Blutdurst der Sieger versteigt sich bis zum Kannibalismus. Es ist in der That ursprünglich ein wahrhaft tierischer Zustand „bellum omnium contra omnes“. ¹⁾ Woher dieses Vernichtungsprinzip, in welchem sich eine Geringschätzung des fremden wie des eigenen Lebens zeigt? Ist wirklich die Not das Motiv, das zu Überfall, Beraubung und Vernichtung des Nachbars treibt? In der That ist es nicht zu leugnen, dass die Not als einzige Ursache anzusehen ist, die zum ursprünglichen „Kampf ums Dasein“ führte. Aber gerade hier liegt der grösste Fehler, den die Menschheit je begehen konnte, dass sie diesen „Kampf ums Dasein“, welcher ursprünglich gegen feindliche Naturkräfte gerichtet war, aus Unwissenheit gegen sich selbst gerichtet hat. Es war ein Unglück, dass der Mensch das Übel nicht in seinem Unvermögen, selbst die Natur zu bändigen oder sich nutzbar zu machen, suchte, sondern in seinem Mitmenschen. Anstatt mit vereinigten Kräften gegen den Feind zu kämpfen, vergeudete er seine Kräfte

¹⁾ Daher führt Vives die Worte, bellua das Tier und bellum der Krieg auf einen Stamm zurück.

Ausgewählte Schriften. S. 314.

im Streit gegen seine Mitbrüder und suchte sie zu vernichten, nicht ahnend, dass er damit den gemeinsamen Feind stärke, indem er fälschlich glaubte, durch die Vernichtung seines Nachbarn seine eigene Existenz zu sichern. So finden wir den Zustand bei den jetzigen Naturvölkern, und so ist er auch bei den Vorfahren der jetzigen Kulturvölker gewesen. Heute bemerken wir, dass auch die höchsten kultivierten Völker von dieser Geissel der Kultur zu leiden haben, obwohl hier die Perioden zwischen den einzelnen Kriegszügen viel längere sind als bei den Naturvölkern. Bei diesen beginnen die Kriege ohne vorhergehende Kriegserklärung mit einem räuberischen Überfall. Dadurch, dass stets ein solcher Überfall zu erwarten ist, entstehen die dauernden Kriegszustände. Es ist eine geschichtliche Thatsache, dass mit der Steigerung der Kultur auch die Kriege abnehmen. Die Ursachen sind leicht ersichtlich. Die geistige Thätigkeit nimmt zu und absorbiert einen grossen Teil der Körperkräfte. Der Kulturmensch sucht den Wettkampf der Nationen auf den Weltmarkt zu verlegen oder trachtet in Kunst und Wissenschaft als Bester zu erscheinen, während der Naturmensch sich einzig in Bezug auf seine Kraft mit den Nachbarn misst. Die Kriege der Kulturvölker nehmen mehr und mehr einen normalen Charakter an, während diejenigen der Naturvölker etwas Annormales, ja etwas Pathologisches in sich enthalten. Während in den Kriegen der Kulturvölker die Grausamkeit und die Geringschätzung des Menschenlebens sich nur während der Schlacht äussert, gegen Verwundete aber mild und human verfahren wird, zeigt sich bei den Naturvölkern Grausamkeit und Blutdurst noch mehr nach der Schlacht. — Bei den Kulturvölkern müssen die Besiegten Kriegsschädigungen in Geld oder Gebietsabtretung leisten, bei den Naturvölkern mit Gut und Blut. Durch öftere Wiederholung sind die Kriege bei den Naturvölkern eine Gewohnheit, ja Leidenschaft geworden, und es existieren viele Stämme, welche profes-

sionell Krieger sind und den Krieg als einzige Erwerbsquelle betrachten, wenn sie sich auch auf andere Weise ernähren könnten. Es kommen noch viele andere Motive, welche diese permanenten Kriege herbeiführen, dazu. Vor allen ist die Unwissenheit oder das Sich-nicht-kennen zweier Stämme öfters die Ursache zum gegenseitigen Hass und Misstrauen. Livingstone erzählt von den Hangua, „dass sie im allgemeinen die Flüsse und Nebenflüsse gut, die Anwohner derselben schlecht kennen“. Dies ist bei vielen Naturvölkern der Fall. Mangel an festen, bestimmten Grenzen ist öfters Ursache zu Grenzstreitigkeiten. — Ein mächtiger Faktor ist auch die sehr verbreitete Sitte der Blutrache, welche öfters für jeden Mord ganze Kriege zur Sühne heischt. Nicht minder ist die Ruhmsucht und Herrschsucht der Herrscher als Ursache des Krieges anzunehmen, indem sie durch Kriege ihre Herrschaft zu erweitern suchen. Kriegen aus religiösen Motiven begegnen wir seltener, aber desto mehr aus Aberglauben. Wir werden jetzt in weiteren Betrachtungen durch Beispiele die genannten Motive zu illustrieren suchen.

Es zeigt sich dabei die Notwendigkeit, eine detaillierte Betrachtung jedes Erdteils vorzunehmen, da lokale Verhältnisse eine allgemeine Betrachtung als unrätlich erscheinen lassen.

Afrika.

Je kleiner die Staaten, desto häufiger die Kriege.

Afrika ist derjenige Erdteil, wo die kleinen Staaten, Dorfstaaten, vorherrschend sind, und deshalb sind die Kriege dort desto häufiger, weil, je kleiner einzelne Stämme sind, ihre Bewegungen und damit die Reibungen und Feindseligkeiten desto grösser sind. Ich möchte noch hinzufügen, dass dort, wo die Erwerbsmittel der einzelnen Staaten verschieden sind und besonders dort, wo eine völkerrechtliche, in Harmonie zubringende Interessensphäre nicht vorhanden ist, auch beständige Streitigkeiten und

Fehden unausbleiblich sind. Die Bevölkerung des schwarzen Kontinents stellt uns ein Gewirr von immerwährend herumschweifenden Jägern, langsam, aber sicher weiter schreitenden Hirten und halb Ackerbau, halb Viehzucht treibender Bevölkerung vor, und damit ist eine nie ruhende, sich immer fortbewegende Menschenmasse geschaffen, welche noch lange nicht ihren Ruhepunkt erreichen kann, gegeben. Es ist ein abgeschwächtes Bild, welches uns Europa zu der Zeit der Völkerwanderung darstellt. Dass gerade die Verschiedenheit der Erwerbsmittel beständige Feindseligkeiten verursacht, beweist uns die Geschichte der Obaheroro und Bergdamara; es sind dies zwei nach Jagd- und Weidegründen verlangende und damit natürlicherweise expansive Völker, welche in beständigen Kriegen leben¹⁾. Und solche Kriege könnten wir „Kampf um den Raum“ nennen, denn, wie Foissac²⁾ behauptet, braucht der Jäger ein 20mal so grosses Areal zur Erwerbung seiner Nahrung als der Nomade und dieser ein 20 bis 30mal so ausgedehntes als der Ackerbauer. Ähnliche beständige Kriege führen auch die Kaffern und Buschmänner.

Während die Kaffern ein ausgeprägtes Hirtenvolk sind, müssen sie einen fortwährenden Verteidigungskrieg gegen die Buschmänner führen, weil die letzteren, durch die äusserste Not getrieben, durch Raubanfälle ihr Leben zu fristen suchen.

Eine merkwürdige Art der Kriegsführung finden wir bei den Kaffern. Während fast allgemein bei den Naturvölkern keine Kriegserklärung erfolgt, sehen wir hier eine förmliche Kriegserklärung vor dem Beginn eines Kriegszuges, und es wird sogar vom Angreifer so lange gewartet, bis eine vollständige Ausrüstung des Feindes stattgefunden hat, und dann erst erfolgt der Angriff³⁾. Sklaven werden

¹⁾ Ratzel, l. c. Bd. I. S. 323.

²⁾ Felix, l. c. S. 187.

³⁾ Klemm, Bd. III. 340.

nicht gemacht, sondern die Gefangenen zurückgegeben, damit die Weiber und Kinder ihrer Ernährer nicht beraubt werden, denn die Kaffern sagen: „Man muss den Feind nicht durch Hunger töten“¹⁾. Aber dicht neben dieser übertriebenen Humanität treffen wir andere Kaffernstämme, welche im höchsten Maasse grausam und barbarisch sind; mit Recht sagt Ratzel darum von Afrika, dass es „ein Land der Kontraste“ sei. Krapf erzählt von den Xopa-Kaffern im östlichen Südafrika, dass jeder von ihnen ein geborener Krieger sei, und ihre Kriege seien sehr blutig. Wenn der König in der Schlacht fällt, muss die ganze Leibwache mit ihm sterben. Nach der Schlacht werden verwundete Feinde ohne Unterschied, ob Männer oder Frauen und Kinder, mit Keulen getötet²⁾. Nicht minder grausam sind die Betschuanen³⁾, bei denen die Rohheit bis zum Kannibalismus geht. Die Ursache dieser Rohheit kann entweder Rachedurst oder Not sein. Ausserdem haben wir auch solche Völker, welche den Krieg als eine Profession betrachten; sie leben für den Krieg und von demselben. Ein solches Volk sind die Zulus. Ihre Armee ist eine der am vollkommensten, wirksamsten und dauerhaftesten organisierten, welche ein Naturvolk aufzuweisen hat, sagt Fritsch⁴⁾. Die Eitelkeit und Ruhmsucht der Herrscher ist sehr oft die Ursache eines Krieges. Dabei ist nicht zu vergessen, dass durch öftere Kriegszüge eine Selbstverproviantierung unmöglich ist und deshalb Raubzüge bei den Nachbarn unternommen werden müssen. Die Schlachten der Kaffern sind keine Spiegelfechtereien, wie es bei den Negern der Fall ist, sondern, wie Stamards beschreibt, sehr blutig und vernichtend. Er war 1856 Augenzeuge einer entscheidenden Schlacht an den Ufern

¹⁾ Waitz, Bd. II. S. 399. Müller, Ethnographie. S. 185. Klemm, Bd. III. S. 341.

²⁾ Krapf, S. 118, 119.

³⁾ Waitz, Bd. II. S. 399.

⁴⁾ Ratzel, l. c. Bd. I. S. 262.

des Tugela, zwischen Umbilasi und Ketschwayo. „Die Schlacht war schrecklich, das Schlachtfeld mit Leichen bedeckt“, sagt Stamards¹⁾. Weiber und Kinder wurden nicht verschont. Die Grausamkeit des Häuptlings selbst ist unglaublich: um seinen Kriegern nur den Sieg oder den Tod übrig zu lassen, liess er sie einfach hinrichten, wenn ihnen eine aufgetragene Unternehmung misslang²⁾.

Nicht minder kriegerisch und grausam sind die Matabele und Watutu³⁾ (Zulustämme), ein wahres Räubervolk. Die Watutu machen fast jedes Jahr Raubzüge, und bei dem Matabele ist es der grösste Ruhm, wenn er viele Menschenleben zu Grunde gerichtet hat. Wie gross der Menschenverlust bei diesen kriegerischen Stämmen ist, zeigt der Bericht des Missionars Cronenberger, dass die Matabele in einem normalen Halbjahre etwa 1000 Männer durch Krieg, Hinrichtung und Krankheit verloren, und dazu setzt er noch hinzu, „wenn das so fortgeht, kann man den unfehlbaren Untergang der Matabele voraussehen und zugleich begreifen, wie schon so manche Stämme verschwanden⁴⁾. Am nordöstlichen Teil des schwarzen Continents leben Nomadenstämme Galla, Somali und Danakie. Ihnen ist Krieg zur zweiten Natur geworden. Es ist bemerkenswert, dass die Galla und Somalis fast ein und dasselbe Volk sind, und trotzdem sind sie Todfeinde und bekriegen sich beständig. Die Ursache des Krieges ist ausser Raub an Vieh, noch die scheussliche Sitte dieser Stämme möglichst viele Siegestrophäen nämlich Penis nach Hause zu bringen⁵⁾. Dieser Sitte begegnen wir bei den Negeren und Abyssiniern. Burton berichtet von den Somalis, dass bei

¹⁾ Ratzel, l. c. Bd. I. S. 263.

²⁾ Waitz, l. c. Bd. II. S. 395.

³⁾ Ratzel, l. c. S. 411.

⁴⁾ Bericht aus Bebelanays von Spillmann. Vom Kap zum Zambesi 1882. S. 228.

⁵⁾ Waitz, Band II. S. 515/516.

ihnen Raub ehrenvoll ist, Mord aber eine Heldentat.“¹⁾ Die Blutrache als Ursache des Krieges finden wir bei dem Danakilstamm²⁾ am ausgeprägtesten. Jeder Mord heischt den Krieg zur Sühne. Sie sind als „Ungeheuer und als ein Volk von Mördern“ bekannt. Wie die Zulu sind auch die Waganda sehr grausam. Die Gefangenen werden im Fall, dass der Krieg ganz verheerend war, getötet³⁾. Einen nicht minder verheerenden Krieg führen die Waganda Uganda. Falkin beobachtete selbst, dass in einem Zusammentreffen die Waganda von 100 Kriegeren 50 verloren, der Verlust des Feindes aber noch grösser gewesen sein muss, da jene die Schlacht gewannen. In dem gewonnenen Distrikt werden sämtliche Männer getötet, die Weiber und Kinder gefangen⁴⁾. Wir haben noch die Negerstämme, welche keinen kriegerischen Geist haben, zu betrachten. Sie sind servil gegen die Stärkeren und desto grausamer gegen die Schwachen. Deswegen sehen wir sie öfters sehr feig und zugleich prahlerisch in der Schlacht, aber höchst barbarisch gegen die Gefangenen nach dem Siege. Das Verlangen nach Sklaven verleitet die Neger oft zum Kriege. Es ist dies schon dadurch erklärlich, weil die Macht und das Ansehen eines Negerherrschers direkt proportional ist der Zahl seiner Sklaven. Zu diesem Umstande kommt noch als weiterer der, dass die meisten dieser Reiche durch die Eroberung der eingeborenen Ackerbaubevölkerung durch die siegreich eindringenden kriegerischen Nomaden begründet wurden. Diese Tendenz nach Vergrößerung des Machtumfanges bleibt auch weiter massgebend. Nicht selten kommen auch Kriege aus Neid über das Aufblühen eines Nachbarstaates, welcher zugleich stärker und für den

¹⁾ Waitz, Band II. S. 521.

²⁾ „ „ „ „ „

³⁾ Ratzel, l. c. S. 462.

⁴⁾ Ausland No. 40. 1883. Uganda und der ägyptische Sudan. (Bd. v. Falklin und Wilson).

Frieden gefährlicher wird, vor. In diesem Falle bemerken wir eine entwickelte Staatspolitik, welche dem europäischen Gleichgewichtsprinzip ähnelt. Im allgemeinen sind die Neger sehr grausam, besonders gegen die Gefangenen. „Völlige Vernichtung des Feindes“ ist ihr Kriegssystem, die Städte zu verbrennen, das Land vollkommen zu verwüsten, ist gewöhnlich der Hauptzweck¹⁾. Hier kommt die Geringschätzung des Menschenlebens welche für die auf einer barbarischen Kulturstufe stehenden Völker bezeichnend ist, so recht zur Geltung. Ich glaube, dass Müller²⁾ zu optimistisch ist, wenn er die Neger nicht für so grausam hält und die ganze Schuld den wilden Despoten zuschreibt. Es könnte wohl möglich sein, dass diese Grausamkeit, welche ihnen inne wohnt, dadurch erworben wurde, dass sie ihren Despoten nachgeahmt haben, was psychologisch begründet ist, wenn man die grossen Nachahmungen der Naturvölker in Betracht nimmt. Die Despoten sind einzige hervorragende Vorbilder, nach welchen sich alle richten; aber dass das Volk selbst grausam ist, können wir sehr leicht einsehen, wenn wir berücksichtigen, was Waitz von den Dahomey erzählt, dass der Krieg nicht bloss Leidenschaft des Königs, sondern des Volkes selbst ist, das auf Eroberung, Plünderung und Sklavenfang begierig, es als sein Recht betrachtet, dass das Jahr zwischen Krieg und Festlichkeiten geteilt sei;³⁾ und Ratzel sagt: Gegen den bezwungenen Feind hat der Neger in Dahomey keine Spur von Mitleid; sie sind gleichgültig gegen Blutvergiessen.⁴⁾ Mit dem Tode des Feindes wird die Rache nicht befriedigt, man misshandelt die Leiche, indem man glaubt, dass man den Verstorbenen auch nach dem Tode zu quälen im Stande sei. Es kommen dabei kannibalische Sitten, wie

¹⁾ Waitz, II. Bd. S. 165.

²⁾ Allgemeine Ethnogr. S. 164.

³⁾ Waitz, II. Bd. S. 168.

⁴⁾ Ratzel, Völkerkunde, I. Bd. S. 614.

in Dahomey auch bei den Aschantis, vor.¹⁾ So isst man z. B. von dem Herzen des erschlagenen Feindes. Die Ursache dieser scheusslichen Sitte ist wahrscheinlich einesteils Rache und andernteils Aberglaube, dass mit dem gegessenen Herzen auch der Mut des getöteten Feindes auf den Verspeiser übergehe. Ausserdem werden auch sehr viele Gefangene geopfert²⁾. Bei den Bambarras werden die Gefangenen sogleich getötet, wenn ein angesehener Mann von den Ihrigen im Kampfe fällt³⁾. Es ist dies eine Art Sühne, welche an die Blutrache erinnert.

Amerika.

Was wir von den Folgen der Zersplitterung der afrikanischen Staaten gesagt haben, findet seine volle Anwendung auch auf die amerikanischen Indianerstaaten. Wie weit diese Zersplitterung geht, können wir daraus erkennen, dass auf 12 bis 13 Millionen indianischer Ureinwohner fünf bis sechshundert amerikanische Sprachen gerechnet werden⁴⁾. Das Jägerleben des Indianers lässt eine grosse Staatenbildung nicht zu. Wir sehen einzelne Horden, welche öfters aus einigen Familien bestehen, in den Urwäldern herumstreifen. Die ungemein grosse Beweglichkeit führt zu beständigen Fehden. Nicht nur dieses, sondern auch der Umstand, dass der Indianer als Jäger sein ganzes Leben im beständigen Kampf mit den wilden und reissenden Tieren zubringt, bedingt eine starke Körperkonstruktion und die Eigenschaften eines tüchtigen Kriegers: Mut, Tapferkeit und List. — Diese kriegerischen Eigenschaften sucht er zu gebrauchen, wie gegen die Tiere, ebenso auch gegen den Nachbarstamm. Er zog die Konsequenz noch weiter: die wilde Rohheit und der Blutdurst,

¹⁾ Ratzel, I. Bd. S. 614. Waitz, II. Bd. S. 165.

²⁾ Waitz, II. Bd. S. 165.

³⁾ „ „ „ S. 160.

⁴⁾ Felix, S. 175.

welchen er gegen das gejagte Wild gebraucht hat, fand auch gegen seine menschlichen Feinde statt. Wie er sich bei dem halbtoten Wild durch alle möglichen Spielereien und Quälereien zu ergötzen sucht und dann es erst tötet und verzehrt, ebenso macht er es mit dem gefangenen verwundeten Feinde. Die tiefe Kluft zwischen Menschen und Tieren zieht der Indianer nicht in Betracht, denn er sieht die Tiere für ebenso beseelt an, wie die Menschen, Das erklärt uns auch einigermaßen die Grausamkeit der Indianer. Wie wir bei den vielen afrikanischen Völkern gesehen, so ist auch hier der Krieg ein Lebensprinzip. Als Ursache der Kriege kommt vor allem die Blutrache in Betracht. Diese furchtbare Sitte, welche traditionelle Feindseligkeiten zu Folge hat, und welche sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzt und öfter die völlige Vernichtung ganzer Stämme nach sich zieht, ist sehr verbreitet. Für jede Beleidigung, jeden Mord, den ein einzelner begeht, ist der ganze Stamm verantwortlich. In solchen Kriegen handelt es sich nicht darum, den Feind zu bekämpfen, sondern ihn vollkommen auszurotten als eine sittliche strenge Vergeltung. Deshalb werden die Gefangenen nicht geschont, sondern gequält und getötet. Auch aus Grenzverletzungen, welche bei dem Jäger sehr leicht vorkommen, indem er dem Wilde konsequent und leidenschaftlich nachgeht ohne wissen zu wollen, dass er in fremdes Jagdrevier eingedrungen ist, entspringen viele Streitigkeiten. — Wie bei vielen afrikanischen Völkern, wird auch bei den Indianern die offene Schlacht für albern angesehen. Die Art und Weise, wie er das Wild erlegt, gebraucht er auch im Kriege. Seine Schlachtregel ist: „sich an den Feind heranschleichen wie ein Fuchs, ihn angreifen wie ein Tiger und wieder fliehen wie ein Vogel“¹⁾. Die fortwährenden Kriege sind Ursache, dass sich verschiedene Sitten ausgebildet haben, welche wieder

¹⁾ Waitz, Bd. III. S. 150.

vermehrten Anlass zu neuem Krieg gaben. Die Sitte des Creecks¹⁾, das heisst, so lange man keinen Kriegsnamen sicher erworben hat, „altes Weib“ oder „Niemand“ genannt zu werden, spornt die Verhöhnzten dazu an, Gelegenheit zu Kampf und Krieg zu suchen und sich darin auszuzeichnen. — Bei vielen Indianern bekam ein solcher kein Weib, hatte kein Recht an den Ratsversammlungen und an den Festen sich zu beteiligen. Dazu kommt noch die scheussliche Sitte des Skalpierens, welche Ratzel²⁾ als ein Abart der Schädelverehrung betrachtet. Martius erzählt, dass bei den brasilianischen Indianern statt des Skalpierens ähnlich wie bei den Dajaks das Kopfschnellen in Gebrauch ist, und dass sie infolge dessen fortwährend mit ihren Nachbarn in Feindschaft leben. Martius erzählt weiter, dass die Mondruku es als eine heilige Pflicht auffassen, dem armen schwachen Porentinen überall, wo sie ihn finden, den Kopf abzuschneiden und daraus Trophäen zu machen. — Eine merkwürdige Einrichtung ist die des professionellen Kriegers. Diese Institution ist aus dynastischen Gründen entstanden, indem eine Anzahl von Unzufriedenen einen Verband bilden und als Räuber herumziehen. Solche professionelle Krieger sind die Komatschen und Apatschen, welche besonders mit den altansässigen Stämmen Arizonas und Neumexikos in beständigem Kriege leben; sie gelten bei den letzteren als vogelfrei und werden wie Tiere niedergeschossen³⁾. Die entsetzliche Rohheit, und tierische Wildheit, mit welcher die Indianer im allgemeinen ihre Gefangenen behandeln, hinter welcher die Grausamkeiten der Neger weit zurückbleiben, zeigt sich z. B. bei den Irrokesen, welche ihre Gefangenen auf folgende Weise foltern. Das Opfer „wird an einen Pfahl gebunden, ringsum mit Reissholz umgeben und dieses angezündet. Dazu kam das Brennen mit glühenden Eisen und das Abschneiden

¹⁾ Waitz, Bd. III. S. 149.

²⁾ Ratzel, Bd. II. S. 642.

³⁾ Ratzel, II. Bd. 642—643.

von Stücken Fleisch aus dem Lebendigen. Darauf wurde er skalpiert, der Kopf mit heisser Asche bestreut, und in diesem Zustande zwang man ihn umherzulaufen, soweit seine Kräfte noch reichten¹⁾.

Der Tapfere pflegte alle diese Qual zu verspotten und während derselben seine Feinde zu verhöhnen. Nirgends zeigt sich uns die Nichtachtung des menschlichen Lebens so deutlich und krass wie hier. Wie in Dahome und Aschanti wird auch hier das Herz des Menschen gegessen. Wie diese beständige Morderei und Quälerei das Leben der Indianer höchst unsicher macht, zeigt die Sitte, welche bei vielen Indianern üblich ist, und welche uns Brown von einem Stamme am oberen Essequibo bei dem Toruma mitteilt, indem er erzählt, dass sie aus Unsicherheit in ihren Booten auf umzäunten Teichen schlafen!²⁾

Malayen.

„Je kleiner die Insel, desto grösser
der Strand, an dessen Linie jeder
landende Fremde ermordet wird.“

Ratzel.

Wir haben im Laufe dieser Untersuchung schon einige Male gesehen, dass sich gerade die am engsten verwandten Stämme am heftigsten und leidenschaftlichsten bekriegen. Etwas Ähnliches finden wir auch bei den Malayen, welche nicht nur die Insulanerzerstreutheit der Rasse zersplittert hat, sondern, bedingt durch die Bodenbeschaffenheit der einzelnen Inseln, sind die einzelnen Stämme wieder noch mehr zerteilt worden, so dass auf jeder Insel eine Menge von selbständigen, für sich abgeschlossenen Klans vorkommen, welche sich alle gegenseitig mehr oder weniger bekriegen. Die Kriege, welche öfters infolge der Blutrache, die bei den Malayen noch in ihrer ursprünglichsten Form zum Vor-

¹⁾ Waitz, III. Bd. S. 156.

²⁾ Ratzel, II. Bd. S. 638.

schein kommt, entstehen, sind ausserordentlich verheerender Natur. Es sind Kriege bis aufs Messer, denn ein Ausweichen des Schwächeren ist bei der relativen Beschränktheit des Territoriums unmöglich. Eine Übersiedelung auf eine andere Insel ist nicht durchführbar, oder zum mindesten sehr schwer möglich, weil die Auswanderer auf keinen freundschaftlichen Empfang rechnen können, vielmehr ihre neue Heimat erst erobern müssen. Einem solchen an das Ufer gedrängten Stamm bleibt nichts anderes übrig, als seine Heimat bis auf den letzten Blutstropfen zu verteidigen, da jeder einzelne sich dessen bewusst ist, dass ihm bei der Unterwerfung ein viel schlimmerer Tod als der im Kampfe droht. Die Abgeschlossenheit der Malayen verursacht die Bildung einer Anzahl von besonderen Gebräuchen, welche an Stelle von Gesetzen treten, und deren Verletzung mit dem Tode bestraft wird. Die insulare Lage begünstigt eine Organisation von Räuberbanden, welche noch bis heute ihr Unwesen treiben, und es ist weder den Holländern noch den Spaniern gelungen, sie vollkommen auszurotten. Die Sitte des Kopfschnellens, welche bei den Dajaks auf Borneo ihren Höhepunkt erreicht, ist sehr verbreitet und veranlasst beständige Fehden. Die Behandlung der Gefangenen ist nicht milder als bei den Indianern, ja in vielen Fällen noch grausamer. Sie werden gewöhnlich lebendig verzehrt, aber erst nachdem sie entsetzlich gefoltert wurden. Das Opfer wird an einem hölzernen Kreuz mit ausgespannten Armen und Beinen befestigt, man stürzt mit Messern und Äxten, Zähnen und Nägeln über ihn her, um Stücke Fleisch von ihm abzureissen, welche in eine Mischung von Salzwasser und Citronensaft getaucht verschlungen werden¹⁾. Diese grausamen Gebräuche, dieses Spielen mit dem Menschenleben erzeugt bei den Eingeborenen einen tierischen Blutdurst, welcher sich z. B. auf Celebes in gar nicht seltenen Wut-

¹⁾ Waitz, IV. Bd. S. 188.

ausbrüchen Luft macht. Bei den einzelnen Personen ähneln diese Wutausbrüche einem Tobsuchtsanfälle, indem der Rasende alles, was ihm in den Weg kommt, mordet.

Südseevölker.

Was wir über den Insulanercharakter der Wohnstätten der Malayen und die Konfiguration der einzelnen Inseln des Malayischen Archipels gesagt haben, gilt in noch höherem Masse von dem Südsee-Archipel, weil hier die einzelnen Inseln viel kleiner und die Existenzmittel viel spärlicher sind. Durch die Verschärfungen dieser Verhältnisse, verschärfen sich auch alle die darausfolgenden Umstände, welche wir bei den Malayen betonten. Die kleinsten Schwankungen, welche durch Vermehrung der Bevölkerung oder durch Vernichtung von Nahrungsmitteln durch Elementarereignisse erfolgen, können die Bewohner zum Überfallen einer Nachbar-Insel zwingen. Ein klassisches Beispiel, wo sich die Zersplitterung der einzelnen Stämme durch die Bodenkongfiguration kundgibt, ist die Insel Nukahiva. Fast senkrecht erheben sich die Küsten ohne Küstensaum bis zu einem Scheitelpunkt, zu welchem sich von verschiedenen Seiten einzelne Thäler, die meist durch schwer zu übersteigende Kämme getrennt sind, hinausziehen. Nur diese Thäler sind bewohnbar und jedes nur von einem Stamm bewohnt. Dieser beschränkte Raum ist nicht genügend ausgiebig, und so sind die beständigen Kriege oder Kämpfe um den Raum begreiflich¹⁾. Ähnliche Verhältnisse sehen wir auch auf Neuseeland, wo der kriegerische Charakter der Bevölkerung die höchste Stufe erreicht. Sehr richtig nennt diese Stämme Ratzel Zulu oder Apaches Polynesiens. Hier wie auf Tahiti steht der Krieg unter Aufsicht der Götter und auf diese Weise

¹⁾ Ratzel, II. Bd., S. 204. Waitz, V. Bd., II. Th., S. 17. Klemm, III. Bd., S. 337.

nehmen die Kriege einen religiösen Charakter an. Sie glauben, dass der Besiegte sich irgend eines Frevels gegen die Götter schuldig gemacht, weshalb er, von den Göttern verlassen, erliegen muss. Der Sieger betrachtet sich dann als ein Strafwerkzeug Gottes. Fast bei allen Insulanern ist der Krieg zur Gewohnheit geworden, und deshalb können sehr geringfügige ja oft lächerliche Motive sie verursachen. So erzählt z. B. Darwin, dass ein Häuptling ein Fass Pulver hatte, welches zu verderben drohte, da fing er einen Krieg an, nur um das Pulver nicht ungebraucht verderben zu lassen¹⁾. Die Schlachten sind ebenso wie bei den Malayen sehr blutig und nicht prahlerisch wie bei den Negeren. In einer neuseeländischen Schlacht fielen auf dem Schlachtfelde von 12 bis 1500 Streichern aus jeder Partei mehrere Hundert²⁾.

Die Gefangenen werden wie bei den Neuseeländern und Tahitiern auch bei den anderen Insulanern unmenschlich gequält und gefressen, die Häuser der Besiegten verbrannt, die Fruchtbäume vernichtet, alle Männer, Weiber und Kinder, welche krank oder sonst hilflos sind, mitleidslos niedergemacht.³⁾ Nicht minder grausam gegen Gefangene sind die Nikahiver, Hawaier und Tonganer. Kein Pardon gegen Gefangene. Jede Art von Willkür und Grausamkeit gegen sie ist erlaubt, da ja die Götter nicht anders gegen die Menschen verfahren, und daher bemerkt Mundi mit Recht, dass dies geradezu durch die Sitte geboten sei und keineswegs Folge persönlicher Neigung.⁴⁾ Öfters sind die verwickelten Vasallenverhältnisse besonders in Mikronesien Ursache der beständigen Kriege.⁵⁾ Welche Verluste an Menschenleben die Kriege der Süd-

¹⁾ Waitz, VI. Bd., S. 151.

²⁾ Klemm, IV. Bd. S. 347.

³⁾ Klemm, IV. Bd. S. 347. Waitz, VI. Bd. S. 150.

⁴⁾ Waitz, VI. Bd. S. ?.

⁵⁾ Ratzel, II. Bd. S. 206.

seevölker anrichten, beweist uns der Bericht des Missionärs Williams, der die Zahl der Getöteten auf 1500 bis 2000 jährlich schätzt, die Witwen nicht eingerechnet, welche beim Tod ihres Gatten erwürgt werden.¹⁾

Australien.

Durch die geringe Dichte der Bevölkerung Australiens, bedingt durch die spärlichen Nahrungsmittel, sind eigentliche Kriege unmöglich, da von zusammenhängenden Stämmen, wie wir sie bei den Afrikanern, Amerikanern und Südseevölkern finden, nicht die Rede sein kann. Demgemäss finden wir auch keine Ähnlichkeit mit einer kriegerischen Organisation, wie bei den Zulus und Dahomeys. Aber trotzdem kommen Fehden und Streitigkeiten sehr oft vor, welche aus Blutrache, Aberglauben²⁾ und Weiberraub³⁾ entstehen. Im grossen und ganzen scheint ihr kriegerischer Charakter durch den beständigen Kampf mit der Natur ganz abgeschwächt zu sein, weshalb Ratzel mit Recht darauf hinweist, dass die Australier friedliebend, sind und dass sie Vereinigungen zum Zwecke der Austragung von Streitigkeiten haben.⁴⁾ Als Beispiel, wie der Aberglaube zu Fehden Anlass geben kann, diene folgendes. Die Australier glauben, dass niemand eines natürlichen Todes stirbt, sondern immer sei derselbe durch bösen Zauber bewirkt. — Bei jedem Todesfalle muss deshalb der Verursacher durch abergläubische Zufälligkeiten aufgesucht, und er und seine Familie muss dieses Verbrechen mit dem Tode büssen.

¹⁾ Williams, Feejee and the Fejians.

²⁾ Waitz, VI. Bd. S. 744 bis 745 und Müller, Allgemeine Ethnologie. S. 214.

³⁾ Waitz, VI. Bd. S. 214.

⁴⁾ Ratzel, II. Bd. S. 81.

Die Hyperboreer.

Man könnte glauben, dass wir es hier mit einem Volke zu thun haben, dessen ganze Kraft durch den ungleichen Kampf mit der widerspenstigen Natur erschöpft, und für welches infolge seiner Zerstreutheit über einen ungeheuren Flächenraum eine öftere Reibung schwer möglich ist. Trotzdem entstehen Fehden, deren Grundursache im Charakter dieser Völker und in den fortwährenden Entbehrungen liegt, welche ihnen den Stempel der Unzufriedenheit gegen sich selbst und gegen die anderen aufgeprägt haben. Sie entspringen ferner aus der Blutrache. Kriege aus traditionellem Hass, welcher zwischen den Eskimos und Indianern herrscht, haben zur Folge eine schroffe Art des Benehmens, welches indirekt zur Vernichtung der einzelnen Stämme führt. Zur Erklärung dieses Hasses genügt ein kurzer Blick auf die Geschichte dieser Nationen. Was Klemm von den Lappen und den sibirischen Nomaden behauptet, dass sie als friedliebendes Hirtenvolk gelebt haben und, ohne Widerstand zu leisten, langsam nach Norden verdrängt wurden, scheint mir nicht richtig zu sein, denn es sprechen dagegen historische Beweise und ihre sonst ganz unerklärliche, unversöhnliche Feindschaft.¹⁾ Ein treffender Beleg ist die Gewohnheit der Indianer, für alles Böse, was sie trifft, also Todesfälle, schlechte Jagderfolge, Krankheiten, die Innuits verantwortlich zu machen. Jeder Reisende, der sich an der arktischen Küste Amerikas aufhielt, berichtet von schrecklichen Greueln, welche die Rothäute gegen sich selbst und an den wehrlosen Eskimos verübten. Das Blutbad, welches Hearnes Chipewyer unter einer friedlich lagernden Hyperboreerhorde anrichteten, blieb Jahrzehnte lang unvergessen.²⁾

¹⁾ Klemm, III. Bd. S. 6.

²⁾ Hearne, l. c. S. und Franklin, first voyage.

Die Folgen der Kriege.

Relativ verschwindend klein sind die Verluste an Menschenleben, welche in den Schlachten der Naturvölker erfolgen, denn, wie wir sahen, sind diese meist nicht so blutig, ausgenommen dort, wo eine kriegerische Organisation vorhanden ist; aber desto verheerender und verhängnisvoller sind für ganze Stämme und Völker die Folgen des Krieges. — Die Bedeutung der Folgen des Krieges zeigt sich bei dem Einzelnen, der unterlag, meist sofort nach der Schlacht, er wird entweder sofort mitleidslos getötet, oder es geht seinem Tode noch die entsetzliche Marter voran. Oder aber schenkte man ihm das Leben, um ihn als Sklaven desto länger quälen zu können. — Um diesen Qualen zu entgehen, töteten sich sehr viele Aschantis selbst, oder befahlen ihren Kindern oder Sklaven es zu thun, um den Feinde nicht lebend in die Hände zu fallen. Deutlicher kann sich die Nichtachtung des menschlichen Lebens nicht zeigen. Die Folgen des Krieges für die Allgemeinheit zeigen sich vor allem in dem Auftreten von Epidemien, welche unmittelbar nach den Kriegen auftreten und von den einzelnen Schlachtfeldern ihren Ausgang nehmen. Die Entstehung dieser Epidemien ist auf den Umstand zurückzuführen, dass die Leichen der Erschlagenen meist nicht bestattet werden, sondern auf freiem Felde verwesen. Diese verwesenden Leichname sind aber die vorzüglichsten Brutstätten aller möglichen durch Pilze bewirkten Krankheiten, wie Typhus, Cholera etc. So kommt es, dass diese Krankheiten in oft vom Kriege heimgesuchten Gegenden gar nicht aufhören. — Es kann darüber kein Zweifel sein, denn selbst die Culturvölker, welche mit so grossen Hilfsmitteln ausgestattet sind, können dieser Geissel nicht entgehen. Der Verbreitung der Epidemien kommt noch die Schwächung der Konstitution der am Kriege beteiligten zu Gute, indem die mangelhafte Ernährung, welche bei den Naturvölkern durch

die fehlende fortlaufende Verproviantierung besonders ins Gewicht fällt, die grossen Strapazen, und ungünstige Witterungseinflüsse den Körper gegen die eindringende Krankheit doppelt empfänglich und widerstandlos machen. Einige von diesen durch den Krieg gezüchteten Krankheiten wie Tabes, Tuberkulose, Rheumatismus etc. wirken noch Jahre lang nach und bedingen einen Zuwachs der Sterblichkeit der Bevölkerung. — Diese späteren Verluste an Menschenleben durch verschiedene Krankheiten werden bedeutend grösser bei dem Besiegten als bei dem Sieger, weil der erstere seiner Existenzmittel vollkommen beraubt wird. Die Herden werden als Beute von dem Sieger mitgenommen, die Ernte, Fruchtbäume vernichtet, seine Wohnungen zerstört und der entflohene Besiegte muss in Gebüsch und Wäldern fast wehrlos öfters vor Hunger umkommen. Die Verluste durch die Epidemien bei den Naturvölkern sind um so bedeutender als ihnen durch irgend welche medicinischen Massregeln keine Schranken gezogen werden. Die Nichtbestattung der Leichen zieht neben dem Auftreten von Epidemien noch eine weitere Schädigung nach sich. Es werden nämlich durch die herumliegenden Menschenleiber die Raubthiere aus weiter Ferne angelockt und vermehren sich in den betreffenden Gegenden in gefährlichem Grade. So erzählt Champans, dass nach den Matabelenkriegen sich die Löwen so sehr an Menschenfleisch gewöhnt hatten, und dass sich ihre Zahl so sehr vermehrt, dass sie die Umgebung in weitem Umfange unsicher machten.¹⁾ Durch diese beiden Folgen des Krieges — Epidemien und Vermehrung der Raubtiere, — wird die Sicherheit des Lebens in hohem Masse gefährdet, und diese Unsicherheit ist eine der Hauptbedingungen der Nichtachtung des Menschenlebens im Allgemeinen. Die Folgen, welche der Krieg auf die wirtschaftlichen Zustände der Naturvölker ausübt, sind indirekt von weittragender Be-

¹⁾ Ratzel, Anthropogeographie S. 378.

deutung für die Nichtachtung des Lebens bei dem Volke. Eine ruhige Arbeit und stetige Entwicklung wird bei öfteren Kriegen unmöglich gemacht. Speer und Pflug harmonieren nicht zusammen. Die Unsicherheit, welche durch beständige Kriege entsteht, lässt auch keine Anhäufung von Vorräten zu und dadurch entstehen öftere Hungersnöte, wie wir schon früher erwähnt haben. Durch die entstehende Not werden oft wiederum Kriege verursacht. Die beständigen Kriege verursachen grosse Verdrängungen und Verschiebungen von Völkern. Die schlimmen Folgen dieser Verschiebungen haben wir schon bei dem Nomadismus erwähnt. Nicht minder wichtig ist die Einwirkung der Kriege auf die socialen Verhältnisse der Naturvölker. Bei vielen kriegerischen Völkern, wo jeder Mann ein tüchtiger und kräftiger Kämpfer sein muss, gab diese Notwendigkeit Anlass dazu, dass viele Kinder männlichen Geschlechts, welche schwächlich auf die Welt kamen oder zum Kriegsberufe durch verschiedene auf Aberglauben beruhende zufällige Merkmale als untauglich erkannt wurden, dann ohne Gnade getötet oder ausgesetzt wurden. Ein gleiches Los traf auch die Kranken, Schwachen und Alten. Die grausamen Gebräuche anlässlich der Wehrbarmachung, welche bei vielen kriegerischen Völkern üblich sind, haben eine Verrohung und Verhärtung des Gemüts zur Folge. — Die permanenten Kriege wirken zersetzend und lockernd auf das Familienleben, besonders bei solchen Völkern, wo der Krieg als Erwerbsmittel betrachtet wird, wie es z. B. bei den Zulus¹⁾ der Fall ist. Bei ihnen darf kein Krieger heiraten, und demgemäss ist die Zahl der Kebsweiber in Ekanda unbeschränkt. Die aus dieser Verbindung entstehenden Kinder werden getötet, und der Kindesmord ist so eine nationale Institution geworden, und wir sehen sie hier in direkter Verbindung mit dem Kriege. Durch Vernichtung vieler Männer im

¹⁾ Ratzel, I. Bd. S. 264.

Kriege und durch den Raub der Frauen der Besiegten wird eine Ungleichmässigkeit des Verhältnisses der Geschlechter zu einander bedingt, welche bei den ersteren Polygamie und sklavische Behandlung der Frauen zur Folge hat, bei den letzteren zur Polyandrie und Päderastie führt. — Die beständigen Kriege machen, dass die Macht der Häuptlinge oder Könige wächst und zu einem grausamen Despotismus sich entwickelt. Je kriegerischer ein Volk ist, desto grösser ist die Macht des Häuptlings, dessen Ruhmsucht allein zu neuen Kriegen Anlass giebt. Ungeheuer gross sind die Wirkungen, welche beständige Kriege auf den psychischen Zustand der Naturvölker üben. Könnte man wirklich die zarten Gefühle, wie Mitleid und Menschenliebe, dort suchen, wo z. B. Mord, Totschlag, Raub und grausame Quälereien als Pflicht, ja als Gebot nicht nur während des Krieges, sondern auch im Frieden angesehen werden!? Und doch muss man annehmen, dass bei Naturmenschen ein Mitleidsgefühl vorhanden ist, welches nicht aus humanen Prinzipien entspringt, sondern seinen Grund in einem natürlichen Nachahmungstriebe hat. Der Naturmensch, welcher einen anderen schmerzliche Laute ausstossen hört oder durch den Schmerz hervorbrachte Bewegungen sieht, erinnert sich unwillkürlich an Begebenheiten, bei welchen er selbst solche Laute ausgestossen und ähnliche Bewegungen vollführt hatte, und diese Erinnerung erregt direkt Mitleid für den Gequälten. Es ist sicherlich ein schwerer Moment für den Wilden, wenn er zum ersten Male ruhigen Blutes einen Gefangenen quälen soll. Mit der öfteren Wiederholung stumpft sich sein Zartgefühl bald ab, insbesondere wenn er schon in der frühesten Jugend durch die Eltern zum Quälen von Tieren und Sklaven angelernt wird. Die Quälerei des Mitmenschen wird zur Gewohnheit und später als etwas Selbstverständliches oder sogar als etwas Notwendiges angesehen. Wir sehen hier einen solchen Gemütszustand des Naturmenschen als eine Folge der

Kriege. Dieser Einfluss des Krieges auf das Gemütsleben macht sich aber aber noch in anderer Weise geltend. Durch öftere Wiederholung der Kriege bemächtigt sich des Naturmenschen das Gefühl der Verbitterung und Verrohung. Die beständige Aufregung, in welche er sich durch ungewisse Überfälle der Feinde versetzt sieht, zieht einen krankhaften Zustand mit sich, welcher sich z. B. bei den Malayen, wie wir schon gesehen haben, als Tobsucht äussert. Dieser Zustand lässt tiefe Spuren im Gemüte zurück. Ist bei dem Naturmenschen in einem solchen Zustande, wo er jeden Moment seinem Tode entgegenseht, eine ruhige und stetige Arbeit möglich? Warum soll er arbeiten und ein Vermögen sammeln, wenn jeden Augenblick der Feind ihm dasselbe als willkommene Beute entführen kann? Damit ist die Trägheit und Faulheit der Natur teilweise erklärlich, da es natürlich ist, dass jeder jede Stunde, welche ihm noch zum Leben gegönnt ist, in Genuss und Ruhe verleben will; andererseits musste er ja auch seine Kräfte möglichst schonen, da er sie im Kampfe braucht. Wir sehen im allgemeinen aus dem Vorstehenden, dass die beständigen Kriege das Gemüt verrohen und es für jedes Leiden unempfindlich machen. Man kann mit Bestimmtheit behaupten und statistisch nachweisen, dass auch bei den Kulturvölkern nach einem Kriege diese Verrohung sich in der vermehrten Zahl von Mord, Totschlägen und Selbstmorden kundgiebt. Es kommt dies einer Geringschätzung des menschlichen Lebens in hohem Masse gleich. Dieser Zustand ist bei den Kulturvölkern nicht so dauernd; die Überlegungskraft lässt diese grausame Gewohnheit, welche in der Schlacht sich notwendig zeigte, nicht in Leidenschaft übergehen, und der Unterschied zwischen Kriegszustand und vollkommenem Frieden ist besser ausgeprägt als bei den Naturvölkern. Lange Ruheperioden verwischen die Nachwirkungen des Krieges. Bei den Naturvölkern ist dies nicht möglich, weil durch öftere Wiederholung der Kriege dieser Zustand ein dau-

ernder geworden ist, und man weiss eigentlich nicht, wann der Krieg aufhört und der Friede anfängt. Aus allem bis jetzt Gesagten können wir schliessen, dass die permanenten Kriege, welchen wir bei den Naturvölkern begegnen, für diese höchst verderblich sind und zu ihrer vollkommenen Vernichtung führen. Die relativ guten Seiten des Kriegsführens, welche von manchen so stark betont werden, sehen wir bei einer öfteren Wiederholung, welche zu einem andauernden Kriegszustand führt, immer mehr schwinden. Dann ist die Ansicht, dass die Kriege eine natürliche Zuchtwahl für die Naturvölker bedeuten, nicht am Platze, ihre Notwendigkeit nicht ersichtlich, und man muss der Ansicht Gumpowitsches nur beistimmen, welcher bemerkt: „Es ist ein sehr grosser Fehler, wenn man soziale Prozesse mit vegetabilischen oder animalischen verwechselt.“

IV. Anthropophagie.

Wir haben an einer früheren Stelle erwähnt, dass viele Polarvölker unter dem Drucke der äussersten Not alle Rücksichten der Humanität bei Seite lassen und ihre Stammesbrüder opfern müssen, um mit ihrem Fleische das eigene Leben zu erhalten. Diese scheussliche Sitte ist es, welche den Menschen zum Tiere erniedrigt, ja auf ein noch tieferes Niveau hinunterdrückt, da selbst die Tiere selten ihres gleichen verzehren. Allein hierin liegt auch schon ein entschuldigendes Moment, denn in diesem Momente werden die Handlungen des Menschen nicht mehr von seinem Verstand regiert, sondern sein Wille steht dann nur mehr unter dem Einflusse des Erhaltungstriebes, also der Mensch handelt in einem anormalen geistigen Zustand. Sehr treffend hat diesen Zustand J. Crevecoeur

illustriert, wie schon angeführt ist. Dass es in der That so ist, beweist uns noch der Umstand, dass viele Europäer, bei welchen die Menschenliebe und das Mitleidsgefühl viel stärker entwickelt ist, in solchen Fällen fähig sind, alles das zu vergessen und von dieser grässlichen That Gebrauch zu machen, was wir bei vielen Schiffbrüchigen beobachten können. Ausserdem erwähnten wir im 3. Kapitel, dass bei vielen kriegerischen Völkern es Gebrauch ist, die erlegten Feinde oder auch Gefangene zu töten oder lebendig aufzufressen. Hier sehen wir, dass nicht der Hunger als einziges Motiv anzusehen ist, sondern dass sich auch eine tierische Wut und ein Blutdurst aus Rache gegen den Feind darin gefällt. Auch hier im zweiten Falle kann man etwas Entschuldigendes anführen, denn auch hier ist der Mensch nicht vollkommen zurechnungsfähig, denn die Erbitterung gegen den Feind, welche durch beständige Anfälle genährt wurde, ist so gross, dass sich die Leidenschaft der Krieger bis zu einem krankhaften Zustand steigert und eine ruhige Überlegung nicht zulässt. Wenn auch in diesen beiden Fällen an und für sich nicht viel für die Sittlichkeit Gefährliches enthalten ist, so sind die daraus entstehenden Folgen desto verhängnisvoller. Denn wie jeder Gebrauch, welcher die niederen Triebe befriedigt und dadurch ein angenehmes Lustgefühl hervorruft, durch öftere Wiederholung sehr leicht zur Gewohnheit und zur Leidenschaft des einzelnen wird, so wird er es auch für ein ganzes Volk und entwickelt sich zur geheiligten Sitte. Ist der Gebrauch in dieses Stadium getreten, so wird ein Volk, welches früher aus Not Menschenfleisch verzehrt hat, dies jetzt auch dann thun, wenn die Not gar nicht so bedeutend ist. Andererseits wird auch der Krieger nicht nur in der ersten Wut die Toten und Gefangenen verzehren, sondern dies auch später, nachdem sich sein Gemüt beruhigt hat, thun. Es werden beide, der Hungernde und der Krieger, einen Wohlgeschmack am Menschenfleisch finden. Die

höchste Stufe der Grausamkeit und Barbarei finden wir aber dort, wo die Gefangenen und Sklaven buchstäblich gemästet werden, um sie später mit desto grösserem Wohlbehagen zu verzehren. Hier ist die Geringschätzung des Menschenlebens im eigentlichsten Sinne des Wortes ausgesprochen. Nichts Entschuldigendes ist hier anzugeben, denn man thut es mit vollster Überlegung, und man isst Menschenfleisch ebenso wie das Fleisch der Tiere, ja selbst bei dem Vorhandensein des letzteren zog man das erstere vor. Es ist wahrlich eine sittliche Versunkenheit und völlige Entartung des Menschengeschlechts, welche uns hier entgegentritt. Wie überall sucht jedoch der Naturmensch auch hier seine scheusslichen Handlungen durch Aberglauben zu rechtfertigen. Dieser Aberglaube wirkt aber wieder verstärkend auf diese Unsitte und bleibt nicht nur beschränkt auf den Kreis, in dem sie entstanden ist, sondern sie zieht immer weitere Kreise und bürgert sich bei solchen Völkern ein, in welchen die natürlichen Bedingungen zu ihrer Entwicklung gänzlich fehlen. Die höchste Stufe von Menschenfresserei sehen wir endlich als Menschenopfer in gleichsam veredelter Gestalt. Eine umgekehrte Erklärung, wie Schneider¹⁾ meint, dass aus Menschenopfer sich Menschenfresserei entwickelte, indem er sagt: „Die Menschenopfer haben infolge konsequenter Anwendung des Opfergedankens zur Menschenfresserei geführt,“ erscheint mir nicht zutreffend zu sein, da Thatsachen gegen sie sprechen. Auf diese Weise haben wir folgende Hauptmotive der Menschenfresserei: Hunger, Rachedurst und Blutdurst, Feinschmeckerei, Aberglaube und zuletzt als edelste Form die Menschenopfer. Was Andree im Vorwort seiner Abhandlung über die Anthropophagie sagt, dass nämlich „der Kannibalismus aus Hungersnot kein ethnologisches Interesse bietet“, halte ich nicht für zutreffend, denn nach dem früher Gesagten sind öfters

¹⁾ Schneider, I. Teil, S. 190.

wiederkehrende Hungersnöte bei den Naturvölkern imstande, den einmaligen Gebrauch der Menschenfresserei zur Gewohnheit werden zu lassen. Und gerade solche Fälle sind für unsere Untersuchung von doppelter Wichtigkeit, da sie uns das wahre und ursprüngliche Motiv, welches zuerst den Menschen zur Anthropophagie getrieben hat, klar zeigt. Am klarsten spricht gegen Andrees Ansicht das angegebene Beispiel (vergl. Hungersnot S. 13): Auch die vereinzeltten Fälle von Anthropophagie sind für uns von grosser Wichtigkeit, denn es ist uns ein Zeichen für die Bewegung des Kannibalismus.

Um die heutige Anthropophagie besser zu verstehen, werfen wir einen Blick auf die Geschichte dieser scheusslichen Sitte. Vor allem ist es auffallend, dass ihre Verbreitung früher bedeutend grösser gewesen ist, als wir sie heute finden. Ja man kann mit grosser Wahrscheinlichkeit behaupten, dass kein Stamm, kein Volk vollkommen rein blieb. Wir haben sogar Belege, welche beweisen, dass die Anthropophagie in vorgeschichtlicher Zeit existierte. Professor A. Spring ist der erste gewesen, der bei der Untersuchung der Höhlen von Chaveaux bei Namur in Belgien viele Menschenknochen zerschlagen fand, um zu dem Marke zu gelangen¹⁾. Dies gab Anlass für weitere und eifrige Forschungen, um die von Spring ausgesprochene Hypothese zu bestätigen oder zu verwerfen. Charthilhac, Prunieres und Felix Regnault haben die Verbreitung der Anthropophagie in Frankreich in urgeschichtlicher Zeit nachgewiesen: Dolgado hat auch für die iberische Halbinsel und Wollemann für Deutschland²⁾ dasselbe gethan. Ausserdem finden wir viele Sagen und Märchen, welche uns Anlass geben, auf das frühere Bestehen der Anthropophagie zurückzuschliessen. Nicht nur dies, wir haben auch zuverlässige geschichtliche Überlieferungen, welche

¹⁾ Andree, Die Anthropophagie S. 2 u. 3.

²⁾ Derselbe S. 345.

zeigen, dass die Anthropophagie noch in geschichtlicher Zeit bei unseren Vorfahren in Gebrauch war. Herodot erzählt, dass die Scythen und Massageten¹⁾ von jedem jungen Krieger verlangten, dass er von dem Blute des zuerst erlegten Feindes trank. Eine ähnliche Sitte finden wir bei vielen heutigen Naturvölkern. Strabo²⁾ behauptet, dass die Scythen nur aus Hungersnot Menschenfleisch assen, und von den Irländern erzählt er, dass sie Menschenfresser waren und ihre verstorbenen Eltern verzehrt haben, welche Sitte mit der von vielen heutigen Naturvölkern übereinstimmt. Tertullian berichtet, dass noch in seiner Zeit im Bunde des Jupiters Menschenblut getrunken wurde. Noch gegen Ende des 4. und im Anfang des 5. Jahrhunderts erzählt Hieronymus als Augenzeuge, dass die Atticoten sich von Menschenfleisch nährten, und dass die Busen und Hintern der Weiber als besondere Leckerbissen betrachtet wurden³⁾. Schon aus diesem Berichte bemerken wir, dass die Motive und die Form des Kannibalismus viel Ähnlichkeit mit denen der heutigen Anthropophagen hat. Wir werden jetzt die Verbreitung der Anthropophagie bei den heutigen Naturvölkern näher betrachten und die aufgestellten Motive durch Beispiele zu illustrieren suchen.

Afrika.

Wir haben vor uns ein Gebiet, wo permanente Kriege mit Hungersnöten abwechseln, was uns von vornherein ahnen lässt, dass hier Anthropophagie in besonderer Blüte steht. Es sind aber in Wirklichkeit noch andere Motive vorhanden, welche zur grossen Verbreitung und schweren Ausrottung dieser grässlichen Sitte beitragen. Die rohesten und berüchtigsten Gewohnheitskannibalen sind die Niam-Niam und südlich von ihnen die Monbuttu, Fan und die

¹⁾ Andree, die Anthropophagie S. 12 u. 13.

²⁾ Derselbe, S. 13.

³⁾ Derselbe, S. 14.

Abanga. Über die Niam-Niam haben wir zuverlässige Berichte durch Georg Schweinfurth¹⁾. Nach ihm sind sie durch und durch Gewohnheitskannibalen, indem sie nicht aus Hungersnot, sondern aus Feinschmeckerei Menschen fressen. Alle gefangenen, alle plötzlich gestorbenen und alle herumlaufenden familienlosen Personen werden getötet und gefressen. Die neugeborenen Kinder der Sklavinnen werden als etwas Apartes gegessen. Ja man nimmt sogar die Leichen aus den Gräbern und verzehrt sie. Auch Junker²⁾ bestätigt diese Berichte über die Niam-Niam und fügt hinzu, dass die Mambanga, einer der südlichen Stämme der Niam-Niam, die Leichen ihrer Verstorbenen mit fernstehenden Stämmen tauschen, um sie zu fressen. Schweinfurth³⁾ berichtet auch von den Monbuttu, dass sie die Gefallenen im Kriege essen, und dass das gebliebene Fleisch getrocknet und gegessen wird. Die Häuptlinge erhalten als besondere Leckerbissen kleine Kinder als Speise. Ebenso sind die Fan, welche westlich von den Niam-Niam und Monbuttu wohnen, schreckliche Kannibalen⁴⁾. Es wurde früher von den Anziquen erzählt, dass sie sich untereinander essen und weder Freunde noch Verwandte verschmähen. Sie haben Fleischerläden, welche mit Menschenfleisch statt mit Ochsen- oder Schaffleisch gefüllt sind; sie schlachten ihre Sklaven, wenn sie glauben, keinen guten Preis lebend für sie zu erhalten, nachdem sie dieselben gemästet haben⁵⁾. Als Paul B. du Chaillu in ein Fandorf kam, sah er auf der Strasse Menschengebeine liegen und begegnete einem Weib, das ein Stück Menschenfleisch trug, als ob sie es verkaufen wollte⁶⁾.

¹⁾ Schweinfurth, I. Bd. S. 12, 20, 21 u. 171.

²⁾ Ratzel, Völkerkunde I. Bd. S. 546 u. Andree, S. 39.

³⁾ Schweinfurth, II. Bd. S. 98 u. Schneider, S. 172 u. 173.

⁴⁾ Schweinfurth, II. Bd. S. 21 u. Schneider, S. 163.

⁵⁾ H. Huxley „Die Stellung des Menschen in der Natur“ D. A. v. Victor Carus 1863, Schneider, S. 164.

⁶⁾ Schneider, Naturk. I. Bd. S. 164.

Leutnant von François erzählt von den Bussera an den südlichen Zuflüssen des Kongo, dass sie die Menschen schlachten, nur um sich mit Fleisch zu versorgen¹⁾; aber im allgemeinen nimmt er an, dass dies als Akt religiösen Ceremoniells bei besonderen Gelegenheiten stattfindet. Und als er zu den Anwohnern von Tschuapa²⁾ kam, riefen sie ihm zu: „Wir werden euch den Kopf abschneiden! Wir werden euch fressen! Buala! Buala! (Fleisch, Fleisch).“ Aus dem letzten Bericht scheint mir nicht klar hervorzugehen, dass dieser Stamm auch wirklich Anthropophag sei, denn solche Zurufe konnten auch nur das Abschrecken der Reisenden bezwecken. Livingstone erzählt, dass bei den Mtamba am Lualaba jede Zwistigkeit zwischen Mann und Frau so geschlichtet wird, dass der Mann seine Gattin mordet und ihr Herz auffrisst³⁾. Tappenbeck nennt die Bewohner der südlichen Zuflüsse des Kongo, wie des Seric Tschia, des Quilu u. s. w., sehr berüchtigte Kannibalen. Hier wird allerdings der Mensch als Nahrungsmittel, gewissermaßen als Schlachtvieh betrachtet⁴⁾. Eine merkwürdige Sitte finden wir bei den Kissama, südlich der Fan. Hamilton berichtet nämlich, dass die Menschenfresserei hier, wie bei den Batta auf Sumatra, als Strafe gebraucht wird. Jeder Schuldner, der nicht bezahlen kann, wird getötet und verzehrt⁵⁾. Aus den angeführten Beispielen des Kannibalismus können wir leicht ersehen, dass sehr verschiedene Motive es sind, welche die Naturvölker dazu treiben. Aber vor allem ist ersichtlich, dass es eine Entartung, ja völlige Versunkenheit der Menschen darstellt, und dass die Wohlschmeckerei am Menschenfleisch als wichtigstes Motiv des Kannibalismus anzusehen ist. Mangel an Fleischnahrung konnte nicht Ursache sein, weil wir

¹⁾ Andree, S. 42.

²⁾ Derselbe, S. 42.

³⁾ Ratzel, S. 556.

⁴⁾ Andree, S. 42.

⁵⁾ Derselbe, S. 30.

sehen, dass es bei den Monbuttu ebenso wie bei den Fan viele Rinder und Ziegen giebt, aber sie ziehen das Menschenfleisch vor. Diese Stämme beweisen auch nicht, dass eine niedrige Bildungsstufe die Ursache ist, weil diese Stämme eine hohe Intelligenz und gute Urteilskraft besitzen. Die geographische Lage dieser Völker lässt uns vermuten, dass eine Übertragung der Sitte der Anthropophagie stattgefunden hat und zwar durch die Nachahmung der um den ersten Anthropophagenstamm liegenden Völker. Es war ja genügend für einen Stamm zu sehen, dass der andere seine Kriegsgefangenen auffrass, um ihn als Revanche zu dergleichen Massregeln zu veranlassen, „denn eine möglichst gleichartige Vergeltung ist ein Hauptprinzip bei der Kriegsführung dieser Völker“. Wir sehen auch solche Gebiete in Afrika, wo Kannibalismus nicht so verbreitet ist, wie bei den bis jetzt besprochenen Völkern in Zentral- und Äquatorial-Westafrika. Ein solches Gebiet ist die Guineaküste und das Nigerdelta. Es ist sehr wahrscheinlich, dass der hier sehr verbreitete Sklavenhandel die Ursache war, dass der Kannibalismus seltener geworden, wenn er auch hie und da noch in vollster Blüte geblieben ist. Die Aschanti verzehren das Herz des Feindes, indem sie glauben, dadurch den Mut des Verstorbenen zu erwerben¹⁾. In Dahome und bei den Aschanti nimmt der Kannibalismus sogar eine höhere veredelte Form an, indem er als Menschenopfer auftritt. Robert Norris berichtet von den Dahomes, dass der Körper des Preisgegebenen fast ganz aufgefressen wird²⁾. Hutschinson als Augenzeuge berichtet von den Bonny im Nigerdelta: als ein Mann geschlachtet wurde, stürzten Weiber und Kinder sowie Männer wie gierige Geier auf ihn los, und jeder schnitt sich ein Stück ab. Die Eingeweide wurden für die grossen Eidechsen bestimmt, die ein Schutzgeist

¹⁾ Andree, S. 23 u. Schneider, S. 159.

²⁾ Derselbe, S. 23 u. Schneider, I. Bd. S. 159.

des Volkes von Bonny sind. Kapitän Hopkins berichtet noch, dass König Georg Pepel (von Bonny) früher Menschenfresser gewesen ist; er hat das Herz des Königs Amakri von Neukalabar gegessen, als er ihn gefangen genommen hatte. Dem Volk ist es schwer abzugewöhnen, denn, wie ein Häuptling sagte, wäre das „Menschenbeafsteak“ entschieden dem Ochsenbeafsteak vorzuziehen¹⁾. Hier sehen wir, dass das Motiv der Anthropophagie Wohl-schmeckerei ist, umhüllt mit religiösen, abergläubischen Gebräuchen.

Wie immer zeigt sich der Neger auch bei den Opfern sehr praktisch, indem er sich mit seinem Gott billig abfindet und ihm nur die Eingeweide opfert, während er selbst das Beste für sich behält. Er glaubt, dass der grosse Geist mit den Eingeweiden vollauf zufrieden sei. Der Kannibalismus ist bei den Südafrikanern sehr sporadisch und am meisten aus Rache und Aberglauben verursacht. 1868 im Kriege zwischen Boers und Bassuts wurden alle gefangenen Europäer von den Bassuts aufgefressen, damit sie ihren Mut bekämen²⁾.

Asien.

Viele historische Ueberlieferungen sprechen dafür, dass auch in diesem Kontinent die Anthropophagie früher weit mehr verbreitet war als heute. Fast im ganzen Kontinent sind heute keine Spuren mehr von einem gewohnheitsmässigen Gebrauch dieser Sitte. Hier und da treffen wir vereinzelte Fälle, die nur aus grosser Hungersnot ausgeübt werden und zwar mehr im nördlichen Teil, wie z. B. bei den Ostjaken³⁾, welche in der Zeit der Hungersnot ihre Kinder verzehren. Ganz anders steht es mit der Inselwelt Malayens. Hier spricht sich wieder

¹⁾ Andree, S. 25 und Schneider, S. 156 bis 160.

²⁾ Schneider, S. 178.

³⁾ Andree, S. 20.

die Thatsache aus, dass eine Insel mit ihrer abgeschlossenen Natur (wie in den Gebirgsgegenden) am besten gute oder schlechte Sitten (unverändert) in ihrer ursprünglichsten Form zu erhalten vermag. Ein sehr interessantes Beispiel geben uns die Bathas auf Sumatra, ein Volk von ziemlich hoher Intelligenz und Urteilskraft und daneben ausgeprägteste Gewohnheitsmenschenfresser. Die Art und Weise wie dieser Gebrauch ausgeübt wird, ist ganz verschieden von allem bis jetzt Betrachteten. Es werden nämlich nicht nur die Kriegsgefangenen gegessen, sondern der Anthropophagismus ist ein unentbehrlicher Teil der Gesetzgebung geworden. Bei Ehebruch, Spionage, Desertion wird der Schuldige getötet und gefressen, während ein Feind, wenn er mit der Waffe ertappt wird, lebendig einzelne Teile des Körpers verlieren und selbst noch zusehen muss, wie diese gebraten und gegessen werden. Ist diese Sitte ursprünglich oder erst später eingeführt, und welche konnten die Ursachen sein? Was die erste Frage anbetrifft, so ist sie sehr schwer zu beantworten. Die Ansichten sind geteilt. Was die Bemühungen Jung-
huhns anbetrifft, einen bestimmten Zeitpunkt als Beginn dieser Sitte und dafür das Jahr 1610 zu bestimmen, so muss man diese als hinfällig ansehen. Glaubwürdige Berichte stammen von (1449) Nicolo di Corti¹⁾, welcher erwähnt, dass die Bathas Menschenfresser sind, und selbst schon zu Marko Polos²⁾ Zeit waren sie es. Es unterliegt keinem Zweifel, dass ursprünglich der Krieg Ursache dieser Sitte ist. Die Behauptung Dr. Schreibers³⁾, dass die Anthropophagie bei den Bathas nicht ursprünglich gewesen sei, weil die Niasinsulaner, die sehr verwandt mit den Bathas sind, keine Spuren von Kannibalismus zeigen, ist meiner Meinung nach grundlos, denn jede ursprüngliche Sitte

¹⁾ Zeitschrift für Anthropologie III. Bd. 1871. S. 320 v. Dr. Friedemann.

²⁾ Peschel, Völkerk. S. 165.

³⁾ Ausland, 1882. No. 16.

kann mit der Zeit verschwinden, wenn die äusseren Verhältnisse nicht dazu geeignet sind, sie weiter zu unterstützen, während bei den Bathas, welche ein abgeschlossenes Gebirgsland bewohnen, es sehr geeignet erscheint, eine alte Sitte lange Zeit zu erhalten. Und gerade diese relativ hohe Stellung der Bathas spricht sehr dagegen, dass eine spätere Nachahmung stattgefunden habe. Ebenso der 3. Punkt seiner Behauptungen, dass der Kannibalismus gesetzlich bestimmt ist, spricht gar nicht dafür, sondern beweist gerade das Gegenteil, denn eine gesetzliche Beschränkung weist auf eine frühere viel grössere und gefährlichere Verbreitung dieser Sitte. Und je mehr sich die Bevölkerung ihrer schlechten Folgen bewusst war, desto mehr bemühte sie sich, eine Schranke zu setzen, da ein plötzliches Aufhören unmöglich war. Dass die Bathas schon früher, bevor das Gesetz ihnen gestattete, ihre Verbrecher aufzuessen, Menschenfresser waren, beweist folgende uralte Sitte: Sie assen ihre Alten und Kranken ganz allgemein auf, indem sie dieselben zwangen, auf einen Baum zu steigen, worauf der Baum geschüttelt wurde unter Absingen der Worte: „Die Zeit ist gekommen, die Frucht ist reif, sie muss herabfallen.“¹⁾ Was die Ursachen der jetzigen Form des Kannibalismus anbetrifft, so können diese sehr verschiedener Natur sein. Die Ansicht Martens, dass sie einen Abscheu, eine Entrüstung gegen die That des Verbrechers zeigen solle, erscheint mir als zu schmeichelhaft, denn eine sittliche Entrüstung ist bei einem Volke, das zu einem solchen mitleidslosen und grausamen Verfahren gegen die Schuldigen greift, kaum zu vermuten. Ich glaube, dass Junghuhn zu optimistisch und mit zu leichten Farben die Bathas schildert, wenn er sagt, dass sie sanft von Charakter und äusserst gutmütig seien. Mehr zutreffend ist wohl die Charakterisierung von Friedländer, welcher sagt, dass sie gefrässig, ausserordent-

¹⁾ Schneider, S. 182.

lich zorn- und rachsüchtig und gegen die Frauen sehr rücksichtslos sind, indem sie dieselben als Sklavinnen behandeln. Demnach bleibt uns nichts anderes übrig, als jetzige Ursache Wohlschmeckerei, Rachsucht und Aberglauben anzunehmen.

Es wäre möglicherweise aber auch nicht unmöglich, dass die Ursache dieses gesetzlichen Verfahrens die eigentümliche Form des Eides ist. Der Eid spielt nämlich bei den Bathas eine sehr grosse Rolle, und sein Bruch wird als grösstes Verbrechen angesehen. Bei der Eidesablegung wird ein Tier geschlachtet, dessen Herz herausgerissen, und der Schwörende sagt: „Wenn ich meinen Eid breche, so will ich geschlachtet werden wie dieses Tier und verschlungen werden wie dieses Herz, welches ich verzehre.¹⁾“ Bei der Heiligkeit des Eides wird der Bruch desselben auch wirklich so bestraft, und es ist nicht ausgeschlossen, dass die heutige Form der Anthropophagie bei den Bathas daraus entsprungen ist.

Wenn auch auf den übrigen Inseln des Malayischen Archipels Gewohnheitskannibalen nicht zu treffen sind, so findet man doch hie und da Spuren, welche auf eine frühere grosse Verbreitung schliessen lassen. Sehr richtig bemerkt Ratzel²⁾, dass ein gewisser Zusammenhang zwischen Köpfjäger und Anthropophagie anzunehmen ist, und dass die eine Sitte die andere ersetzt. Nach Bock verzehren die Tringdagak ihre Opfer und finden bei Schädeljagden Festmahle statt³⁾ Hier ist eine Feinschmeckerei zu bemerken, denn wie eine Tringpriesterin erklärte, gelten die innern Flächen der Hände und das Gehirn als Leckerbissen. Nach Riedel werden auf Tinnerl-hut Bündnisse durch das Verzehren eines Sklaven besiegelt.⁴⁾

¹⁾ Wuttke, Geschichte des Heidentums.

²⁾ Ratzel, II. Bd. S. 450.

³⁾ Andree, S. 18 u. Ratzel, II. Bd. S. 451 u. Schneider, S. 184.

⁴⁾ Ratzel, S. 541.

Australien.

Ein Land mit spärlicher Flora und Fauna, infolgedessen öfteren Hungersnöten ausgesetzt, lässt uns nach dem bisher Gesagten von vornherein annehmen, dass hier die Anthropophagie zu Hause ist, und dass das treibende Motiv dabei der Hunger ist. Allein es kommen noch andere Umstände dazu, welche zur Verbreitung dieser Sitte beitragen und sie dauernd machen. Die ganze Atmosphäre ist voll von bösen Dämonen. Nur die einzigen Zauberer sind im Stande, diese bösen Geister zu bändigen; um aber Zauberkraft zu bekommen, ist das beste Mittel, ein Stück Menschenfleisch zu essen. Auf diese Weise ist der Aberglaube ein ebenso wichtiges Motiv als der Hunger zur Verbreitung der Anthropophagie. In Natschandi in Westaustralien werden nicht nur Kriegsgefangene, sondern in Hungersnot auch die eigenen Kinder, besonders die Mädchen aufgeessen. Die Westaustralier töten ihre Alten, um sie zu verzehren. Das Motiv dieser Sitte ist nicht nur Feinschmeckerei, wie Andree¹⁾ meint, sondern es ist noch der Aberglaube zuzurechnen; denn sie glauben, dass die Alten keine Seele haben. Auch die Südaustralier, wie N. P. Stambridge²⁾ berichtet, verzehren öfter ihre neugeborenen Kinder. Der ältere Bruder tötet und verzehrt seinen jüngern Bruder, damit er sich seine Kraft aneigne. Hier ist Feinschmeckerei und Aberglaube anzunehmen. Eine merkwürdige Sitte sind die „Schmäuse der Liebe.“ Stirbt nämlich eine junge Frau oder ein Mädchen (von alten Frauen wird dabei abgesehen), so verzehren die Männer, welche ihre Verwandten sind oder eine Zuneigung für sie fühlten, gewisse Teile ihres Körpers, nachdem sie sich zuvor weiss bemalt haben³⁾. Hier liegt gewiss ein Aberglaube zu Grunde. Ebenso wird die Leiche

¹⁾ Andree, S. 44.

²⁾ Derselbe, S. 44.

³⁾ Ratzel, Völkerk. II. Bd. S. 56 u. Schneider, S. 123.

der Verwandten verzehrt; es besteht sogar ein bestimmtes Gesetz darüber: so z. B. dürfen die Väter nicht ihre Kinder essen, wohl aber die Mütter. Hier zeigt sich ein Rechtsgefühl, indem nur die Mutter ein Recht auf ihre Kinder hat. Aber es konnte auch die Ursache haben, dass sie ihre Mädchen essen, um sie als Knaben wieder zu gebären, welcher Aberglaube an Wiedergeburt der Seele erinnert. Dass auch aus Feinschmeckerei in Südaustralien Kannibalismus vorkommt, beweist uns folgendes Beispiel: Als einer der Ältesten des Stammes starb, fragte ein deutscher Missionär, ob sie auch die Leiche verzehren würden; er erhielt die Antwort „nein! der Kerl ist zu mager, er hat kein Fett“¹⁾. In Queensland essen die Mütter ihre eigenen Kinder, damit sie jene Kraft, welche ihnen die Leibesfrucht entzogen habe, wieder zurückgewinnen.²⁾

Südseevölker.

Sehr richtig bemerkt R. Andree³⁾, dass die Südseeinseln als der klassische Boden der Menschenfresserei anzusehen sind. Viele Zeugnisse weisen darauf hin, dass noch bei der Entdeckung dieser Inselwelt diese schauderhafte Sitte in vollster Blüte war. Jetzt finden wir sie auf vielen Inseln ganz verschwunden oder nur noch sehr sporadisch verbreitet. Man könnte sagen, die Melanesier sind im grossen und ganzen noch die berüchtigsten Anthropophagen, während in Polynesien die Anthropophagie mehr einen religiösen Charakter besitzt und in ihrer veredelten Form als Menschenopfer auftritt. Ob diese Völker schon in ihrer früheren Heimat diese Sitte hatten oder erst in ihren jetzigen Wohnorten erwarben, ist mit Sicherheit nicht festzustellen. Man kann aber als wahrscheinlich

¹⁾ Andree, S. 45.

²⁾ Derselbe, S. 46 u. Schneider, I. T. S. 123.

³⁾ Derselbe, S. 48.

annehmen, dass gewisse Anlagen dazu mitgebracht wurden, und der Charakter der neuen Heimat hat diese Anlagen mehr entwickelt und verschärft. Die erbitterten und fortwährenden Kriege — Sklaven brauchte man nicht, denn sie vergrösserten das Elend noch mehr, wie wir früher gesehen haben — dann die öfteren Hungersnöte, welche als Folge dieser Kriege und auch elementarer Ereignisse auftraten, endlich der Mangel an grossen Landtieren auf vielen Inseln lassen uns schliessen, dass als Motive der Anthropophagie hier vor allem Hunger und Rachsucht anzusehen sind. Dazu kommt, dass das Wohlgefallen an Menschenfleisch und der Aberglaube als Rechtfertigung wirkte. Man isst die Leichen der Verstorbenen, und um diese abscheuliche Sitte zu rechtfertigen, stellt man sie als einen Akt der Pietät hin. Diese merkwürdige Art von Rechtfertigung geht noch weiter, indem die Insulaner auf ihre Götter verweisen und sagen: diese essen ja die Seelen der Verstorbenen auf.

Die ganze Philosophie der Anthropophagie der Südseevölker ist aus folgender Argumentation ersichtlich. K. Andree zitiert eine Redensart der Marris, die ähnlich auch aus Neukaledonien berichtet wird: „Die grossen Fische fressen die kleinen, Hunde fressen Menschen, Menschen Hunde, Hunde einander, Vögel einander, ein Gott den anderen.“ Ähnliches sagte ein Neger zu Bonct Willaumez, „dass die kleinen Fische von den grösseren gefressen werden, und wie der grosse Gott gewollt hat, dass es im Wasser sei, so hat er es auch auf dem Lande gewollt.“ Wir werden dies jetzt durch einige Beispiele zu illustrieren suchen.

Melanesien.

Die Berichte der Amerikaner Bickmore, Dr. A. B. Meyer, Moresby und vieler Missionare stimmen darin überein, dass die Bewohner von Neuguinea Anthropophagen sind, und zwar essen sie nicht nur ihre Gefangenen, son-

dern auch ihre Toten¹⁾. Als Beweggrund ist vor allem Feinschmeckerei anzunehmen. Ebenso fröhnen die benachbarten Luisiade-Insulaner dem Menschenfrass. 1858 strandete an der Rössel-Insel ein Schiff mit 317 chinesischen Kulis. Diese retteten sich auf ein kleines Eiland in der Nähe jenes grösseren. Als der Kapitän, welcher Hülfe suchen wollte, wieder zurückkam, fand er nur noch 4 am Leben, alle anderen waren von Eingeborenen gefressen worden. Nach Andree war die Lust nach Menschenfleisch das ausschliessliche Motiv²⁾. Doch können solche entsetzliche Handlungen auch aus dem Aberglauben entspringen, indem viele Südseeinsulaner meinen, dass alle die, welche sich bei einem Schiffbruche ans Land retten, von den Göttern als Opfer geschickt worden sind. Ebenso sind die Eingeborenen des Bismarck-Archipels gewohnheitsmässige Kannibalen. Powell berichtet in dieser Beziehung von einem Häuptling der York-Inseln, welcher ihm einen Leichnam zeigte und dazu bemerkte: „Dieser Mann hat meine Mutter mit verzehren helfen, jetzt kommt er selber an die Reihe.“ So gross — fährt unser Gewährsmann fort — ist ihre Begierde nach Menschenfleisch, dass sie sich von dessen Genuss gar nicht zu trennen vermögen. Und als Turner die Eingeborenen von Tanna von dieser schrecklichen Sitte abzubringen sich bemühte, erhielt er die naive Antwort: „Schweinefleisch ist gut für dich, das Fleisch des langen Schoteins, d. h. der Menschen, aber passt für uns“³⁾. Auf Neubritannien töten die Männer ihre Frauen oft im Zank und verzehren sie dann. Dort hat jeder Häuptling als höchsten und zugleich unentbehrlichsten Beamten einen Minister, welcher nach unsern Begriffen eher als Scharfrichter zu bezeichnen

¹⁾ Ratzel, II. Bd. S. 289, Andree, S. 50, 51 u. Schneider, I. Bd. 124.

²⁾ Andree, S. 51.

³⁾ Derselbe, S. 52.

wäre, denn sein wichtigstes Geschäft besteht darin, die dem Tode geweihten Opfer zu töten und kunstgerecht zu zerlegen. Neben dem Wohlgeschmack ist auch der Aberglaube ein Beweggrund dazu, indem die am Speer befestigten Bein- und Armknochen den Träger vor den Verwandten des Verspeisten sicher stellen sollen¹⁾. Es würde zu ermüdend sein, weitere Beispiele anzuführen, aber die meisten lassen erkennen, dass in letztem Grunde die dürftige Ausstattung ihrer Heimat sie zu jenem unnatürlichen Schritte treibt, besonders den Fremden gegenüber, die an ihrem Gestade landen. Nach Schleinitz ist also ihr Hauptprinzip, jeden Ankommenden sofort zu erschlagen und zu verzehren. Dieses ökonomische Gesetz äussert sich auch darin, dass die Gefangenen, welche nicht ausgelöst oder verkauft werden oder unbrauchbar sind, dem gleichen Schicksale verfallen, damit man wenigstens aus ihrem Körper einigen Vorteil ziehen kann, und damit sie die Nahrungsquellen nicht unnötig verringern. Auf dasselbe kommt der bei den Bathas in Neu-Caledonien herrschende Gebrauch hinaus, sich der Verbrecher auf eine für das Gemeinwohl nützliche Art und Weise zu entledigen²⁾. Zu welchen schrecklichen Verirrungen der Mangel an animalischer Nahrung bei ihnen geführt hat, erhellt aus der Thatsache, dass man einen vollkommen Unschuldigen der Zauberei anklagt und dann als willkommenes Opfer tötet; hilft das nicht, so wird eine Festlichkeit verkündet, bei welcher einige Gäste getötet und verspeist werden. Die Fidjiinseln vermitteln den Übergang nach Polynesien, denn auf ihnen entspringt der Kannibalismus nicht bloss dem Mangel, sondern bereits auch der Religion und den sozialen Einrichtungen. So werden bei Tempelbauten Menschen verzehrt; das Deck neu gezimmerter Kähne wird mit Menschenblut bestrichen,

¹⁾ Andree, S. 52.

²⁾ Derselbe, S. 58.

und die Gefangenen fallen dem Kriegsgott zum Opfer¹⁾, Bei diesen Feierlichkeiten bediente man sich besonderer Gabeln und Schalen. Wir hatten früher hervorgehoben, dass in Polynesien die Anthropophagie einen durchaus religiösen Charakter trägt. Dort ist sie in der Hauptsache erloschen, aber einzelne zeremonielle Gebräuche und Redensarten gehen auf sie zurück. So verschlingt auf Hawas der König bei der Thronbesteigung zum Schein das linke Auge eines Opfers, um dadurch an Herrschertalent zu gewinnen, denn nach der allgemeinen Meinung gilt das linke Auge als Sitz der Seele²⁾. Auf anderen Inseln, z. B. auf der Tonga-Gruppe, schnitt man dem getöteten Gegner die Leber aus dem Leibe, weil man sie für den Sitz der Leidenschaften betrachtete³⁾. Bei den Neuseeländern stand noch zu Kooks Zeit die Anthropophagie in der höchsten Blüte, und wenn auch die Behauptung Torfters, dass sie aus Rache entsprungen sei, richtig ist, so darf man doch die Meinung Hochstetters nicht vergessen, dass auch dort Mangel, besonders der an Säugetieren, ein wichtiger Beweggrund war. Dazu kam noch die fast allen Naturvölkern angeborene Trägheit, wozu Fische fangen, auf die Jagd gehen oder Kriege führen, da man an seinem eigenen Stammesbruder eine so bequeme Nahrungsquelle besitzt⁴⁾. Das noch jetzt gebräuchliche Kopfschnellen ersetzte bei ihnen, wie bei den Malayen, den Kannibalismus⁵⁾. In Mikronesien endlich war die Anthropophagie schon zur Zeit der Entdeckung im Verschwinden begriffen, doch tritt sie noch heute, wenn

¹⁾ Andree, S. 59 u. 60 u. Schneider, S. 131.

²⁾ Waitz, XI. Bd. S. 158 u. 159. Andree, S. 64 bis 66. Schneider, S. 136.

³⁾ Waitz, VI. Bd. S. 160, A. Andree S. 68 u. Schneider, I. Bd. S. 135.

⁴⁾ Hochstetter, „Neuseeland“. Stuttgart 1863. S. 469 u. Andree, S. 69, 70. Schneider, S. 138.

⁵⁾ Meinicke, Die Inseln des stillen Ozeans.

auch in abgeschwächten Formen, noch immer hie und da auf. Die Marschallinsulaner z. B. kosteten beim Friedensschluss das Fleisch eines gefangenen Häuptlings. Vielleicht kann auch das Herumtragen des Kopfes des erschlagenen Feindes auf den früher herrschenden Kannibalismus zurückgeführt werden¹⁾.

Amerika.

Verfolgen wir die Geschichte der Anthropophagie in der neuen Welt, so ist mit ihr der Name der Kariben eng verknüpft, und seit Kolumbus Reisen wurden sie als das Prototyp aller Menschenfresser hingestellt, so dass Karibe mit Kannibale und umgekehrt gleichbedeutend war. Vornehmlich war es die Rachsucht, welche sie zur Befriedigung dieses unnatürlichen Gelüstes trieb, denn sie waren durch die beständigen Kriege und Räubereien durch und durch verwildert und verroht, sodass sie jeden, der sich ihnen zu widersetzen wagte, töteten und auffrassen. Ein gewisses Nützlichkeitsprinzip kann man dieser schrecklichen Sitte gleichwohl nicht absprechen; „warum“, sagen sie, „tötet man seinen Feind, wenn man ihn nicht verzehrt“? So raffiniert wurden mit der Zeit ihre Geschmacksverirrungen, dass sie die Gefangenen mästeten, um sich an ihnen später gütlich zu thun, und dass die Kinder der Sklaven als ein beliebter Leckerbissen galten, während man das Fleisch der Weiber verschmähte. Nirgends hat sich wohl die Wahrheit des Sprichwortes „böses Beispiel verdirbt gute Sitten“ mehr bewährt als in diesem Teile Amerikas. Nicht nur, dass die umwohnenden Stämme Westindiens, Guyanas, Brasiliens, Floridas u. s. w. diesen Brauch ebenfalls annahmen, er erhielt bei ihnen noch einen weit entsetzlicheren Charakter, indem die Mütter nicht davor zurückschreckten,

¹⁾ Meinicke, l. c.

ihre eigenen Kinder zu mästen und dann zu schlachten, und indem, wie Herera vielleicht etwas überschwänglich, aber sehr bezeichnend sagt, bei den Indianern Kolumbia's der Mann seine Frau, der Bruder den Bruder nicht verschonte¹⁾. Was die heutige Verbreitung der Anthropophagie in Südamerika anbetrifft, so findet sie sich hie und da bei den Amazonenvölkern, und zwar entspringt sie nicht aus dem Hunger, wie Martius²⁾ meint, sondern aus der Geschmacksverirrung und Rachsucht. So führen die Kaschibos am Ucayale Kriege, um die in denselben gefangenen Feinde zu verzehren, und verschmähen auch nicht die eigenen Stammesgenossen, mit Ausnahme der Weiber. Nach Abendroth³⁾ hat sich bei ihnen allein der Kannibalismus bis auf unsere Tage gehalten⁴⁾. In vielleicht noch abstossenderen Formen hat sich der Kannibalismus bei den Tussis erhalten, die schon Amerigo Vespuici (1501)⁵⁾ als berüchtigte Menschenfresser erwähnt. Sie ziehen die erbeuteten Kinder ihrer Feinde bis zum 14. Jahre gross, um sie dann zu schlachten und zu verzehren⁶⁾. Fassen wir das in Vorstehendem erörterte noch einmal kurz zusammen, so können wir ein Aufsteigen und ein Absteigen des Kannibalismus feststellen. Ersteres entstand, indem öfters sich wiederholende Hungersnöte und Kriege den aus dem Mangel oder aus der Rache entsprungenen Gebrauch allmählich zur Gewohnheit umwandelten, letzteres begann, als der wachsende Verkehr mit gesitteten Nationen, die Einführung von genügendem Schlachtvieh und vor allem die aner kennenswerte Thätigkeit der Missionare dem Charakter der Naturvölker ein sanfteres Gepräge aufdrückte. Nirgends deutlicher lässt

¹⁾ Andree, S. 77 u. Schneider, S. 149.

²⁾ Derselbe, S. 78, 79 u. Schneider, I. Bd. S. 153.

³⁾ Derselbe, S. 77.

⁴⁾ Schneider, S. 151.

⁵⁾ Andree, S. 83.

⁶⁾ Derselbe, S. 83.

sich dieses beobachten, als bei den Polynien. Immerhin ist der Kannibalismus noch lange nicht erloschen, denn nach einer zwar unsichern, aber sehr interessanten Schätzung Andree's sind noch 2 Millionen Menschen, also der 690. Teil oder 0,14 % der gesamten Bevölkerung unserer Erde, eifrige Anhänger desselben.

Diese Zahl verteilt sich auf die einzelnen Erdteile folgendermassen¹⁾:

auf Afrika entfallen	690000;
„ Amerika „	3000;
„ Australien „	50000;
„ Melanesien „	1000000;
(Neuguinea nicht inbegriffen)	
„ Battas „	20000;
(Malayen).	

Dass dieser scheussliche Gebrauch im höchsten Masse verrohend auf den Charakter des Wilden wirkt, liegt auf der Hand; daher haben wir in ihm einen der wesentlichsten Faktoren für den Rückgang der Naturvölker und für die bei ihnen herrschende Geringschätzung des menschlichen Lebens zu erkennen.

V. Die Sklaverei.

Ursprünglich wurden die Kriegsgefangenen nach der Schlacht getötet, und es war dies nur eine Konsequenz, welche der Urmensch als Jäger im Kampfe mit den wilden Tieren zog. Er suchte durch die Erlegung derselben seine augenblicklichen Bedürfnisse zu befriedigen, von einer

¹⁾ Globus, 1871. No. 10. S. 159.

Aufbewahrung, Schonung und Zähmung war nicht die Rede. Ähnliche Verhältnisse fanden wir bei den Kriegen vieler Jägervölker Amerikas, Australiens und Afrikas. Von dem Zeitpunkte an, in welchem der Urmensch die Tiere nicht mehr vernichtete, sondern sie zu erhalten, ja sie durch Zähmung zu veredeln suchte, trat auch eine Änderung in dem Schicksal der Gefangenen ein. Sie wurden nicht mehr getötet, sondern als Sklaven für die neue Lebensweise nutzbringend verwandt. Dieser Übergang ging sehr allmählich von statten, denn noch heute bringen viele Indianer ihre Gefangenen nicht gleich ums Leben, sondern mästen sie einige Monate lang, um sich dann an ihrem schmackhaften Fleische gütlich zu thun. Die Frauen wurden verschont, aber nur deshalb, weil die mit ihnen gezeugten Kinder ebenfalls aufgezehrt wurden; kurz, man verfuhr daher, wie der Fleischer mit dem Schlachtvieh.

Einen ganz anderen Charakter hat die Sklaverei in vielen Teilen Afrikas angenommen; hier kommen kriegerische Nomadenstämme in Berührung mit Ackerbauern und suchen sich letztere dienstbar zu machen. So haben in Zentral- und Westafrika die streitbaren Hirtenvölker hamitischer Rasse die sesshaften Neger unterworfen. Sie bilden die herrschende Klasse und gründen Dynastien, während jene für sie arbeiten müssen. Die Beziehung zwischen Herr und Diener war nicht so unerträglich, vielmehr herrschte ein gewisses patriarchalisches Verhältnis. Eine derartige Behandlung der Sklaven war aber auch notwendig, weil sie fast überall die Mehrzahl bildeten, z. B. in Abbeakutu, am Ogowa und Gabun, wo die Unfreien $\frac{2}{3}$ der Gesamtbevölkerung ausmachen. Jede Empörung, welche von ihnen ausging, konnte öfters verhängnisvoll für ihre Gebieter werden. Solche Unruhen waren dem Sieger doppelt unerwünscht, weil er seine auf möglichst umfassende Expansion gerichteten Bestrebungen ohne die Hülfe seiner Knechte kaum verwirklichen konnte, und weil andererseits jeder Aufstand derselben seine Kraft lahm legte; als Beispiele

erinnern wir an das Togo-Land, an das Gabun-Gebiet und an die Loango-Küste. Dort gelten die Sklaven als Mitglieder der Familie und treten beim Fehlen natürlicher Erben sogar in deren Rechte ein. Sie fanden milde und entgegenkommende Herren, konnten heiraten, sich selbst wieder Sklaven halten, und ihre Kinder waren insofern günstiger gestellt, als sie kaum noch als Leibeigene betrachtet wurden.¹⁾ Am drastischsten kommt dieses Verhältnis wohl in Bornu zum Ausdruck, wo sich das Ministerium durchgehends aus Sklaven zusammensetzt; die soziale Frage, welche den Kulturstaaten so unendlich viele Schwierigkeiten bereitet, konnte nicht einfacher und glücklicher gelöst werden, als durch diese Einrichtung, welche jeden Standesunterschied ausgleicht. Diese Art von Sklaverei ist entschieden eine nützliche und heilbringende, zumal für solche Stämme, die durch eine kraftvolle Fremdherrschaft aus ihrer angeborenen Trägheit aufgerüttelt und zur Arbeit erzogen werden; ausserdem kann diese Form der Arbeitsteilung zwischen Kriegern und Ackerbauern die Entwicklung nur fördern, denn letztere können unter dem starken Schutz der ersteren ihrer Beschäftigung in ausgiebigster Masse nachgehen.

Die Sklaverei erfuhr eine durchgreifende Veränderung, man kann wohl sagen eine Verschlechterung, indem sie bei dem zunehmenden Verkehr mit den Kultur- und Halbkulturvölkern zur Befriedigung der Handelsgelüste benutzt wurde. Der wertlose Tand der Europäer erschien den Naturvölkern sehr begehrenswert, aber man musste dafür bezahlen. Die heimische Produktion war nicht in dem Masse und in der Qualität vorhanden, um als geeigneter Tauschgegenstand zu dienen, indem man nur soviel producierte, als man für sich selbst brauchte. Die Gewinnsucht der Weissen verschmähte nicht, zur Erlangung von Arbeitskräften Menschen einzuhandeln, und in dieser Eigen-

¹⁾ Schneider, l. c. II 326, 327.

schaft wurden sie sogar dem Gold, Silber und Elfenbein vorgezogen. Hiermit war das traurige Schicksal der Sklaven besiegelt, denn ihren Herren bot sich keine bessere Gelegenheit, um auf leichte Weise in den Besitz der sehnlichst erstrebten europäischen Artikel zu gelangen. Jetzt lautete die Parole: je mehr Sklaven, desto mehr Branntwein. Man führte Kriege und organisierte Räuberzüge, um möglichst viele Gefangene zu machen, und dies, früher eine Folge der Gelegenheitskämpfe, wurde jetzt der ausschliessliche Zweck derselben. Selbst die Kriege waren unzureichende Mittel, dabei sehr beschwerlich und konnten auch verhängnisvoll für die Angreifer werden; deshalb suchte und erfand man andere Mittel, um sich mit Sklaven zu versorgen. Die Verbrecher, Schuldner, Zauberer wurden als Sklaven erklärt, wobei ja die Häuptlinge schon viele Ursachen finden konnten, um jemanden zum Verbrecher zu stempeln. Jetzt wurde die Behandlung der Sklaven anders als früher, jetzt hiess es: je schneller der Absatz, desto vorteilhafter ist es für den Sklavenbesitzer. Die Ware darf dadurch, dass sie länger ernährt werden muss, nicht zu teuer werden, damit sie mehr rentieren kann. Die Sklaven werden jetzt schlecht behandelt, bei dem geringsten Anlass schwer gezüchtigt, und selbst die notwendigsten Lebensbedürfnisse müssen sie entbehren. Viele, die zu Sklaven nicht geeignet erscheinen, und weil man glaubt, keinen guten Preis dafür zu bekommen, sind gleich nach dem Fange getötet worden, viele andere starben aus Hunger. Die Quälerei und die rohe Behandlung der Gefangenen ist bei ihrer Habhaftwerdung nicht zu Ende, es ist dies nur der Anfang des bitteren Loses, das sie ereilt hat, denn sie werden noch weit mehr geplagt und misshandelt während des Transportes nach den Marktplätzen. Das Motto, nach welchem die Sklavenhändler handeln, lautet: trachte so schnell und so billig als möglich zu Markte zu kommen. Es ist selbstverständlich, dass besonders dort, wo zu dem natürlichen Bestreben

nach Gewinn noch leidenschaftliche Habsucht tritt, keine Spur von Humanität dem Gefangenen gegenüber anzutreffen ist. Es ist wirklich eine herzzerreissende Schilderung, welche uns ein Reisender aus der Provinz Bahr-el Ghazel von einem solchen Sklaven-Transporte giebt, indem er eingehend schildert, wie die Unglücklichen Tage lang allen Entbehrungen ausgesetzt, kaum mit der dürftigsten Nahrung versehen, oft ohne Trinkwasser ihrem Markte zugetrieben werden. Auf dem langen Wege dahin erkrankten viele, die man aber herzlos am Wege liegen lässt. Viele können vor Schwäche nicht weiter und fallen den wilden Tieren zum Opfer. Die Uebrigbleibenden endlich kommen abgemagert und zu Tode erschöpft schliesslich auf den Marktplatz.

1. Waitz l. c. 273. II.

Kardinal Lavignerie erzählt: die Wege der Sklaven-Karavanen, welche zu den Sklavenhandelsstädten führen, findet man leicht an den Menschen-Gerippen, welche sie bezeichnen.

2. Schneider l. c. II. 342.

Mit dem Ankauf des Sklaven durch den weissen Bruder haben seine Leiden bei weitem noch nicht ihr Ende erreicht, im Gegenteil, sie beginnen erst recht. Die Sklaven werden nun verschifft, um in die überseeischen Absatzgebiete transportiert zu werden. Welcher Art die Behandlung der Sklaven auf diesen Schiffen ist, beweist am besten die Tatsache, dass ein Transport, bei welchem $\frac{1}{6}$ der Gefangenen zu Grunde ging, als ein glücklicher angesehen werden kann, denn zumeist beträgt die Zahl der während desselben Gestorbenen $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{3}$.

Waitz¹⁾ bemerkt deshalb sehr richtig, „dass die Verluste an Menschen in Afrika doppelt so gross sind, als die Kolonien Arbeiter empfangen.“ Wie die spätere Be-

¹⁾ Waitz, l. c. 247, II.

handlung der Sklaven durch die Weissen ist, das gehört nicht mehr in den Rahmen dieser Abhandlung, wäre aber gewiss ein lohnendes Thema zu einer Abhandlung über die Geringschätzung des menschlichen Lebens bei den Kulturvölkern. Der Preis der Sklaven ist sehr verschieden und hängt, wie bei den anderen Waren, vom Angebot und Nachfrage ab, aber im allgemeinen können wir annehmen, dass die Sklaven spottbillig sind. Es ist eine wahre Schande für die Menschheit, dass sie billiger als Vieh verkauft werden. So betrug der Preis eines Sklaven z. B. an der Mosambique-Küste 1 Dollar, nach Forbes in Guinea sogar nur 10 Schillinge, und Livingstone erzählt aus der Gegend des Ngami-Sees von den Mantätes, dass sie 30 Kriegsgefangene für 3 alte unbrauchbare Flinten gaben¹⁾. Dass eine so billige Ware nicht viel geachtet, geschont und gut behandelt wird, liegt auf der Hand. Vernichtende Sklavenkriege haben den ganzen Sudan entvölkert. Wo einst wohlhabende, dichtbevölkerte Ortschaften lagen, finden wir jetzt halbzerfallene Hütten, deren Bewohner kümmerlich ihr Leben fristen. Die schon seit Jahrhunderten von Gallas, Somalis und Danakils unternommenen Kriegszüge waren nach Ratzel auf nichts anderes als auf die Vernichtung des Lebens und Eigentums und auf eine möglichst grosse Erbeutung von Sklaven gerichtet. Gustav Nachtigal entwirft ein entsetzliches Bild von den Sklavenkriegen der mohamedanischen Bagirmi: „Alle Schwachen und Kranken werden unterwegs getötet und die anderen fürchterlich gepeitscht²⁾. Man kann überhaupt sagen, dass die ganzen Negergebiete in der Nachbarschaft der muselmännischen Staaten fast beständig von ihren räuberischen Nachbarn verheert und entvölkert werden. Welches sind die Ursachen einer so scheusslichen Gewinnsucht?“

¹⁾ Waitz, l. c. 274. II.

²⁾ Schneider, l. c. 337. 338.

Die arabischen Sklavenhändler, welche diese Länder durchstreifen, mischen sich in die Streitigkeiten zwischen den einzelnen Häuptlingen, unterstützen dann einen bei der Vernichtung seines Gegners und ziehen schliesslich selbst den grössten Nutzen daraus, sodass wir sie mit Ratzel¹⁾ für den grössten Fluch für viele Gegenden Afrikas ansehen müssen. Deshalb ist die Behauptung Thomsons, dass die Sklavenjagd nicht dem Islam zur Last zu legen sei, nicht richtig, denn obwohl der Koran verbietet, Glaubensgenossen zu kaufen, so erlaubt er doch mit Andersgläubigen so zu verfahren. Ist auch Afrika das klassische Land der Sklaverei und ihrer Institutionen, so ist diese Erscheinung teilweise durch seinen Menschenreichtum zu erklären. Doch ist die Sklaverei in anderen Erdteilen nicht minder verbreitet, und sie herrscht überall da, wo ein Austausch der Kriegsgefangenen durch ein internationales Gesetz nicht geregelt ist. Dort werden diese getötet oder als Sklaven verkauft. Vor dem Einmarsch der Russen waren die Turkmenen von Chiva und Buchara als Sklavenräuber berüchtigt, bis die denkwürdige Proklamation vom 24. Juni 1873 dieses schändliche Gewerbe verbot²⁾.

Auch bei den Malayen fehlen Sklavenkriege nicht, doch bringt die Spielwut, der sie mit Leidenschaft fröhnen, eine weit grössere Zahl um ihre Freiheit. Bock berichtet, dass die 4000 Köpfe starken Einwohner der Kolonie Niasern bei Padang früher sämtlich Schuldsklaven waren³⁾. Ebenso ist die Sklaverei bei den Südseevölkern heimisch. Zu Neuguinea werden die Knechte nicht gerade grausam behandelt, während ihre Bedrückung auf den Fidschi-Inseln öfters ernste Konflikte verursachte.

¹⁾ Völkerkunde I. 443.

²⁾ Vgl. Kostenko „Die Stadt Chiva im Jahre 1873“. (Geographische Mitteil. 1874. Seite 125.)

³⁾ Ratzel II. 445—446.

Eine besondere Art von Sklaverei bemerken wir in Polynesien: Man sammelt Arbeiter für die Plantagen in Queensland, Nordaustralien und Samoa und vermietet sie auf bestimmte Zeit, behandelt sie aber als richtige Sklaven, indem man die Zeit nach Belieben verlängert und die Unfügsamen streng straft.

Endlich kommen Fälle von Sklaverei auch in Amerika vor. Die Mordok raubten ihre Sklaven in Nordkalifornien und setzten sie am Kolumbia ab, um sie dort gegen Pferde zu verkaufen¹⁾.

Die Folgen der Sklaverei.

Es lässt sich nicht leugnen, dass die Einführung der Sklaverei die sofortige Tötung der Gefangenen ersetzte, Kannibalismus und Menschenopfer vermindert hat und sich z. B. im Togo- und Povogebiete als höchst nützlich und heilbringend für die wirtschaftliche und soziale Entwicklung solcher Völker erwies, aber wie überall, so fehlt auch hier das richtige Mass, denn zu den Verlusten an Menschenleben, welche die Kriege forderten, gesellten sich die Opfer der grausamen Behandlung während des Transportes. Selbst wenn wir von dem entwürdigenden Verkaufe der Mitmenschen und damit ihrer Erniedrigung auf die Stufe eines Lasttieres absehen, da dies doch immer ein unauslöschlicher Schandfleck bleibt, so ist doch die Behandlung, welche die Herren ihren armen, gedrückten Knechten zu Teil werden liessen, noch viel mehr zu verabscheuen, denn sie konnte nicht ohne tiefen Einfluss auf das physische und psychische Vermögen der Unglücklichen vorübergehen.

Kann man dort von treuer Anhänglichkeit reden, wo der Sklave als willenloses Werkzeug seines Gebieters gilt, der ihn jeden Augenblick als Opfer schlachten kann und der ihm, wie z. B. bei vielen Südseevölkern, sogar eine unsterbliche Seele abspricht?

¹⁾ Powers Tribes of California 1877. Seite 254.

Angesichts solcher Thatsachen möchte es fast widersinnig erscheinen, eine solche Barbarei als beste Schule der Arbeit und des Gehorsams anzusehen, und doch giebt es einige, welche sich zu einer solchen Behauptung versteigen. Im Gegenteil, der Sklave gewöhnt sich an den Schmerz, und das Gefühl des Mitleids wird bei ihm abgestumpft.¹⁾ Die bedrückende Gewalt ist zu gross, an eine Befreiung ist für den Augenblick nicht zu denken, die Unzufriedenheit muss er verheimlichen; die Wahrheit kann er nicht sagen, denn eine solche Vermessenheit würde ihm teuer zu stehen kommen, daher sind Verschlagenheit, Lügenhaftigkeit und andere schlechte Charaktereigenschaften der Schwarzen leicht erklärlich.

Sehr richtig sagt Nachtigal: „Kann man Wohlwollen und Worttreue bei Leuten erwarten, die jahraus, jahrein mit keinem anderen Rechte als dem des Stärkeren vergewaltigt werden, die wieder und immer wieder getäuscht und verraten worden sind?“²⁾ So kommt es, dass die Unzufriedenheit von Tag zu Tag wächst, und wie der Bogen zerbricht, wenn er zu straff gespannt wird, so lodert bei geeigneter Gelegenheit die Rache in hellen Flammen empor. Gewitterartig entladet sich der ganze Groll über das Haupt des Unterdrückers. Der frei gewordene Sklave nimmt jetzt die Stelle des Herrn ein und vergreift sich doppelt grausam an seinem früheren Peiniger. Tausendfache Vergeltung ist das furchtbare Losungswort, denn, um mit Schiller zu reden:

Vor dem Sklaven,
Wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen
Erzittert nicht!

Daher verstehen wir vollkommen die häufigen und blutigen Aufstände der Sklaven in den Kolonien und die

¹⁾ Waitz, l. c. II 275.

²⁾ Schneider, l. c. II. 343.

mit unglaublicher Grausamkeit geführten Negerkriege im Mutterlande. Selbst die friedliche Erlangung der Freiheit hat die rohen Seiten eines solchen Charakters nicht verwischen können. Er bleibt ebenso barbarisch gegen die Unterthanen, und er schätzt deren Leben nicht höher, als früher sein eigenes geschätzt wurde. Er ahmte nur seinen Herrn nach und betrachtete ein solches Verfahren als selbstverständlich. Die Sklaverei hat zur Folge völlige Vernichtung der Selbständigkeit, denn der Sklave ist nur ein Kind, welches immer unter Vormundschaft seines Herrn steht. Es ist in der That eine vollkommen verkehrte Erziehung, da er wegen der Ausbeutung seiner Kräfte in der Arbeit nur eine verabscheuungswürdige Beschäftigung sehen konnte. So wie er daher die goldne Freiheit erlangte, zog er sich von jeder Thätigkeit zurück, denn das hiesse gegen seine Würde handeln, da er Arbeit und Sklaverei auf eine Stufe stellte. Mit jeder Verminderung der drückenden Gewalt ging die Zunahme der Trägheit Hand in Hand. Levi versuchte in Jamaika die Peitsche abzuschaffen, aber sofort sank die Arbeit auf den dritten Teil der früheren herab und artete bei Freilassung der Sklaven vollends in Müssiggang aus¹⁾. Wie verhängnisvoll diese Unselbständigkeit war, zeigten die Folgen, welche sich an die Aufhebung der Sklaverei in den Vereinigten Staaten knüpften. Wenn wir den Mittheilungen eines Zeitgenossen Henry Latham²⁾ Glauben schenken dürfen, so starb von 4 000 000 Negern der vierte Teil in Folge von Unwissenheit, Hülfslosigkeit, Laster und Mangel.

Andere griffen zum Selbstmord, da ihr Heimweh nicht verging, denn der Neger liebt seine Heimat über alles, und sein Glaube an die Seelenauferstehung giebt ihm die Hoffnung, dass er dereinst dort wieder geboren werde.

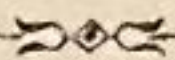
¹⁾ Waitz, l. c. II 279a.

²⁾ Gerland „Das Aussterben der Naturvölker“, S. 133.

Endlich wurde die Sklaverei für die Herren selbst verderblich, denn sie beförderte, wie wir eben erörtert haben, den Müssiggang, und dieser ist aller Laster Anfang. Ein abschreckendes Beispiel bietet der Verfall Roms, und die moralische Versunkenheit vieler Südseevölker ist zum Teil ebenfalls auf die Sklaverei zurückzuführen. Nicht besser können wir daher diesen Abschnitt schliessen, als mit diesen bezeichnenden Worten von Waitz¹⁾:

Wo die Faulheit das Zeichen der Freiheit und des Adels ist, da müssen alle Laster herrschen und alle moralischen Begriffe sich verkehren.

¹⁾ Waitz, l. c. 275. II.



2. Abschnitt.

Innere Ursachen.

I. Glaube und Aberglaube.

Schon in den vorhergegangenen Kapiteln über die äusseren Ursachen für die Geringschätzung des menschlichen Lebens bei den Naturvölkern haben wir öfters erwähnt, dass dabei auch religiöse, abergläubische Überzeugungen eine hervorragende Rolle spielen. Deswegen ist eine kurze und einheitliche Betrachtung über den Glauben und Aberglauben der Naturvölker doppelt notwendig, weil diese beiden auch in den allgemeinen geistigen Bethätigungen der Naturmenschen eine hervorragende Rolle einnehmen. Überdies ist es sehr schwer, die Sitten, das Staats- und Rechtswesen der kulturarmen Nationen richtig zu verstehen, ohne dabei ihre religiösen Anschauungen zu berücksichtigen. Die Frage, ob alle Naturvölker eine Religion haben, ist vielmals erörtert, und da man verschiedene Kriterien zur Beurteilung des religiösen Bewusstseins annahm, so ergaben sich verschiedene Resultate. Diejenigen, welche als Massstab eine absolute Religion in christlichem Sinne anlegten, hielten viele Naturvölker für religionslos. In gleicher Weise führte zu diesem Schluss der Irrtum, dass der Mangel bestimmter Ausdrücke für religiöse Begriffe auf ein Fehlen desselben gedeutet wurde. Dazu bemerkt Roskoff sehr treffend: „Der Schluss von dem Vorhandensein eines Ausdruckes auf das Vorhandensein des Begriffes bei

einem Volke ist gewiss untrüglich, aber durchaus nicht so der umgekehrte“. Ausserdem kommt es öfters vor, dass die betreffenden Ausdrücke zwar nicht fehlen, aber nicht ausgesprochen werden, weil man sich in diesem Fall vor dem Zorn der Götter fürchtet.

Die Ansicht Lubbock's, dass es religionslose Völker gebe, wurde von Rosskoff¹⁾, Wundt²⁾, Ratzel³⁾, Gerland⁴⁾, Schneider⁵⁾ mit Recht bekämpft und widerlegt, und schon Herder⁶⁾ behauptete, dass kein Volk ohne Religion, Sitten und Gebräuche sei.

Wir sagen mit Strauss: „Völlige Religionslosigkeit, wahrer Atheismus ist wohl das Ergebnis einer aushöhlenden, gemütsabstumpfenden Überkultur, niemals aber die Wirkung roher Unkultur“. In der That, die religiösen Vorstellungen der Naturvölker sind mehr oder weniger verworren und so verwebt mit abergläubischen Gebräuchen, dass man bei einer oberflächlichen Betrachtung meinen könnte, die Religion der Wilden sei nur Aberglaube. Allein eine genauere Untersuchung erkennt leicht hinter diesem Schleier solche Begriffe, die als wirklich religiöse zu bezeichnen sind. Diese schwere Unterscheidung zwischen religiösen und abergläubischen Vorstellungen kommt davon, dass beide etwas gemeinsam haben, nämlich, wie Pfeleiderer⁷⁾ sagt: „Beiden ist gemeinsam das Grundmerkmal der Beziehung auf ein Übersinnliches“.

Ausserdem ist noch ein zweites gemeinsames Merkmal vorhanden, nämlich das sinnliche Moment in beiden; der Unterschied zwischen Glauben und Aberglauben ist

¹⁾ Das Religionswesen der rohesten Naturvölker, S. 1—5.

²⁾ l. c. Ethik, S. 42.

³⁾ l. c. Völkerkunde, I. Einltg., S. 31.

⁴⁾ Anthropolog. Beiträge I, 279—286.

⁵⁾ Völkerkunde, I. Einleitung, S. 34.

⁶⁾ Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit IV. S. 167.

⁷⁾ „Theorie des Aberglaubens.“ S. 3.

in dieser Beziehung nur ein gradueller. Beim Glauben nämlich spielt das Übersinnliche die Hauptrolle, welchem das Sinnliche stets untergeordnet ist, beim Aberglauben hingegen ist es umgekehrt, indem das Übersinnliche nur als Mittel, während das Sinnliche als massgebender Zweck betrachtet wird¹⁾. Nehmen wir die Definition der religiösen Vorstellung, wie sie Wundt²⁾ aufstellt, als massgebend: „Alle diejenigen Vorstellungen und Gefühle, die auf ein ideales, den Wünschen und Forderungen des menschlichen Gemütes vollkommen entsprechendes Dasein sich beziehen“, so werden wir bei allen Naturvölkern finden, dass solche Vorstellungen nicht fehlen, wenn auch in primitivster Form.

Die Meinung Roskoff's, dass man die Religion eines Volkes durch dessen Kulturstufe zu erkennen im Stande ist, halte ich nicht für ganz zutreffend, da sich im allgemeinen die verschiedenen geistigen Fähigkeiten nicht gleichmässig, sondern mehr oder weniger einseitig entwickeln. So ist es erklärlich, dass der Fortschritt und und Rückschritt der religiösen Vorstellung viel langsamer stattfindet, als jede andere Vorstellung. Wir finden heute viele Stämme, welche trotz ihrer im allgemeinen niederen Kultur höhere religiöse Begriffe und Vorstellungen aufzuweisen haben. Wir sehen dies z. B. bei den Feuerländern, vielen australischen und Indianerstämmen u. s. w. Trotz des Zurückgehens dieser Völker von der früheren höheren Kulturstufe finden wir bei ihnen relativ hohe religiöse Begriffe, welche sich nur als Überbleibsel einer früheren höheren Kulturstufe denken lassen. Etwas Ähnliches, nur umgekehrt, finden wir bei den Kulturvölkern. Hier haben sich Reste einer früheren niederen Kulturstufe als Aberglauben erhalten, wenn sie auch dem heutigen geistigen Zustande längst nicht mehr entsprechen.

¹⁾ Pfleiderer, l. c. S. 8.

²⁾ Ethik, S. 41.

Die Ursache dieser Erscheinung ist wohl zum grossen Teile eine mit Pietät gegen die Vorfahren verbundene Nachahmung ihrer Anschauungen und Sitten. Um den kausalen Zusammenhang zwischen Glauben und Aberglauben einesteils und der Nichtachtung des menschlichen Lebens andererseits klar zu machen, sollen in Folgendem diejenigen religiösen und abergläubischen Anschauungen und ihre geschichtliche Entwicklung angeführt werden, welche damit im Zusammenhange stehen.

Bei einem Naturvolke finden wir einen klaren Begriff von einer übersinnlichen Allmacht, die als Schöpfer des Universums angesehen wird. Sie ahnen nur dunkel eine unbestimmte höhere Macht; eine annähernde Präcisierung dieser Vorstellung ist ihnen unmöglich. Der Gedankenkreis des Naturmenschen ist sehr beschränkt, in seinem Auge spiegelt sich die Welt, um einen Ausdruck Bastians zu gebrauchen, wie in dem Facetten-Auge des Insekts: beschränkt und klein. Der Naturmensch fasst alles als einzelnes auf, eine Generalisierung ist seinem Geiste fremd, unfasslich; es ist dies durch die natürlichen Umstände der geistigen Entwicklung erklärlich, denn der Wilde steht immer als einzelner da, die Vereinigung zu Stämmen ist locker, und die Stämme selbst haben keinen weiteren Zusammenhang mit einander.

Wenn es auch viele Naturvölker giebt, welche sich die Frage gar nicht vorlegen, wie die Welt entstanden und wer ihr Schöpfer sei, so finden wir doch bei gewaltigen Naturereignissen, welche die herkömmliche Ordnung unterbrechen, eine gewisse Furcht, Erstaunen und damit verbunden eine Reflexion auf eine unbekannte, gewaltige Macht, die diese Veränderungen verursacht; denn man darf dem Naturmenschen nicht einen völligen Mangel an Causalbegriffen zumuten, denn für jede äussere Einwirkung, welche fördernd oder hemmend auf das Dasein wirkt, und besonders für die letzteren sucht er die Ursachen zu erkennen, d. h. es ist ein Drang nach dem Erkennen der

Motive jedes Geschehnisses im allgemeinen bei den Naturvölkern vorhanden. Ob die gefundenen Motive richtig sind oder nicht, das bleibt dahingestellt. Die Gefühle der Furcht und des Erstaunens, mit dem dämmernden Begriffe einer höheren Macht verbunden, sind der Anfang jeder Religion und bestimmend für die spätere Entwicklung der religiösen und ethischen Vorstellungen. Lubbock vergleicht diese religionerzeugende Furcht mit der Furcht, welche ein Kind oder Hund fühlt, wenn er sich plötzlich unter veränderten Verhältnissen findet. Dieser Vergleich ist ein himmelweiter Unterschied zwischen dem stenischen Affekt des gedankenlosen Furchtgefühls beim Kinde und Hunde und dem auf Reflexion beruhenden Gefühle der Ohnmacht, Angst und Demut den übermächtigen Naturkräften gegenüber, welches den Wilden umfängt. Diese unbekannte Macht musste dem Naturmenschen unerklärt bleiben. Er suchte sie aber trotzdem auf allen möglichen Irrwegen sich klar zu machen. Bei der Beobachtung der Naturgegenstände zogen die sich bewegenden am meisten seine Aufmerksamkeit an und nach seinem mangelhaften Unterscheidungsvermögen fand er durch analogische Schlüsse eine Gleichartigkeit zwischen dem sich Bewegenden und dem Lebenden, so dass er beide Begriffe identifizierte. Diese Belebung der Naturgegenstände geht soweit, dass der Wilde auch de facto unbewegliche Gegenstände, mit welchen er aber in einer gewissen Beziehung steht, von welchen er etwas erwartet oder fürchtet, als handlungsfähig ansieht. Er sucht in jeder Erscheinung jeder Bewegung ein persönliches Leben und persönlichen Willen. Etwas Ähnliches beobachten wir bei kleinen Kindern, welche ihre Puppen für lebendig ansehen und demgemäss behandeln. Diesen Prozess der geistigen Thätigkeit nennt Wundt¹⁾ „personifizierende Apperception“, und er ist die eigentliche Quelle der Mythologie. Wie

¹⁾ Ethik, S. 53.

Pylor¹⁾ sagt, geht die tägliche Erfahrung zur Mythologie über, wenn man zu glauben anfängt, dass die ganze Natur belebt sei. Diese so entstandene Mythologie ist weiter der Anfang der sogenannten Lehre des Animismus. Diese Art des menschlichen Denkens bemerken wir fast bei allen Naturvölkern; die Neger glauben, dass alles, was sich bewegt, ein Tier sei, und das erste europäische Schiff war für sie ein Tier²⁾. Die Behauptung Lubbocks³⁾, dass die niedrigsten Rassen keine Mythologie haben, ist aber so unrichtig, wie seine Behauptung von Irreligiösität der Wilden, denn nehmen wir an, dass die Mythologie eine Art Inventur aller geistigen Thätigkeit ist, so können wir sagen, dass auch die auf niedrigster Stufe sich befindenden Völker eine Mythologie haben, wenn auch in primitivster Form, die Entwicklung der mythologischen Vorstellungen hängt von den Natur- und Culturbedingungen ab. Wir haben heute bei den Polynesiern eine sehr hoch entwickelte Mythologie, welche mit vielen philosophischen Gedanken durchsetzt ist, und während in Afrika die ganze Mythologie von den Tieren und Jagdgeschichten handelt, besteht sie bei den Polynesiern aus Sagen, die von Mond, Sonne und Sternen handeln⁴⁾ Weitere Erscheinungen, die die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich zogen, und welche die heutigen Naturvölker sehr viel beschäftigen, sind: Tod, Schlaf, Traum, Krankheiten u. s. w. Wie immer, so sucht der Naturmensch auch hier die Ursachen zu finden und vereinigte wieder durch analogische Schlüsse die Erscheinungen mit einander und nahm die eine zur Erklärung der andern, um beide endlich in einen Begriff zu vereinigen. Zwischen Schlaf und Tod giebt es keinen Unterschied, sie werden für Brüder gehalten, und der Scheintod bestärkt ihn nur in dieser Anschauung. Im

¹⁾ Anfänge der Kultur.

²⁾ Waitz, l. c. II. 177.

³⁾ Lubbock, l. c. 204.

⁴⁾ Ratzel, l. c. II. 127. 128.

Traum sah er seine verstorbenen Verwandten, er ass mit ihnen, sprach sie an u. s. w., und auf diese Weise war es leicht, dass sich in ihm die Vorstellung von dem Weiterleben der Toten ausbildete, denn einen Unterschied zwischen Traum und Wirklichkeit macht er nicht, das Traumphantom ist für ihn die wirkliche Seele des Verstorbenen. Wie sehr der Traum bei den Naturvölkern für Wirklichkeit gehalten wird, sieht man beispielsweise bei den Indianern. Wenn ein Indianer träumt, dass er jemand ermordet hat, oder ein anderer träumte, dass ihm der Finger abgeschnitten wurde, that er nach dem Erwachen es selbst. Viele heutige Naturvölker in Nordamerika, Abihoner, Zulu haben nur ein Wort für Schatten, Seele, Gespenst¹⁾. Die Basuto's glauben, dass die Krokodile, wenn sie den aufs Wasser fallenden Schatten auffressen, damit auch die Seele des Betreffenden vernichten.

Im Schläfe sah der Naturmensch den Verstorbenen mit Kleidern, mit Pfeil und Bogen und reitend. Die Folge war, dass er die Unsterblichkeit der Seele auch auf die Dinge erweiterte²⁾. Was Schatten hat, hat Seele, sagen die Südseevölker³⁾. Dennoch sehen sie die ganze Natur für beseelt an, und machen diesbezüglich keinen Unterschied zwischen Menschen, Tieren und Sachen. Die Seelen der Verstorbenen, welche in der Nähe weilen, sind eigentlich Geister, Gespenster, Dämonen.

Aber nicht nur die Seelen der Verstorbenen, auch die Seelen der Lebendigen, welche vom Schläfe oder Visionen befangen sind, wandern herum und bringen den andern Unglück. Ebenso verhält es sich mit den Seelen der Tiere und Pflanzen, welche in ihrer Unzahl die Atmosphäre bevölkern. Diese übersinnlichen, unfassbaren Geister bieten die naheliegendste Erklärung für alle sonst unerklärlichen Naturerscheinungen, indem sie als Urheber

¹⁾ Pylor, l. c. I. Anfänge der Kultur, S. 424.

²⁾ Wundt, l. c. Ethik, S. 55.

³⁾ Ratzel, l. c. II., S. 290.

derselben angesehen werden. Diese Beseelung aller Gegenstände nennt August Conte „reinen Fetischismus“. Wir finden ihn am meisten verbreitet bei den Afrikanern¹⁾. Alles Schlechte oder Gute, was der Naturmensch erleidet, ist durch Geister verursacht. Wir bemerken dabei aber, dass bei den meisten Naturvölkern die Zahl der schlechten Geister die der guten bei weitem überwiegt. Die Ursache ist leicht einzusehen, da die hervorragenden Naturereignisse meist ungünstig auf den Naturmenschen einwirken, und deshalb sehen wir, dass gerade dort, wo die Natur am wenigsten günstig ist, auch die bösen Geister am meisten überwiegen, so z. B. in Australien, in den Polarländern u. s. w. Ratzel²⁾ sagt: „Um das Elend seiner Existenz noch zu vergrössern, erfüllt der Australier die Natur mit bösen Geistern.“ Bei den Hottentoten, Congonegern, Abessiniern treten uns ähnliche Verhältnisse entgegen, wenn auch Lubbocks³⁾ Behauptung unrichtig ist, dass sie nur böse Geister hätten. Eine Ursache des Überwiegens der bösen Geister können wir auch darin erblicken, dass, wie Wuttke⁴⁾ sehr richtig sagt, der Mensch geneigt ist, mehr hemmende als fördernde Kräfte deutlich zu fühlen, wie wir ja die Gesundheit weniger fühlen wie die Krankheit. Die Seelen der verstorbenen Verwandten oder Freunde werden geehrt, und grosse Aufmerksamkeit aufgewendet, um sie günstig zu stimmen und ihren wohlwollenden Einfluss auf die Ereignisse des täglichen Lebens zu gewinnen. Man vergisst alle ihre Mängel, während ihre Tugenden vergrössert werden. Diese Verehrung der Vorfahren oder der Ahnenkultus wirkt in ethischer Hinsicht, wie Wundt⁵⁾ sagt, nach zwei Richtungen, 1. werden die Verstorbenen zu persönlichen Beispielen für die Leben-

¹⁾ Pylor, l. c. II., S. 171.

²⁾ Völkerkunde, l. c. II., S. 93.

³⁾ Lubbock, l. c., S. 183.

⁴⁾ Geschichte des Heidentums I., S. 87.

⁵⁾ Ethik, l. c., S. 55. 56.

den, welche sich bemühen, ihre idealen Eigenschaften nachzuahmen; 2. hat sie eine Rückwirkung auf die Gegenwart insofern, als sie die Verehrung der Eltern, des Alters, der Häuptlinge u. s. w. fördert. Damit hängt der Heroenkultus zusammen, und so kommt es, dass wir diesen bei vielen Naturvölkern antreffen. Diese Verehrung der Geister der Verstorbenen nimmt einen um so grösseren Umfang an, je grösser die Zahl der bösen Geister wird, denn die günstigen Seelen der Ahnen sollen ein Gegengewicht gegen die Macht der bösen Geister bilden. Wir haben früher gezeigt, dass nach der Anschauung der Naturvölker ein Unterschied zwischen der Seele des Menschen und des Tieres nicht besteht. Aus dieser Identifizierung beider ergibt sich auch die Möglichkeit eines Wechsels der Wohnstätte der Seele. Es glauben deshalb auch viele Naturvölker, dass die Seelen ihrer Verstorbenen sich auch in Tieren ansiedeln können, daher die Verehrung mancher Tiere, welche bei den Amerikanern als Totem¹⁾ und bei den Australiern als Kobongsystem²⁾ bekannt ist. Die Verehrung der Tiere, welche als Sitz der Verstorbenen angesehen werden, geht so weit, dass ganze Clans sich nach ihnen benennen. So finden wir, dass bei den Algonkins das Symboltier für die Vorfahren das „Dodaim“ genannt wird; nach ihm führt nun auch das ganze System der Ahnenverehrung den Namen „Totemsystem“. Der Sitz und die Zahl der Seelen, welche ein Mensch besitzt, nehmen verschiedene Völker verschieden an. Die Mexicaner³⁾, Caraiben, die Tongoner glauben, dass das Herz der Hauptsitz der Seele sei und glauben dasselbe vom Blute. Diese Überzeugung ist für die äussere Bethätigung der Naturvölker sehr wichtig, wie es uns am deutlichsten bei der scheusslichen Sitte des Kannibalismus

¹⁾ Pylor, l. c. II. S. 235.

²⁾ Ratzel, l. c. II. S. 292.

³⁾ Bastian, l. c. Die Vorstellung von der Seele, 1875, wissenschaftliche Vorträge Holtzendorffs.

entgegentritt. Viele kulturarme Völker glauben, dass die Seele körperlich und materiell sei; so erzählt z. B. ein Basuto-Wahrsager¹⁾, dass die verstorbene Königin auf seine Schultern gestiegen sei, und er hätte nie in seinem Leben solches Gewicht gefühlt. Eine Konsequenz dieses Glaubens ist die Überzeugung vom innigsten Zusammenhange von Seele und Leib. Deshalb sehen wir, dass die Neger den Körper der Verstorbenen verstümmeln, damit dasselbe auch mit der Seele in der anderen Welt geschehe²⁾. Die Brasilianer und Australier schneiden dem Erschlagenen einen Daumen ab, damit sein Schatten später nicht den Speer werfen kann.³⁾ Ein anderes Moment, welches für die Geringschätzung des menschlichen Lebens sehr wichtig ist, ist die Wiederauferstehung oder Wiedergeburt der Seele. Wie die Seelen der Schlafenden oder Scheintoten, in Vision Verfallenen aus dem Körper gehen, wandern und wieder zurückkehren, so kann auch die Seele der Verstorbenen wieder zurückkommen und als Kind wieder geboren werden. Diese Überzeugung wird unterstützt durch die Ähnlichkeit der Kinder mit ihren verstorbenen Geschwistern oder Voreltern. Die Indianer von den Maneverinseln hielten einen jungen Menschen sehr hoch, weil er an der Hüfte eine Narbe von einer Schusswunde hatte, wie sie ganz ähnlich einer ihrer Häuptlinge, der vor vier Generationen gestorben war, auch besass; denn sie glaubten, dass in dem jungen Menschen der Häuptling wiedergekehrt sei⁴⁾. Wenn ein Kind in Alt-Calabar stirbt und bald darauf die Mutter ein anderes gebiert, so glaubt sie, dass das Verstorbene wieder gekommen sei⁵⁾. Die Nutka-Indianer glauben, dass ein

¹⁾ Pylor, l. c. A. d. C. I. S. 448.

²⁾ Wuttke, l. c. Geschichte d. S S. 108.

³⁾ Pylor, l. c. A. d. C. S. 444.

⁴⁾ Derselbe, l. c. A. d. C. II. S. 3.

⁵⁾ Derselbe, l. c. A. d. C. II. S. 4.

entfernter Stamm, welcher dieselbe Sprache spricht, nur die Seelen ihrer Vorfahren sei. Und die Australier sagen: stirb als Schwarzer, stehe als Weisser wieder auf.¹⁾ Was die Zahl der Seelen betrifft, so finden wir sehr häufig den Glauben an eine doppelte Seele; diese Vorstellung ist, wie Bastian²⁾ meint, im Hinblick an den Traum entstanden, indem der Naturmensch glaubt, die eine Seele verlasse den Schlafenden und irre umher, während die andere zurückbleibe und das Leben unterhalte. Die Fidschianer glauben, dass nicht nur der Mensch, sondern auch jedes Ding zwei Seelen besitze, die eine ist das Schatten-, die andere das Spiegelbild³⁾. Die Dakota's glauben sogar, dass der Mensch vier Seelen habe⁴⁾. Die Seelen der Verstorbenen bleiben nicht immer in der Nähe der Lebenden; sie ziehen in ein unbekanntes Land. Aber diese Entfernung der unfreundlichen Geister, welche die Lebenden belästigen, geschieht nur sehr allmählich. Zuerst weilen sie noch in der Nähe der Wohnstätte, dann wandern sie in einsame Thäler und Höhlen oder auf Gipfel der Gebirge, und endlich verschwinden sie in ein sehr entferntes Land. So glauben z. B. die Südsee-Insulaner, dass die Seelen über das Meer nach Westen fahren müssen, bis sie an die glückliche Insel kommen. Sie organisieren ganze Expeditionen, um diese glückliche Insel aufzusuchen. Auch unsere Vorfahren glaubten daran, und im Mittelalter machte man grosse Reisen, um diese glückliche Insel im Atlantischen Ozean aufzusuchen. Diese Entfernung der Seele des verstorbenen Vorfahren war eine Erleichterung einerseits für die Lebenden, andererseits aber entfernte sich mit ihr auch der immer hilfsbereite Geist. Diejenigen Völker, welche an das Vor-

¹⁾ Pylor, l. c. A. d. C. II. S. 3. 6.

²⁾ Die Vorstellung der Seele.

³⁾ Pylor, l. c. I. S. 427.

⁴⁾ Derselbe, l. c. A. d. C. I. 227. 428.

handensein von mehreren Seelen glaubten, trösteten sich damit, dass immer nur eine der Seelen eines Verstorbenen nach dem glücklichen Schattenlande gehe, während die andere oder die anderen bei dem toten Körper am Grabe zurück bleiben, um den Vermittler zwischen den Lebenden und der in der Ferne weilenden zweiten Seele zu sein. Es ist eine ganz allgemeine Erscheinung, dass die glückliche Insel als im Westen liegend angesehen wird. Als Grund dieser Annahme geben die Südsee-Insulaner den Untergang der Sonne im Westen an. Die jenseitige Welt wird sehr verschieden gedacht; Pylor meint, dass man zwei Vorstellungen von dem zukünftigen Leben unterscheiden kann: 1. „Dass die jenseitige Welt nur ein Spiegel der diesseitigen sei. Das Schattenland wird dann je nach der Natur des Volkes entweder mit den begehrenswertesten Vorzügen ausgestattet, oder es knüpft sich daran die Vorstellung eines traurigen öden Gebietes. Die Lebensführung in diesen Schattengefilen ist der irdischen möglichst ähnlich, die Verbindung zwischen dem Jenseits und Diesseits hört nicht auf. Die Verstorbenen geniessen ihr früheres Eigentum weiter¹⁾“.

Die zweite Vorstellung über das Leben nach dem Tode ist die, „dass die jenseitige Welt eine Ausgleichung der diesseitigen sei, d. h. Strafe oder Belohnung für die irdischen Thaten bringe.“

Casätain Burton nennt die erstere Vorstellung die Fortsetzungstheorie, die zweite die Vergeltungstheorie. Die Entstehung der ersteren kann man leicht auf Visionen oder Träume zurückführen. Es ist ja sehr natürlich, dass ein Jäger, der nur schwache Beute gemacht hat, ein Hungernder, ein Armer sich hauptsächlich mit dem Gedanken an eine Besserung seines Zustandes trägt. Diese Vorstellung ist nicht fest, sie steht nur in losem Zusammenhange mit seinem Bewusstsein. Im Traum je-

¹⁾ Pylor, l. c. A. d. C. II. S. 75.

doch wird sie die vorherrschende, die Phantasie schmückt sie aus, und der Träumer ist befreit von allem Leid des Lebens, er fühlt sich glücklich. Er sieht sich in einem Lande des Überflusses, er führt glückliche Jagd- oder Raubzüge aus, seine Vorfahren begleiten ihn und sind ebenso glücklich wie er.

Bei der schon gezeigten Identifizierung von Schlaf und Tod kann der erwachte Naturmensch nicht anders denken, als dass er sich während des Schlafes wirklich in jenem glücklichen Lande befunden habe. Dieses glückliche Land aber wird nun das Land, in dem seine Vorfahren weilen, und nur so kann er sich das Leben nach dem Tode vorstellen. Die Mohawk-Indianer, die brasilianischen Indianer, Grönländer, Kimbundeis in Südwest-Afrika glauben, dass die jenseitige Welt viel schöner als diese sei¹⁾.

Überhaupt ist die Fortsetzungstheorie bei den meisten Naturvölkern vorherrschend. Trotzdem ist auch in ethischer Beziehung die viel höher stehende Vergeltungstheorie in ihrer primitiven Form häufig anzutreffen. Lescorbon²⁾ erzählt von den virginischen Indianern, dass sie glauben, die guten Seelen erwarte auf der andern Welt nur Genuss, während die Bösen Qualen erleiden müssen. In einer noch unklarereren Form finden wir einen ähnlichen Glauben bei den Pagagna³⁾, welche erzählen, dass die Bösen in Kesseln verbrannt werden, während die Guten am Ufer eines schönen fischreichen Stromes fischen und ein glückliches Leben führen.

Die Zulu haben sogar ihren Dante, der von der Hölle und dem Paradies erzählt⁴⁾. Der hohe sittliche Wert dieser Vorstellungen wird am Besten durch die Worte Wundt's⁵⁾ illustriert, welcher sagt: „Sind diese gegensätz-

¹⁾ Pylor, l. c. II. S. 76—77.

²⁾ Derselbe, l. c. II. S. 86. 87.

³⁾ Ratzel, l. c. II. S. 695.

⁴⁾ Pylor, l. c. II. S. 49.

⁵⁾ Ethik, l. c. S. 73.

lichen Anschauungen erst neben einander zur Geltung gekommen, so ist dies immer schon ein Zeichen, dass sie unter dem Einfluss sittlicher Vergeltungsvorstellungen stehen“.

Wenn auch das Gute, die Tugend der Wilden ganz verschieden von unseren Moralprinzipien ist, indem z. B. bei den Indianern die gut sind, welche viele Feinde erschlagen und viele verzehrt haben, oder es sind, wie ein Pawnee-Häuptling sich ausdrückte: „Diejenigen gut, die gute Krieger und gute Jäger sind; und“, fügt er noch hinzu, „das wäre auch die Meinung eines Wolfes, wenn er sich ausdrücken könnte,“ so ist doch die Ansicht Wundt's richtig.

Die Kastenteilung der diesseitigen Welt geht auf die jenseitige über. Die Tonganer glauben, dass die Häuptlinge und höheren Stände in dem Zustande ätherischer Göttlichkeit in das selige Land Rolutu übergehen, das gemeine Volk dagegen hat keine unsterbliche Seele, sondern geht mit dem Leibe zu Grunde. Diese bei allen Südseevölkern verbreitete Anschauung ist für die sociale Lebensweise von grosser Tragweite. Die Häuptlinge regieren in der andern Welt ebenso wie hier, und Pylor¹⁾ sagt: „die Barbaren glauben, ein grosser Herrscher verwandelt sich nach dem Tode in eine eben so grosse Göttlichkeit.“ Ihren grossen Geistern werden Himmel und Sterne als Wohnstätten zugeschrieben, und das geschieht, wie Wundt²⁾ sagt, „unter dem Antriebe der Association des Lichten und Hohen mit dem Vollkommenen und Reinen.“

Daher die Verehrung von Himmelskörpern, wie z. B. der Sonne, deren Cultus in Amerika, ebenso wie bei den Südsee-Völkern in verschiedenen Formen anzutreffen ist.

Diese Einrichtung der jenseitigen Welt, welche nur eine Übertragung der diesseitigen ist, wirkt auf die

¹⁾ Einleitung, S. 425.

²⁾ Ethik, I. c. S. 72.

irdischen Verhältnisse wieder zurück, und wir sehen, dass viele Häuptlinge noch während ihres Lebens als Götter betrachtet werden. So werden z. B. die Könige von Aschanti und Dahome vergöttert, und als Krapf¹⁾ Usambara besuchte, sagten sie: „wir sind alle Sklaven des Zumbe (des Königs), der unser Mulunga (Gott) ist“.

Die Folgen von Glauben und Aberglauben.

Der Ahnenkultus im Zusammenhang mit der Fortsetzungstheorie erzeugt in seinen äussersten Konsequenzen, wie wir bei den heutigen Naturvölkern sehen, eine furchtbare Grausamkeit und eine Geringschätzung des menschlichen Lebens in ausgeprägtester Form. Der einfältige Naturmensch, wähnend, dass die Geister der Verstorbenen aus der jenseitigen Welt im Verkehr (Connex) mit den Lebenden stehen, sucht sie nach Möglichkeit für sich günstig zu stimmen und zwar nicht nur aus Pietät, sondern aus Furcht, damit ihm die Geister nichts Böses anthun oder um von ihnen Gutes zu erleben. Sofort nach dem Tode eines Wilden werden seine Frau und seine Sklaven getötet und alles, was er hat, mit ihm begraben, damit er im neuen Lande keine Entbehrung leidet. Diese Sitte, welche als unmittelbare Folge der Fortsetzungstheorie anzusehen ist, erwähnt schon Herodot bei den Skythen, und wir finden sie heute bei fast allen Naturvölkern, wenn auch in verschiedenen Abstufungen. Am meisten und am grausamsten ist dieser Gebrauch in Afrika entwickelt. Die Mittheilungen, welche uns verschiedene Reisende geben, stimmen alle darin überein, dass eine fürchterliche Mitleidslosigkeit und eine unglaubliche Geringschätzung des menschlichen Lebens sich bei den Begräbnissen der Negerkönige kundgiebt. In Dahomey werden Hunderte von Frauen und Sklaven (Kiessler will

¹⁾ Waitz, l. c. II. S. 422.

davon zwischen 100 und 1000 gezählt haben)¹⁾ bei den Begräbnissen geschlachtet, viele von den teuersten Gütern des verstorbenen Königs mit ihm begraben, damit er sie in die jenseitige Welt mitnehmen kann²⁾. Nach 18 Monaten tritt erst der Kronprinz die Regierung an. Die Feierlichkeit wird wieder mit Menschenschlächtereie beendet, dass die Getöteten dem verstorbenen Häuptling die Thronbesteigung verkündigen. Eine nicht geringere Zahl von Menschen wird an dem Erinnerungstage für die verstorbenen Herrscher hingeschlachtet, welches Fest das Fest „des Tischdeckens für die Vorfahren des Königs“ genannt wird. Auch in diesem Falle sollen die gemordeten Menschen dem Herrn als neue Frauen und Sklaven dienen. Die Anzahl der bei solcher Gelegenheit Gemordeten ist verschieden. Isert³⁾ erzählt von 40 und Ratzel⁴⁾ von 500. Wir haben einen Bericht von vorigem Jahre von Lartigue, Agenten eines Handelshauses in Marseille, der sich bei einem solchen Fest in Abomey befand und ausführlich erzählt, wie es Wochen lang dauerte und jeden Tag Menschenopfer stattfanden. Die Zahl der Geopferten giebt er im ganzen mit 700 — 800 Personen an⁵⁾. Ausser bei diesen Gelegenheiten werden noch sehr oft Menschen getötet, um den verstorbenen Herrscher fortlaufend von den Thaten seines Nachfolgers zu unterrichten⁶⁾.

Bei den Walunga⁷⁾, in Yarriba und Benin und besonders in Altcalabar, werden ebenso sehr viele Frauen und Sklaven am Grabe der Verstorbenen geschlachtet, und

¹⁾ Waitz, S. 193.

²⁾ Ratzel, l. c. I. 611. Pylor, l. c. A. d. C. I. 459. 560. Waitz, l. c. II. 192. Schneider, l. c. 210.

³⁾ Klemm, l. c. III. 375. Waitz, l. c. II. 192. Schneider, l. c. I. 210.

⁴⁾ Ratzel, l. c. Völk. I. 172.

⁵⁾ Aus „Figaro“ im Echo 20. März 1890. S. 363.

⁶⁾ Pylor, l. c. I S. 460, Schneider l. c. I. S. 210.

⁷⁾ Ratzel, l. c. I. S. 172.

am Congo wetteifern die Lieblingsweiber um die Ehre, mit ihren Männern ins Grab zu gehen¹⁾.

Cameron²⁾ erzählt von Menschen Schlächtereien bei dem Tode des Urna Häuptlings, wo viele von seinen Frauen und Sklaven lebendig begraben und andere wieder getötet wurden. Diese scheussliche Sitte finden wir nicht nur in Afrika, sondern auch in anderen Weltteilen verbreitet. Billings³⁾ berichtet von Kadiak, dass dort bei dem Tode des Häuptlings viele Sklaven getötet werden. Früher war in Amerika diese Sitte viel verbreiteter, besonders in Mexico und Peru. Bei dem Tode des Inka Hayna Capac sollen mehr als 1000 Menschen geopfert worden sein⁴⁾. Zum Grabe des Inka gehörte eine Kammer, wo die Frauen des Inka eingemauert wurden. Heute ist diese Sitte seltener geworden, indem das Skalpieren an die Stelle getreten ist. Bei den Osagen hängt man einen Skalp des Feindes auf das Grab des Verstorbenen, damit der Getötete in der Schattenwelt dem letzteren unterthan sei⁵⁾. Eine mildere Form dieser Sitte finden wir bei den Nord-Indianern, welche Holzfiguren, die Weiber und Sklaven bedeuten sollen, dem Verstorbenen mit ins Grab werfen, oder bei den Caraiben, deren Witwen eine Zeit lang an dem Grabe bleiben müssen⁶⁾. Bei den Malayen ist diese Sitte wahrscheinlich früher viel mehr verbreitet gewesen als jetzt. Auf Borneo werden die Sklaven, bevor sie getötet werden, ermahnt, ihrem Herrn in der Schattenwelt gut zu dienen⁷⁾. Die Javanen⁸⁾ glauben, dass alle getöteten Feinde auf der anderen Welt Diener werden,

¹⁾ Waitz, l. c. II. 193.

²⁾ Derselbe, Bd. I 103.

³⁾ Gerland, Aussterben der Naturvölker.

⁴⁾ Derselbe, l. c. 75. Schneider l. c. I. 207.

⁵⁾ Pylor, l. c. A. d. C. I. 453.

⁶⁾ Schneider, l. c. I. 208.

⁷⁾ Pylor, l. c. I. 451.

⁸⁾ Derselbe, l. c. I. 452. Schneider l. c. 202.

deshalb trachten sie, sich möglichst viel Gefolge für die Schattenlande zu schaffen. Dass diese Überzeugung öfters zu Überfällen und Kriegen mit ihren Nachbarn führt, liegt auf der Hand. Ebenso ist auch die fürchterliche Sitte der Kopfjägerei darauf zurückzuführen. Es ist wohl möglich, dass diese Sitte durch den Gebrauch, die Köpfe der Feinde als Trophäen zu betrachten, mit entwickelt wurde. Diese Sitte hat sich mit den angeführten religiösen Anschauungen vereinigt und die heutige Form erzeugt. Jetzt müssen nicht nur Köpfe von Kriegern, sondern auch von Schwachen oder Kranken, ja von kleinen Kindern denselben Dienst erfüllen. Eine Trauer hört erst auf, wenn man einen Kopf für den Verstorbenen besorgt hat; der Jüngling kann nicht heiraten, bis er nicht eine bestimmte Zahl von Köpfen den Eltern der Erkornten liefern kann¹⁾. Die Fortsetzungstheorie in ihrer grausamen Form, wie wir sie in Afrika kennen gelernt haben, finden wir auch bei den Südseevölkern verbreitet und besonders bei den Fidschi-Insulanern. Um den kriegerischen Geist der Insulaner zu heben, erfand man eine Sage, in welcher erzählt wird, dass die Seele eines jeden Kriegers einen Kampf mit Samu und seinen Brüdern bestehen muss; siegt er, so wird er zur rechten Seite Ndengos, des grossen Geistes, gewiesen, im entgegengesetzten Falle wird er gekocht und verzehrt²⁾.

Bei anderen Südseevölkern finden wir den Glauben verbreitet, dass der Weg zu dem glücklichen Lande sehr weit und beschwerlich sei, weshalb man die Schwachen, Kranken und Alten nicht hinsiechen lässt, sondern vor ihrem natürlichen Tode tötet, weil ihre Kräfte zur Bewältigung der Hindernisse bis zur Erreichung des Zieles nicht ausreichen würden. Auf diese Weise verstehen wir

¹⁾ Ratzel, l. c. II 448. Andree, l. c. I 138. Schneider, l. c. I 203 Pylor, l. c. A. d. C. I. 452.

²⁾ Pylor, l. c. A. d. C. II 29.

sehr gut, warum die Gebrechlichen selbst wünschen, von ihren Nächsten getötet zu werden, wenn sie nicht vor Erreichung eines bestimmten Alters eines natürlichen Todes sterben. Diese grausame Sitte, welche als ein Akt der Pietät gegen die Eltern und Verwandten angesehen wird, verroht das Gemüt, weshalb sie auch in ihrer Entartung die grösste Grausamkeit zeigt. Es werden nämlich nicht nur Schwache und Alte, sondern auch die im besten Alter sich Befindenden mitleidslos getötet, um sich ihrer möglichst früh zu entledigen.

Hunt¹⁾ erzählt, dass ein gesundes, heiteres Weib von ihren Söhnen als alt genug und sterbefähig proklamiert und getötet wurde. Selbst mit den Häuptlingen wird in gleicher Weise verfahren. Danach nimmt es uns nicht Wunder, wenn Kapitän Wilkes²⁾ auf den Viti-Inseln in einem Dorfe von mehreren hundert Einwohnern keinen mehr als vierzig Jahre alten Menschen fand. In Neu-Caledonien heisst diese Sitte „das Fest der Greise“, und der Tag ist ein Festtag für die ganze Familie. Dass auch Not und Elend zu dieser schrecklichen Sitte treiben, giebt sich daraus kund, dass sie besonders bei den Polarvölkern am meisten verbereitet ist. (Siehe Kapitel Hungersnot). Der Aberglaube konnte nur als Rechtfertigung derselben dienen. Die Chepewayans töten ebenso ihre Alten mit der Absicht, er solle „sein Klima verändern“, damit er dort wieder jung werde und der Jagd obliegen könne³⁾. Die Tschuktschen halten es direkt für schimpflich, eines natürlichen Todes zu sterben. Sehr charakteristisch für die Ausbildung der Fortsetzungstheorie zur grausamen Sitte und deren Rechtfertigung ist eine Sage der Südseevölker, welche erzählt, dass das „grosse Weib“ Göttin Zewaleon, welche einen Ingrim gegen

¹⁾ Schneider, l. c. I. 213.

²⁾ Derselbe, l. c. I. 214.

³⁾ Derselbe, l. c. I. 215.

Junggesellen hegt, jeden Mann, der ohne Frau kommt, zerreisst. Dadurch werden nämlich die Weiberopfer beim Tode des Mannes zur Notwendigkeit und hinlänglich motiviert. Die Frau dagegen kann ohne Gefahr reisen; es genügt, dass der Gatte seinen Bart abschneiden lässt¹⁾. Die Sklaven- und Lieblingsfrauen der Häuptlinge werden auch hier getötet. Aber nirgends finden wir solche Bereitwilligkeit zum Sterben, bei den Sklaven, wie bei den Frauen, als hier. Mit Ruhe, ja mit Freude folgt die Mutter ihrem Sohne, der Freund dem Freunde in das Grab²⁾. Auf den Fidschi-Inseln ist es Sitte, die erste Frau des Häuptlings bei seinem Tode zu erdrosseln³⁾.

Endlich finden wir auch bei manchen Nordpolarvölkern solche grausame Gebräuche; allein dort verfährt man mit dem Menschenleben viel sparsamer als in Afrika, wo die Bevölkerung dichter ist. Die Konäger⁴⁾ verscharren mit dem Toten einen lebendigen Sklaven. In Australien⁵⁾ begräbt man das Kind lebendig mit der gestorbenen Mutter, damit es diese auf der andern Welt besser pflegen kann. Diese Sitte ist auch bei vielen Südseevölkern⁶⁾, bei den Hottentotten⁷⁾, bei den Grönländern⁸⁾ verbreitet, wobei nicht zu vergessen ist, dass der Mangel an anderweiter Pflege dabei mitbestimmend ist (siehe Kindesmord). In den bis jetzt betrachteten Sitten bemerken wir, dass besonders bei den Südseevölkern, wo die Geringschätzung des eigenen Lebens die Menschen mit Freude den Verstorbenen folgen lässt, sich ein tieferes ethisches Gefühl kund giebt. Im Gegensatze dazu sehen wir in der Auf-

¹⁾ Schneider, l. c. I. 203.

²⁾ Gerland, l. c. Aussterb. 76.

³⁾ Klemm, l. c. IV. 370.

⁴⁾ Schelechoff.

⁵⁾ Klemm, l. c. I 291.

⁶⁾ Waitz, l. c. VI. 3. 641.

⁷⁾ Gerland, l. c. Aussterb. 50.

⁸⁾ Müller, l. c. Allgem. Ethnog. 215.

opferung von Menschen bei den Afrikanern und Malayen nichts als den Ausdruck einer Roheit und Mangel jedweden höheren Gefühls. Es ist sehr wahrscheinlich, dass diese grausamen Sitten auch teilweise das Produkt einer naiven Rechtsauffassung sind, indem der Wilde, wie Wutke¹⁾ erzählt, sagt: „Jedem das Seine, auch dem Toten“. Bei der Bethätigung der grausamen Sitten wird auch die Macht des Königs in glänzendes Licht gestellt. Die Hoffnung auf eine viel bessere jenseitige Welt verursacht, dass viele schneller aus diesem qualvollen Leben zu entfliehen suchen, um ein glücklicheres und müheloses Leben im Schattenlande zu führen. Dieser Gedanke macht viele Krieger unerschrockener, prahlerisch im Kriege und giebt ihnen den Mut, sich in die augenscheinlichste Gefahr todesverachtend zu stürzen. Die Tapferkeit der türkischen Soldaten ist darauf zurückzuführen, dass der Koran ein seliges Leben im Paradiese verspricht, wo alle menschlichen Gelüste mühelos befriedigt werden, wenn sie in der Schlacht sterben. Viele Kranke töten sich selbst oder verlangen von anderer Seite getötet zu werden, damit sie früher in der andern bessern Welt ein glücklicheres Leben führen können. Viele Selbstmorde, welche in Japan sehr häufig sind, sind darauf zurückzuführen und in China kann ein Reicher, welcher zum Tode verurteilt wird, schon für eine kleine Summe einen andern finden, der diese Strafe bereitwillig annimmt, damit er früher ins glückliche Land kommt²⁾. Wenn Indianer³⁾ keine Todesfurcht fühlen, oder wenn Lovisato⁴⁾ von den Feuerländern sagt, dass sie keinen Schmerz um die Verstorbenen zeigen, so kann man sich das dadurch erklären, dass sie den Tod als Erlösung der Verstorbenen von irdischen Qualen ansehen.

¹⁾ Geschichte des Heidentums I, 136.

²⁾ Lubbock, l. c. Entstehung der Civilisation, S. 318.

³⁾ Derselbe, S. 318.

⁴⁾ Ratzel, l. c. II, 678.

Die Allbeseelung hat zur Folge, dass der Mensch den anderen Naturgegenständen gleichgestellt wird: man tötet ihn, man frisst ihn wie die anderen Tiere, und der Name „langes Schwein“, welchen die Südseevölker den Menschen beilegen, ist die Realisierung dieses Gedankens. Die ganze Philosophie des Kannibalismus, wie wir erwähnt haben, beruht darauf, dass die Menschen den Tieren gleichgestellt werden (siehe Kapitel Kannibalismus). Nicht minder hat die Anschauung über den Sitz der Seele es verschuldet, dass eine Art von Kannibalismus sich weiter verbreiten und dauernd machen konnte, denn viele Krieger essen das Herz des Feindes nur, um mehr Kraft zu gewinnen, da die Seele des gegessenen Feindes nun dem Vertilger seines Herzens sich mitteilt. Man opferte Menschen, um den Göttern das Herz als Sitz der Seele zu geben, da die Götter das Herz als Sitz der Seele besonders gerne essen. Diese Vorstellung ist bei den Südseevölkern weit verbreitet. Der Gedanke der Wiederauferstehung und der Wiedergeburt der Seele machte, dass viele Neger in den Kolonien zum Selbstmord griffen, um in ihrer Heimat wieder geboren zu werden. Derselbe Gedanke liegt dem Gebrauche der Eingeborenen von Tones bis nach Neukaledonien zu Grunde, wenn sie jeden Europäer ermorden, da sie glauben, dass diese die Geister der früher Verstorbenen sind und Krankheit bringen. Dieser Glaube an die Auferstehung ist endlich Ursache, dass viele Mütter ihre weiblichen Kinder töten, damit sie als Knaben wieder geboren werden (siehe Kapitel Kindesmord).

Die Zauberei.

Wir haben schon gesehen, wie die Naturvölker unfähig sind, die richtigen Ursachen für die Ereignisse, welche in der Natur geschehen, zu finden, sondern dieselben einfach dem Wirken verschiedener Geister zuschrieben. Die Zahl dieser Geister, besonders der bösen,

wuchs immer mehr und mehr. Der Naturmensch fühlt sich zu sehr belästigt und beunruhigt von diesen unheimlichen Gästen, die ihm Krankheit, Tod oder Unglück bringen. Er sucht sie durch Opfer zu besänftigen oder unschädlich zu machen; allein zumeist helfen alle Opfer nichts. Die Reaktion blieb nicht aus, der Wilde macht einen Schritt weiter und bemüht sich, die ihm entgegenwirkenden Geister zu zwingen, seinen Willen zu thun. Er trachtet, sie nicht nur zu bändigen, sondern sich sogar nützlich zu machen. Den Weg dazu betrat er unbewusst durch seine Art, Schlüsse zu ziehen, indem er es immer analogisch thut. Er verband Vorstellungen miteinander zu einheitlichen Begriffen, die gar nicht zu einander gehörten. So schloss er z. B. aus dem Erscheinen verschiedener Phantome im Traume oder in Visionen auf deren reale Existenz. Es ist aber nicht jedem gegeben, oft von solchen Dingen zu träumen und mit den Geistern in Berührung zu kommen. Immer ist dies aber der Fall, wenn der Betreffende sich durch Fasten, Gifttränke oder Schwitzbäder darauf vorbereitet. Durch diese Mittel wird der Geist aufgeregte und der Mensch in konvulsiven Zustand versetzt. In diesem Zustande erscheinen ihm die Geister, er spricht mit ihnen, giebt seine Wünsche kund. Ein solcher Mann, der mit Geistern, also höheren Wesen, verkehren kann, ihre Wünsche vernimmt und ihnen Befehle erteilt, muss selbst mehr als ein gewöhnlicher Mensch sein, er ist ein Fetischpriester, Zauberer. Diese Geisterbezwinger werden je nach ihrem besonderen Einflusse auf bestimmte Ereignisse verschieden genannt, und wir finden sie als Medizinmänner, Regenmacher, Hexenmeister, Schwarzkünstler und Schamanen oder Wahrsager. Die Thätigkeit dieser Leute besteht darin, dass sie böse Geister, welche den Menschen hinderlich entgegentreten können, bannen und so dem Kranken die Gesundheit, dem ausgedörrten Lande Regen bringen. Sie können aber auch umgekehrt Gesunde krank machen und den

sehnlichst erwarteten Regen nicht aufkommen lassen, indem sie den bösen Geist in den Gesunden schicken oder die Schleusen des Himmels auf ihren Befehl sich schliessen. Die äusseren Mittel, mit welchen sie alle diese Wirkungen erzielen, sind höchst widersinnig, zumeist bestehen sie in Sprüchen oder Handlungen sinnbildlicher Art.

Die Institution, so widersinnig sie uns erscheint — obwohl auch bei den höchstkultivierten Völkern noch der Zauberei ähnliche Gebräuche zu finden sind — müssen wir doch als einen Fortschritt begrüßen, denn sie ist es, welche dem Menschen zuerst den Gedanken nahe legt, dass die Ursachen der Naturereignisse für ihn erkennbar sind, und sie ist es, welche den Menschen zuerst zum Suchen dieser Ursachen veranlasst. Während der Mensch früher den Naturereignissen thatenlos, scheu und demütig gegenüberstand, sucht er nun mehr und mehr ihre wahren Ursachen zu erkennen und sein erlangtes Wissen nützlich zu verwenden. Es vollzieht sich der Fortschritt von der Charlatanerie zu wirklichem Wissen. Immerhin stiftet die Institution der Zauberei heute bei den meisten Naturvölkern noch viel Unheil und trägt zur Nichtachtung des menschlichen Lebens bei diesen Völkern wesentlich bei. Vor allem trug dazu die manchmal sehr stark anwachsende Zahl der Zauberer selbst bei. Je mannigfaltiger die Geister waren, welche den Menschen bedrohten, desto höher musste die Zahl der Abwehrmittel steigen. Nun ist es aber sehr natürlich, dass jeder danach trachtete, die Macht zu erlangen, diese Geister zu bannen, umso mehr, als dazu nichts mehr als einige Visionen notwendig sind. So kommt es, dass, wie Dobritzhofer¹⁾ von Südamerika erzählt, es dort wimmelt von Schwarzkünstlern und Schwarzkünstlerinnen, deren es ganze Schwärme giebt. Diese Benennung ist beinahe für alle Naturvölker zutreffend. — Je mehr die Zahl der Zauberer wuchs, desto

¹⁾ Schneider, l. c. I. 222.

gefährlicher wurden sie. Aus ihrer Kunst machten sie ein Handwerk, und für eine Entschädigung standen sie gern jedermann zu Diensten, um dem Feinde des Zahlenden Unheil über das Haupt zu sammeln. Auf diese Weise war niemand mehr vor dem Fluche der Zauberer sicher; sie zauberten sich gegenseitig an, und schliesslich trat eine allgemeine Unsicherheit ein. Dass der Tod, die Krankheit durch Verzauberung entsteht, ist die herrschende Meinung bei den Australiern, sowie auch bei den Amerikanern und Afrikanern; ja sie sagen, wenn der Mensch nicht behext wird, kann er überhaupt nicht sterben.¹⁾

Die Zauberer wurden unerträglich, ebenso wie früher die bösen Geister. Man sucht sie jetzt durch Gegenzaubereien zu bekämpfen, wie Bastian von der Loangküste berichtet, wo gegen die „Ondosee“ oder Hexenmeister die priesterlichen „Oganga“ als Gegenzauberer aufgestellt wurden. Die Ondosee sind mehr Privat-Zauberer und betreiben ihr Handwerk heimlich, während die „Oganga“ als Gegenzauberer unter dem Schutze des Königs stehen und öffentlich wirken. Hier sehen wir, wie der König oder Häuptling in der Zauberei ein sehr gutes Mittel sieht, um seine Autorität und Macht zu vergrössern, indem er sie unter seinen Schutz nimmt, ja in vielen Fällen sich selbst zum Oberzauberer macht und dieses Handwerk für sich monopolisiert.

Die Folgen der Zauberei.

Die allgemein verbreitete Angst, welche überall bei den Naturvölkern herrscht, so lange man glaubt, dass jeder Moment eine Verzauberung bringen kann, wirkt schon an sich sehr gefährlich auf den geistigen und körperlichen Zustand des Menschen, indem derselbe in eine krankhafte Aufregung, Nervosität, versetzt wird.

¹⁾ Pylor, l. c. 138. Schneider l. c. I, 217.

Viele Neger in Westindien, berichtet Winterbottom¹⁾, werden aus Angst vor feindlicher Zauberei wahnsinnig, sterben sogar häufig daran. Ebenso sterben in Australien²⁾ viele Menschen, weil sie glauben, dass sie behext sind; viele Viti-Insulaner erkranken und sterben an nervöser Furcht³⁾. Otto Uhlemann berichtet, dass im Basutolande eine kerngesunde Frau in ein paar Tagen starb, weil sie sich behext glaubte⁴⁾. Diese fortwährende und übermässige Erregung stumpft die Nerven vollständig ab und macht sie für jede geistige Arbeit unfähig. Viele geistige Kraft geht verloren durch das beständige Sorgen und Trachten, wie man sich dieser Geister erwehren könnte. Eine ruhige und nützliche Arbeit ist fast unmöglich. Mit der Ungewissheit und Unsicherheit des Lebens sinkt auch dessen Wert und die Sorge für die Zukunft hört auf, wodurch auch jede Anhäufung von Eigentum aufhört. Denn wozu soll man einen Genuss aufschieben oder für später aufsparen, um ihn dann intensiver geniessen zu können, wenn es so leicht möglich ist, dass man durch Zauberei oder falsche Anklagen so leicht um das ganze Hab und Gut kommen kann? Andererseits finden wir eine nutzlose Verschwendung von Eigentum und Zeit, verursacht durch die Zauberei, indem man durch grosse Geschenke berühmte Zauberer, selbst in weit entlegenen Gegenden, zu bewegen sucht, den Zauber, in dem man sich befindet, zu lösen oder einen Feind zu verzaubern. Ein charakteristisches Beispiel dafür ist folgendes: „Ein Neger unternahm eine Reise von Hunderten von Meilen, allein zu dem Zwecke, eines mächtigen Fetisches habhaft zu werden, welcher ihn vor jedem Zauberer schützen und ihm die Macht verleihen sollte, Feinde zu bezaubern. Ausser den grossen

¹⁾ Schneider, l. c. I, 224.

²⁾ Gerland, l. c. 38.

³⁾ Schneider, l. c. 219.

⁴⁾ Derselbe, l. c. 235.

Kosten der Reise musste er auch noch 5 Sklaven verschenken, um in den Besitz des ersehnten Gegenstandes zu gelangen¹⁾. Eine Frau opferte die Freiheit ihrer Kinder, nur um ihren Talisman zu retten. In Nukahiva kann sich der Verzauberte nur durch das Geschenk eines Schweines an den Zauberer vom bösen Zauber loskaufen. Bei vielen Naturvölkern Afrikas und Australiens kommt Blutrache als Folge der Zauberei vor, da man glaubt, dass der Tod eines Stammesgenossen nur durch Zauberei eines feindlichen Stammes verursacht werden kann. Sie befragen deshalb den Verstorbenen und suchen durch allerlei Zufälligkeiten zu erfahren, welcher Schwarzkünstler seinen Tod verschuldet hat, damit sie Blut mit Blut sühnen können²⁾. Auf diese Weise entstehen oft langwierige blutige Fehden zwischen einzelnen Stämmen. Jeder sieht auf seinen Nächsten mit Misstrauen, ein friedlicher wechselseitiger Verkehr ist dadurch in hohem Masse erschwert, Nächstenliebe und Brüderlichkeit sind unbekannte Tugenden. Die Zauberei hat auch sehr viel zur Verbreitung der Anthropophagie beigetragen. So sehen wir z. B., dass in Australien die Fähigkeit zur Zauberei erst erlangt wird durch das Aufessen eines Stücks Menschenfleisch. Ebenso wird zum Entzaubern wiederum als sicherstes Mittel ein Stück des menschlichen Körpers, nämlich Nierenfett, mit dem sich der Verzauberte beschmiert, verwendet. Bei den Matabele schmiert sich der Häuptling mit Menschenfett ein, um die Ländereien fruchtbar zu machen, und auch mit Menschenfleisch wird allerlei verdächtiger Hokus-pokus getrieben³⁾. Viel wichtiger für unsern Fall ist die immer mit grossen Menschenverlusten verbundene Reaktion gegen die wirklichen und vermuteten Zauberer. Die Monopolisierung der Zauberei durch den König und seine Priester

¹⁾ Schneider, l. c. 228.

²⁾ Pylor, l. c. I. 138.

³⁾ Ratzel, l. c. I. 172.

konnte viele Mitkonkurrenten nicht leiden. Es werden Gerichte aufgestellt, die der Zauberei Verdächtigen ausfindig zu machen und zu verurteilen. Das Verfahren gegen die Angeklagten ist möglichst streng; es wird kurzer Prozess gemacht, der Angeklagte meist schuldig gesprochen und entweder, wie es meist der Fall ist, zum Tode oder mit der ganzen Familie zur Sklaverei verurteilt. Der Angeklagte kann seine Unschuld nur durch freies Hervorgehen aus einem Gottesgericht (Ordalen) beweisen. Die Art dieser Unschuldsproben ist je nach der Gegend verschieden, erinnert aber immer an die Hexenproben unseres Mittelalters. So muss z. B. bei den Maforese in Neu-Guinea der der Zauberei Verdächtige aus siedendem Wasser einen Gegenstand mit der blossen Hand herausholen. In fast ganz Afrika besteht das Gottes-Urteil darin, dass man dem Verdächtigen eine bestimmte Menge Gift reicht; erkrankt er danach, so wird er justifiziert, wenn das Gift nicht schon den Tod herbeigeführt hat, bleibt er dagegen gesund, so wird die ihm zugedachte Strafe an dem Ankläger ausgeführt¹⁾. Es ist damit der Willkür und Habsucht der Könige ein weites Feld geöffnet, denn es steht in ihrer Macht, jeden ihrer reichen Unterthanen der Zauberei zu bezichtigen. Zahlt der Beschuldigte dann eine entsprechende Summe dem Könige, so wird die Giftdosis nur schwach bemessen, im entgegengesetzten Falle geht er seines Lebens und Vermögens verlustig, indem ihm dann das Gift in sicher tötender Menge gereicht wird²⁾. Gruick-Mank³⁾ erzählt, dass bei vielen Negerstämmen am Stromgebiete des Ogove, dann bei den Gabunesen am Kamerungebirge jährlich Tausende von Menschen auf diese Art zu Grunde gehen. Die Familie jedes wegen Zauberei zum Tode Verurteilten wird ebenfalls getötet.

¹⁾ Waitz, l. c. II. 145.

²⁾ Schneider, l. c. I. 225. 226.

³⁾ Derselbe, l. c. I. 231.

Johnston¹⁾ sagt, „dass in vielen Bakongodörfern wegen der beständigen Anklagen auf Hexerei das Leben zur Qual werden muss.“ Bei dem Bongostamm stehen die alten Weiber am meisten im Verdacht. Es wird weder Vater noch Mutter geschont, und die bejahrten Leute sind deshalb eine Seltenheit, sagt Schweinfurth²⁾. Bei den Kaffern³⁾ erreicht die Hexerei mit ihren grausamen Folgen ihre höchste Entwicklung, sodass Neuhaus behauptet, „sie sei die Kafferische Staatsmaschine, welche unliebsame Individuen aus dem Wege schafft und ihr Vermögen konfiscieren hilft“⁴⁾. Wer bei den Kaffern aus politischen Gründen der Zauberei angeklagt wird, der muss unverzüglich sterben, während seine Frau, Kinder und sein Vermögen dem Könige zufallen. Es giebt wohl kein bequemeres Mittel für einen Machthaber, sich Reichtümer zu erwerben und missliebige Personen zu entfernen, denn diesem Mittel steht jedermann, auch die Mitglieder der eigenen Familie, wehrlos gegenüber. Spillner⁵⁾ erzählt, dass die Prinzessin des Matahelereiches zum Tode verurteilt wurde, weil man sie beschuldigte, dass sie die Kinder und präsumtiven Nachfolger ihres Bruders durch Zauberei zu rauben gesucht habe. In 6 Monaten liess dieser Matabeln Nero 500 Männer, darunter viele Häuptlinge und reiche Unterthanen, töten. Als 1849 eine epidemische Krankheit bei den Zulus herrschte, starben sehr viele von ihnen; als aber die Krankheit selbst die königliche Familie ergriff, da überstieg bald die Zahl der wegen Zaubereiverdachts Getöteten die Zahl derjenigen, welche die Epidemie dahinraffte. In Senegambien wird derjenige, welcher von einer grassierenden Seuche gänzlich verschont

¹⁾ Schneider, l. c. I. 232.

²⁾ Schweinfurth, l. c., Im Herzen von Afrika 1878, S. 121.

³⁾ Schneider, l. c. I. 235.

⁴⁾ Ratzel, l. c. I. 266.

⁵⁾ Schneider, l. c. I. 236.

bleibt, als der Urheberschaft verdächtig getötet oder zum Sklaven gemacht¹⁾. Öfters kommt es vor, dass selbst die patentierten und anerkannten Zauberer mit ihrem Leben für ihre Ohnmacht gegenüber gewissen Ereignissen büssen müssen. Ein brasilianischer Häuptling liess alle Pajes umbringen, weil sie gegen die verwüstenden Blattern nicht helfen konnten²⁾. Bei den Mohave³⁾ im Colorado-gebiet werden die Mediziner, wenn ihre Weissagungen dreimal fehlschlagen, getötet. Ebenso werden bei den Grönländern alle Zauberer getötet, ihre Witwen werden Dienstmägde, und wenn sie alt geworden sind, sieht man sie für Hexen an und tötet sie schliesslich⁴⁾. Ausser diesen angeführten Folgen der Zauberei bewirkt dieselbe noch in indirekter Weise eine Nichtachtung des menschlichen Lebens, indem nämlich jeder Kranke als von einem bösen Geiste besessen angesehen wird, mit dem in Berührung zu kommen für den Gesunden auch schadenbringend ist. Es wird deshalb jeder Kranke wenig geachtet, ja gehasst, und dieser Hass verleitet zu Grausamkeiten, welche eine Nichtachtung des menschlichen Lebens involvieren. Belege für solche Zustände bieten uns alle Reisenden, welche Naturvölker besucht und kennen gelernt haben. Es sei gestattet, einige von ihnen zu citieren. Auf den Viti-Inseln werden alle Kranken als von Dämonen besessen angesehen und getötet⁵⁾.

Die delirierenden Kranken werden auf den Neuhebriden⁶⁾ sofort getötet oder lebendig begraben. In manchen Gegenden versucht man den bösen Geist durch gewaltsame Mittel aus dem Kranken zu treiben. So wird z. B.

¹⁾ Schneider, l. c. 225.

²⁾ Derselbe, l. c. I. 223.

³⁾ Derselbe, l. c. I. 222.

⁴⁾ Egede, l. c. D. A. 1763, 146.

⁵⁾ Schneider, l. c. 237.

⁶⁾ Derselbe, ebendasselbst.

bei den Namollo ein Kranker vorerst 7 Tage in Ruhe gelassen, ist er dann noch nicht genesen, dann legt man ihm einen Strick um und schleift ihn daran eine Stunde lang um die Hütte herum, um damit den bösen Geist zu verjagen. Tritt nach dieser Radikalkur keine Besserung ein, so wird der Kranke getötet.¹⁾ Plaino²⁾ berichtet von der Verwirrung, welche der Ausbruch einer Epidemie bei den Indianern hervorbringt. Alles ist überzeugt, dass die Geissel von einer bösen Gottheit geschickt sei und sucht sich durch die Flucht zu retten. „Männer verlassen ihre Weiber, Kinder ihre betagten Eltern, Mütter ihre Säuglinge“. Diese wilde Jagd, bei welcher die Schwachen unterliegen, die Erkrankten hilflos am Wege liegen bleiben, hört nicht eher auf, als bis die Epidemie gänzlich erloschen ist.

Menschenopfer.

Wir haben im Verlaufe dieser Darstellung gesehen, wie bei den Naturvölkern ganz allgemein dem Leben ein geringer Wert beigemessen wird. Diese Geringschätzung des eigenen und des fremden Lebens wird von dem Momente an noch verstärkt, sobald in dem Naturmenschen sich eine Vorstellung von der Grösse der Gottheit gebildet hat. Als extremsten Ausdruck dieses Gefühles der Nichtigkeit des Menschen der Gottheit gegenüber sehen wir die Menschenopfer an; nicht überall, denn wie wir später sehen werden, führen zu den Menschenopfern auch politisch berechnende Motive; jedoch in ihrer schönsten und entschuldigbarsten Form finden wir die Menschenopfer als Folge der oben angeführten Gefühle. Nicht die Grausamkeit ist der treibende Gedanke, der hier zu Grunde liegt, sondern ein höchst sittlich religiöses Gefühl. Deshalb sehen wir, dass

¹⁾ Schneider, l. c. I. 238.

²⁾ Derselbe, l. c. I. 239, 240.

die Menschenopfer ihre höchste Stufe nicht bei den rohen und niedrigsten Völkern erreichten, sondern bei solchen, welche eine hohe Kultur aufzuweisen haben und durch einen milden und sanften Charakter sich auszeichnen. So waren z. B. bei den Babyloniern, Juden, Phöniziern und ebenso Griechen, Römern, Germanen und Slaven früher Menschenopfer üblich. Bei allen diesen Opfern ist zu bemerken, dass man andere opferte, um seine eignen Schulden zu sühnen oder die Götter sich gut zu stimmen, wenn auch das soweit ging, dass man selbst seine eigenen Kinder nicht verschonte. Abraham opferte seinen Sohn Isaak, Elias schlachtete mit eigener Hand 450 Priester des Baal, Jehova zu Ehren. Ebenso grauenvoll war der Gottesdienst bei den Phöniziern und Babyloniern, wo der Sonnenkultus Tausende von Menschenleben verlangte. Viel höher als diese Art von Menschenopfern steht sittlich gewiss die Selbstaufopferung, bei welcher der Mensch seine Schuld für so gross ansieht, dass nur das Opfer des eigenen Lebens im Stande ist, die Gottheit auszusöhnen. Den höchsten sittlichen Wert müssen wir aber derjenigen Selbstaufopferung zuschreiben, welche das eigene Leben nicht zum eigenen Wohle, sondern für das Wohl des ganzen Menschengeschlechts dahin giebt. Für diese herrlichste Art des Menschenopfers finden wir als erhabenstes Beispiel die Vollendung des Dramas auf Golgatha.

Eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Gebrauch der Menschenopfer bei den Phöniziern und Babyloniern bemerken wir bei den Mexikanern. Allein die Grausamkeit, welche sich bei den letzteren zugesellt, macht sie höchst verschieden von einander. Zur Zeit der Entdeckung Amerikas schätzte der Bischof Zumarragaz¹⁾ die Zahl der Menschenopfer bei den Torquenada auf 25 000 jährlich. Andree²⁾ nimmt Jourdanetés Schätzung von 20 000 als

¹⁾ Gerland, S. 74.

²⁾ Derselbe, S. 73.

richtig an. Diese Zahl scheint auf Übertreibung zu beruhen, und Ratzel nimmt deshalb Oviedo's Angabe mit 5000 als am glaubhaftesten an. Doch ist die Zahl immerhin enorm, und die Grösse des schrecklichen Gebrauchs ist damit nicht vermindert. Es ist nicht zu verkennen, dass hier die Menschenopfer eine religiöse, politische Bedeutung haben, denn man opferte hier meist Sklaven, und das geschah nicht nur aus religiösen Motiven, sondern wurde teilweise durch die im Lande herrschenden eigentümlichen Zustände bedingt. Durch die Konfiguration des Landes waren nämlich die einzelnen Stämme in Clans geteilt; dieser Umstand einesteils und die kriegerische Organisation des Staates andernteils machte eine Sklavenhaltung überflüssig und die Sklaven leicht entbehrlich. So gaben sie denn das günstigste Material für die Menschenopfer ab. Jedoch kann man dieser Sitte eine tiefe religiöse Bedeutung nicht abstreiten, denn die Geschichte erzählt uns von öfteren Fällen der Kindesopferung vornehmer Eltern, und sogar Selbstopferung kam bei den Priestern vor. Nicht minder waren die Menschenopfer auch in Peru verbreitet, wenn auch nicht in so ausgedehntem Masse wie in Mexiko. Hier wurden die Sklaven nicht geopfert, sondern sie wurden als Mitglieder des Staates angesehen und zur Arbeit verwendet, was dem wirtschaftlichen Zustande Peru's ganz entsprechend war. Die menschlichen Kräfte wurden eben mehr geschätzt und besser ausgenutzt als in Mexiko. Bei grossen Epidemien, bei Erntefesten und wenn der König erkrankte, wurden sehr viele Kinder geopfert. Man opferte eigene Kinder, besonders die erstgeborenen und eins von den Zwillingen, was an die ähnliche jüdische Sitte erinnert.¹⁾ Die Art und Weise, wie die Menschenopfer bei den heutigen Naturvölkern ausgeübt werden, ist auffallend ähnlich derjenigen, die im Altertum üblich war; aber wie grundverschieden

¹⁾ Waitz, IV Bd. S. 460/461.

ist der innere Gedanke des Opfernden! Während im Altertume durch das Opfer ein Bekenntnis der eigenen Schuld gemacht und eine göttliche Gnade erfleht wird, also das Opfer eine Sühne ist, in welcher sich eine hohe religiöse Tugend kundgiebt, sehen wir nichts Ähnliches in dem Opfer, das heute der Neger seinen Göttern darbringt. Während z. B. die Juden sich mit dem geschlachteten Opfertiere die Brust schlugen und dabei riefen: „Gott sei mir Sünder gnädig“, finden wir bei den Naturvölkern keine Demütigung vor der Gottheit in ihren Opfern, keine Bekenntnisse ihrer Sünden, sondern mehr eine Nötigung der Gottheit zur Hilfe, ja man könnte sagen, dass das Opfer die Hilfe schon enthalte; denn man giebt Gott etwas, wofür man gerade so, wie beim Tausch von Waren, als Gegenleistung die Hilfe bestimmt erwartet. Erfolgt die Gegenleistung nicht, so werden der Gottheit weitere Opfer verweigert; es haben daher die Opfer hier mehr eine praktisch-politische, als religiöse Bedeutung.

Die politische Bedeutung der Menschenopfer zeigt sich am deutlichsten bei denjenigen Menschenopfern, welche aus Anlass eines Regierungs-Aktes, z. B. einer Kriegs-Erklärung oder -Beendigung, beim Regierungs-Antritte eines neuen Herrschers u. s. w., erfolgen. Es ist das dann eine Handlung, welche die Macht und Grösse des Häuptlings oder Königs deutlich zeigen soll, um dadurch den Untergebenen und umgebenden Völkerschaften Furcht und Respekt einzuflössen. Ratzel bemerkt: „Wenn der Herrscher von Dahomey noch in den 70er Jahren jährlich an 500 Menschen opferte, ist es nicht klar, ob er sie seinem Grolle oder seinem Gotte hinschlachtet.“¹⁾ Dass oft die Einflössung von Furcht Zweck des Menschenopfers ist, beweist folgendes Beispiel: Als E. Schulz, Agent des Hamburger Hauses Wörmann, den Galloa König N. Kumbe besuchte, liess der König einen 12jährigen Knaben

¹⁾ Ratzel, Völkerk. I. Bd. S. 172.

opfern und zwar nicht aus Freude, wie Schneider¹⁾ meint, sondern viel wahrscheinlicher, um seine Herrlichkeit und Furchtbarkeit vor dem bedenklichen Gast zu zeigen. Ein ähnliches Beispiel haben wir auch bei dem König Schlesi von Dahomey²⁾, welcher, als der französische Kapitän Nallon zu ihm kam, sich entschuldigte, dass er nur ein Dutzend Gefangene zum Abschlachten habe. Bei diesen Menschenopfern aus politischem Motive tritt der höhere religiöse Gedanke vollständig in den Hintergrund. — Wir finden, dass die Menschenopfer am meisten dort üblich sind, wo die Staaten fest organisiert und despotisch sind. Könnte man vielleicht diesen Umstand mit der Gefahr einer Übervölkerung dieser Staaten in Zusammenhang bringen? Beispiele dazu giebt uns die Geschichte genügend: Die Mexikaner opferten, wie wir erwähnten, ihre Sklaven deshalb in so grosser Anzahl, weil sie keine Verwendung für sie hatten und nur die Bevölkerung unnütz vermehrten. In Staaten mit dünnerer Bevölkerung finden wir eine mildere Gesetzgebung, welche die Menschenleben mehr schont. Dass mit der Steigerung des Wertes des menschlichen Lebens eine grössere Schonung desselben und eine Vermeidung der Menschenopfer zusammenhängt, beweist der Umstand, dass bei vielen afrikanischen Völkern früher die Menschenopfer viel zahlreicher waren, und erst seit der Einführung des Sklavenhandels sind sie in starker Abnahme begriffen, wie es z. B. in Beniu¹⁾ der Fall ist. Es besteht ein gewisser Zusammenhang zwischen den Opfern, die man an den Gräbern der Verstorbenen giebt und welche in verschiedenen Speisen bestehen, und den Menschenopfern. Vor allem finden wir den Glauben sehr verbreitet, dass die noch im Grabe weilende Seele von den dargebotenen Opferspeisen wirklich isst. Dieses Verhältniss der Seele zu den Bedürfnissen

¹⁾ Schneider, I. Bd. S. 195.

²⁾ Ebendasselbst.

der Lebendigen bleibt auch dann noch erhalten, wenn die Seele sich schon in das Schattenland entfernt hat, in Folge dessen die Opfergaben auch später noch fortgesetzt werden. Man setzt sie sogar dann noch fort, wenn man, wie z. B. von den Seelen der früheren grossen Häuptlinge glaubt, dass sie nun Götter geworden sind. Man veranstaltet Feste, wie z. B. in Dahomey das Tischdecken für die Verstorbenen, welche sich jährlich wiederholen und bei welchen die Lieblingsspeisen der verstorbenen Könige geopfert werden. Bei denjenigen Völkern, welche Kannibalen sind oder waren und deren Lieblingsspeise Menschenfleisch ist, ist es selbstverständlich, dass die Totenopfer auch aus Menschenfleisch bestehen. So schreiben z. B. die Fidschiinsulaner den Göttern direkt Wohlgefallen am Menschenfleisch zu¹⁾. Diese Opferung von Menschenfleisch kann auch dann stattfinden, wenn die früheren Häuptlinge nicht selbst Anthropophagen waren, sondern der Kannibalismus erst bei ihren Nachkommen in Gebrauch kam. Denn wir sehen überall, dass den Göttern immer die höchst geschätztesten Speisen geopfert werden, und da überdies der Naturmensch sich das Leben der Götter nicht anders vorstellen kann, als wie das, welches er selbst lebt, so opfert er eben Menschenfleisch auch dann, wenn dieses auch nicht Lieblingsspeise der Verstorbenen war. Dieses Bestreben, den Göttern immer nur ihre Lieblingsspeise zu opfern, hat bei den Polynesiern ganz allgemein eine Art von Seelenopferung erzeugt, indem nämlich die Menschen nur deshalb geopfert werden, damit die Götter ihre Seele verspeisen können. Die Entstehung der merkwürdigen Vorstellung, dass die Götter die Seelen Verstorbener verspeisen, ist vielleicht auf die Beobachtung der Wilden zurückzuführen, dass von den geopfert und unberührt gelassenen Speisen nichts verschwand, also von den Göttern nichts gegessen wurde. Der Naturmensch konnte

¹⁾ Pylor, I. Bd., S. 394.

sich diese Erscheinung schliesslich nur so erklären, dass er annahm, der grosse Geist hätte mit der zu ihm gekommenen Seele des Geopferten vorlieb genommen und sie verspeist. Es ist aber auch möglich, dass der Wilde durch rein analogischen Schluss zu dieser Vorstellung kam, indem er einfach mit dem Marri Andrees kalkulierte, der zur Entschuldigung seiner Menschenfresserei sagte: „Die grossen Fische essen die kleinen, Hunde fressen Menschen, Menschen Hunde, Hunde einander, Vögel einander, ein Gott den anderen.“ Die Überzeugung, dass die Götter die Seele der geopfert Menschen auffressen, zieht sich durch die ganze Mythologie der Polynesier durch. So hiess z. B. Gott Terongo auf Aitulaki Menschenfresser. Kaitangata tougarva fischt die Seelen mit Netzen oder fängt sie mit Schlingen und verzehrt sie. Charakteristisch ist auch folgende Sage, welche zugleich auch die überwiegende Zahl der Kindesmorde bei den Menschenopfern erklären soll: Sonne und Mond sind Mann und Frau und ihre Kinder die Sterne. Die Eltern beschlossen, ihre Kinder aufzuessen, und der Mann, die Sonne, that es auch wirklich, während die Frau, der Mond, den Beschluss nicht ausführte. So erklärt es sich, dass am Tageshimmel keine Sterne strahlen, denn der grausame Vater hat sie alle aufgegessen. Aber deshalb ist es auch notwendig, um ihn gut zu stimmen, ihm Kinderseelen zu opfern, und wir sehen diesen Gebrauch ganz allgemein bei den Südseevölkern. Ist nicht vielleicht der ähnliche Gebrauch der alten Peruaner und Mexikaner auch auf ein solches Motiv zurückzuführen?

Wir haben bis jetzt gesehen, wie die Menschenopfer überhaupt entstanden sind und wie sie sich eigentümlich zu Seelenopfern ausbildeten. Diese Seelenopfer aber haben bei den verschiedenen Völkern je nach ihren sonstigen religiösen Überzeugungen verschiedene Formen angenommen. So sehen wir, dass die Azteken, welche als den Sitz der Seele das Blut und das Herz annahmen, ihre

Idole mit dem Blute der Getöteten bemalten und das Herz in den Mund steckten. Ähnliches finden wir bei den Indianern in Virginien, welche ihre Kinder in dem Glauben opferten, dass der Geist deren Blut aus der linken Brustseite sauge. Andere Völker, welche die Seele als einen Dampf oder Hauch ansahen, verbrannten ihre Opfer. Wir haben bis jetzt die Entstehung der Menschenopfer aus dem Kannibalismus und die verschiedenen Formen ihres Gebrauches darzustellen versucht und gezeigt, wie eines aus dem anderen hervorgegangen ist. Wir finden nun aber die Menschenopfer auch bei solchen Völkern, bei welchen der Kannibalismus augenscheinlich im Rückgange begriffen ist und Anthropophagie nur noch bei Gelegenheit der Menschenopfer ausgeübt wird. Eine Erklärung für diese Erscheinung zu geben ist nicht schwer, denn wir können annehmen, dass vorerst durch den mit Genuss der den Göttern bestimmten Opfer dem Menschen eine höhere Weihe gegeben wurde, indem er sich als Gast seines Gottes ansah; aus Undeutlichkeit der Grenze zwischen Menschlichem und Göttlichem wurde nun die Menschenfresserei mit göttlicher Berechtigung ausgestattet. Dann können mit bestimmend bei der Beschränkung der Menschenfresserei auf die grossen Opferfeste auch praktische Motive mitwirken, indem durch eine Entartung des Kannibalismus, infolge welcher nachgerade eine Reduzierung des ganzen Stammes eintritt, sich derselbe immer deutlicher von selbst verbietet, und es treten Gesetze auf, welche ihn so viel als möglich einschränken, wie wir dies bei den Battes sahen. Aus dem ganzen Vorhergesagten sehen wir, dass die Menschenopfer sich aus einem Missbegriff des Göttlichen oder aus einer Übertragung der eigenen Grausamkeit auf die Götter und deren Grausamkeit wieder zurückwirkend auf die Menschen entwickelten. Die Folge war, dass die Völker noch mehr verrohten und zur Vernichtung so vieler Menschenleben angetrieben wurden, um die Götter sich geneigt zu machen.

Wir werden jetzt einige Beispiele von der heutigen Verbreitung der Menschenopfer bei den Naturvölkern anführen, um das Obengesagte näher zu beleuchten.

Bei den Aschanti und den Dahomey werden vor jedem Kriege viele Menschen geopfert. 1866, als die Dahomey einen Krieg gegen die Aschanti führten, wurden vor dem Kriege 200 Sklaven hingeschlachtet, um für den Feldzug die Hülfe des Kriegsgottes zu erbitten.¹⁾ Ausserdem werden in Aschanti jährlich bei dem sogenannten Jamfest 100 Menschen geopfert. Allein auch hierbei, bemerkt treffend Klemm²⁾, ist die Gottheit mehr Nebensache, denn der Zweck der Opferung ist der, die Macht des Königs in das glänzendste Licht zu stellen. In Iddach werden 3 bis 4 Menschen wöchentlich und bei den Tantes bei jedem Neumond ein Mensch geopfert³⁾. Bei den südafrikanischen Stämmen, wie bei den Barimos und bei den Betschuanen, finden Menschenopfer bei den Festlichkeiten, „das Koshen des Kornes genannt“, statt, welche mit Anthropophagie verbunden sind⁴⁾. Um die bösen Geister zu versuchen oder dieselben günstig zu stimmen, opfert man Menschen bei der Gründung eines Hauses, Dorfes u. s. w. In Galam hat man früher vor dem Haupttore der Stadt einen Knaben und ein Mädchen begraben⁵⁾. In Amerika sind Menschenopfer, ausser den früher in Mexiko und Peru üblich gewesenen, sehr sporadisch. Es scheint sich hier die Regel zu bestätigen, dass die Unwahrheit eines Gedankens erst dann bewältigt wird, wenn er in seiner ganzen Stärke auftritt. Es scheint, dass darauf einerseits die in so grossem Masse gebrachten Menschenopfer in Mexiko und Peru abschreckend auf die Umgebung

¹⁾ Zeitschrift für Ethnologie (Scheffhensen) S. 283.

²⁾ Klemm, Kulturgeschichte III. Bd. S. 373.

³⁾ Waitz, II. Bd. S. 198 und Tylor, II. Bd. S. 381.

⁴⁾ Lubbock, die Entstehung der Civilisation, S. 305.

⁵⁾ Waitz, II. Bd. S. 197.

wirkten, andererseits der Mangel an grossen organisierten Staaten, die dünne Bevölkerung, Nichtgebrauch der Sklaverei, endlich die Bestehung der Menschenfresserei noch in ihrer rohesten Form bestimmend war, dass die Indianer-Götter sich mit anderen Gegenständen als Opfern begnügen müssen. Es werden Figuren, welche Menschen und Tiergestalten darstellen, dann Pflanzen und Tiere geopfert, und hier sehen wir, dass die allgemeine Bestrebung der Ausbildung der milden Sitte zu gute kommt. Die Lionstämme bringen Opfer für die Ernte. 1838 wurde ein 14jähriges Mädchen als Sklavin gefangen, 70 Tage gemästet und dann auf ein Maisfeld gebracht, worauf die Krieger eine brennende Fackel ihr unter die Achselhöhle hielten und ihr, ehe sie starb, noch Fleischstücke abschnitten, welche gegessen wurden. In Florida¹⁾ wurden der Sonne oder den Fürsten als Sonnen-Söhnen die erstgeborenen Knäblein geopfert. Solche Opfer sind auch in Virginien und Neuengland üblich²⁾. Die Sitte des Skalpierens in Nordamerika und der Kopfjägerei in Südamerika, besonders in Brasilien, ersetzt das Menschenopfer, wie dies auch Andree³⁾ bemerkt, indem sie im Zusammenhang mit dem Ahnenkult steht. Menschenopfer scheinen bei den Malayen früher sehr verbreitet gewesen zu sein. Heute werden sie auch hier durch den sehr verbreiteten schauerhaften Gebrauch der Kopfjägerei ersetzt, indem die Köpfe der Feinde erwünschte Opfer für die Ahnengeister⁴⁾ sind. Die Kajanen auf Borneo pflegten Menschenopfer darzubringen, wenn ein Häuptling ein neuerbautes Haus bezog⁵⁾. Sehr verbreitet ist das Menschenopfer bei den Südseevölkern, welches in den meisten Fällen mit Kanni-

¹⁾ Schneider, I. Band S. 192—93.

²⁾ Waitz, III. Band S. 207.

³⁾ Ethnographische Parallelen und Vergleiche I. Bd. 1878, S. 147.

⁴⁾ Ratzel, II. Band S. 448.

⁵⁾ Pylor, II. Band S. 383.

balismus verbunden ist. Am entwickeltsten sehen wir diese Sitte bei den Fidjes, wo ausser der enormen Zahl von Menschen, welche als Seelenbegleiter für den Toten geschlachtet werden, noch viele andere, als „Speise-Opfer“, gemordet werden, wobei, wie Williams sagt, sie die Götter als sehr starke Esser ansehen, welche aber nur die Seelen essen, während die anderen Teile der Opfer von den Anbetern vertilgt werden dürfen¹⁾.

Alle Schiffbrüchigen werden getötet, weil man glaubt, dass Gott sie als Opfer geschickt hat²⁾. In Polynesien werden vor und nach dem Kriege, bei dem Regierungsantritt, bei der Erkrankung des Königs Menschen geopfert. So z. B. werden auf Tonga bei der Erkrankung des Königs die mit einem seiner Nebenweiber erzeugten Kinder getötet; wenn aber der Teitongal (der höchste Priester) erkrankt ist, so tötet man 3 bis 4 Kinder. Die Köpfe der Besiegten werden als Opfer in den Tempel gebracht, welche Sitte an Kopfjägerei bei den Malayen erinnert und bei den Melanesiern sehr verbreitet ist³⁾. Auch bei der Einweihung und zur Sicherung der Gebäude und besonders beim Bau der Kähne werden bei den Fidschiinsulanern viele Sklaven geopfert, da die Kähne beim Stappellauf über ihre Leiber gerollt werden. Diese Sitte ist bei allen Südseevölkern verbreitet.

³⁾ Derselbe, II. Band S. 393 und Lubbock, l. c. S. 393.

¹⁾ Gerland, S. 76.

²⁾ Gerland, S. 77 und Schneider, I. Band S. 191—192.

II. Die grausamen Sitten.

Unter den Sitten eines Volkes verstehen wir eine Menge von Regeln, welche von einem Menschenkreise oder einem ganzen Volke allgemein anerkannt und als Richtschnur für ihr Handeln angesehen werden. Öfters wird Sitte mit Gewohnheit und Brauch verwechselt und als vollkommen identisch angenommen. Wenn auch gewisse gemeinschaftliche Merkmale nicht fehlen, so bezeichnen dennoch diese drei Begriffe nicht dasselbe. Während die Gewohnheit zuerst als willkürliche Handlung, welche, instinktmässig oder durch Nachahmung entstanden, dem einzelnen zum Vorbilde für spätere Bethätigung dient, hat der Brauch mehr einen universellen Charakter, indem er gleichsam die Gewohnheit eines ganzen Volkes ist. Die Sitte dagegen vereinigt einesteils die Eigenschaften von Gewohnheit und Gebrauch; unterscheidet sich aber von den beiden dadurch, dass sie mehr von bestimmten Normen ausgeht¹⁾, d. h. bei der Sitte ist es nicht freigestellt, ob jemand so oder anders handeln will; sondern jeder ist verpflichtet, so zu handeln, wie die Sitte es vorschreibt. Dieser Zwang beschränkt sich bei den Kulturvölkern nur auf diejenigen Sitten, welche als Gesetze auftreten, während die übrigen, die mehr einen religiös-mystischen Charakter haben, nur als Gebrauch gelten und mehr der moralischen Natur des Zwanges folgen. Ganz anders ist es bei den Naturvölkern; dort sind alle Sitten strikte Gesetze, deren Übertretung sehr streng, ja mit dem Leben geahndet wird. Wir treffen heute keinen Stamm, kein Volk an, das ohne Sitten wäre. Mit Recht sagt Lazarus²⁾: „Alle Menschen haben Sitten, und verschieden sind sie genug“. Die meisten Sitten der Wilden sind mit einem religiösen oder vielmehr abergläubischen Schleier umwoben, was zu ihrer strengen

¹⁾ Wundt, l. c. 109.

²⁾ Lazarus, l. c. Über den Ursprung der Sitten. S. 5.

Ausführung und Dauerhaftigkeit sehr viel beiträgt. Über ihre Geschichte können sich viele keine Rechenschaft geben. Die Zeit ihrer Entstehung legt man in eine sehr ferne Vergangenheit, und sie gab in Gemeinschaft mit dem religiösen Charakter zu der Meinung Anlass, dass man ihnen einen göttlichen Ursprung zuschrieb. So glauben die Kaffern¹⁾, dass der grosse Mann oder Gott, wie er alle Lebenswesen schuf, so auch die Sitten und Gebräuche angeordnet habe.

Doch mit solchen Andeutungen konnte sich die Wissenschaft nicht begnügen, und wenn sie auch diese Sitten vielfach in nebelgraue Ferne zurücklegen muss, so kann sie ihnen doch einen Uranfang und zwar einen menschlichen nicht ableugnen und sucht durch psychologische Rekonstruktionen ihre Entstehungsweise nachzuweisen. Sie machte wahrscheinlich, dass sie, ähnlich wie die Sprache, nicht das Erzeugnis eines einzelnen, sondern einer ganzen Gemeinschaft sei. Trotzdem konnten einzelne Personen in vielen Fällen die Sitten modifizieren, ja in ein bestimmtes System bringen, aber nie neue Sitten schaffen. Die Entstehung und Entwicklung der in der Einleitung erwähnten Gewohnheiten, Gebräuche und Sitten entwickelte sich nicht zeitlich getrennt von einander, sondern gleichzeitig neben einander. Wundt²⁾ bemerkt hierzu, dass es schwer ist, das Entstehen einer Sitte aus individuellen Gewohnheiten nachzuweisen, dass aber die Sitten viel leichter zum Brauch oder zur blossen Gewohnheit herabsinken, als sich daraus entwickeln. Der Embryo, das ursprüngliche Grundelement der Sitten, ist nach Lazarus „ein sittliches Gefühl“. Dieses Gefühl ist aber an und für sich nie isoliert, sondern ein begleitender Zustand der Empfindungen. Die erste Empfindung, die im Menschen

¹⁾ Waitz, l. c. II. 431.

²⁾ Ethik, l. c. S. 113.

durch äussere Einwirkungen hervorgerufen wird, ist in ihm von einem angenehmen oder unangenehmen Gefühl begleitet. Wenn das erstere der Fall ist, so sucht er den verursachenden Vorgang zu wiederholen. Man thut etwas, um dieses angenehme Gefühl herbeizuführen. Diese Gefühle rufen Begehren hervor, welches wieder zu Handlungen treibt. Durch öftere Wiederholung dieser Handlung bildet sich eine klare Vorstellung von der Ursache des angenehmen Gefühls, und das, was der Mensch bis dahin instinktmässig oder unbewusst gemacht hat, wird jetzt durch Initiative des Bewusstseins hervorgerufen; auf diese Weise ist „die That“ das Mittel zur Gestaltung und darum auch zur Apperzeption dessen, was der sittliche Trieb und Keim im Menschen ist¹⁾. Unter ähnlichen Umständen werden auch die äusseren Eindrücke, die auf die Menschen wirken, ähnliche Reflexionen hervorrufen; denn grössere Unterschiede sind in dem geistigen Zustande der Naturmenschen nicht zu finden, es ist überall eine gewisse Gleichmässigkeit vorhanden, infolgedessen eine Verschiedenheit der Gefühle und des Begehrens nicht aufzufinden ist; durch den starken Nachahmungstrieb werden alle Unähnlichkeiten leicht ausgeglichen. Durch öftere Wiederholungen ein und derselben That fixieren sich Vorstellungen über dieselbe, welche wieder zu Handlungen treiben, wie Lazarus²⁾ sehr treffend bemerkt: „Mit Hülfe der Wiederholung, also sowohl der ursprünglichen Begehrung, als der Ereignisse und deren Vorstellung, nebst den daraus gefolgten Gefühlen und Handlungen, hat sich die Sitte gebildet“. Diese so entstandenen Satzungen bilden jetzt das einzige Band, welches alle Mitglieder eines Stammes zusammenhält. Jede Abweichung von dieser allgemein anerkannten Regel hat zur Folge eine Lockerung und Zersetzung der Gemeinschaft, was sich aus Selbsterhaltungs-

¹⁾ Lazarus, l. c. Über Ursprung der Sitten, S. 16.

²⁾ Ebendasselbst, S. 20.

gründen von selbst verbietet, weshalb man auf ihre strenge Befolgung sieht. Sie werden auf die Nachkommenschaft vererbt, denn durch die Sitten apperzipieren die Jungen die Gefühle der Eltern und setzen sie fort; sie werden aus Pietät gegen die Vorfahren als heilig und lange Zeit unverändert erhalten. Wehe dem, der sich erlaubt, etwas Neues einzuführen, er wird als Ketzler, Verräter angesehen und muss der Rache der Gesamtheit erliegen. Daher der starre und konservative Charakter der Sitten, welche sich nur sehr langsam und unmerklich den neuen Verhältnissen anpassen. Nur dann finden wir eine plötzliche Änderung der Sitten, wenn ein Stamm oder Volk unterjocht wird und seine Sitten denen des Siegers anpassen muss. Es erhalten sich jedoch immer noch viele von den früheren Sitten, so dass wir uns dann die merkwürdige Erscheinung erklären können, dass in demselben Staate verschiedene, sogar untereinander kontrastierende Sitten vorkommen. Diese teilweise Unverwüstlichkeit der Sitten, welche die Sprache, die Religion, ja das Volk selbst überleben kann, erklärt sich dadurch, dass sie das ganze Denken und Fühlen, die ganze geistige und praktische Lebensweise umfassen, und selbst wenn das Volk ausstirbt, so bleiben doch immer noch Denkmäler und Spuren seines Wirkens zurück, welche noch auf die Gegenwart und ihre Sitten wirken. Wenn auch die Entstehung der meisten Sitten sich auf das Gefühl eines Bedürfnisses gründet, bei welchem die Nützlichkeit für die Gesamtheit in den Vordergrund als treibendes Motiv tritt, so geriet man doch aus Missverständnis oder, besser gesagt, aus Unwissenheit, die zweckmässigen Mittel dazu zu finden, auf Irrwege, welche öfters höchst schädlich waren, aber trotzdem erst dann, wenn ihre Schädlichkeit den Kulminationspunkt erreicht hatte, abgestellt wurden. Bis zu der Erkenntnis ihrer Schädlichkeit können aber ungezählte Mengen von Menschenleben zu Grunde gegangen sein.

Wahrung v. Leben

Zuerst sei der grausamen Behandlung gedacht, welche den Alten, Kranken und Schwachen zu teil wurde und in der Aussetzung oder Tötung gipfelte. Die Gründe dieser bei allen Naturvölkern allgemein verbreiteten Sitte liegen in der Hungersnot und im Aberglauben oder in der Geringschätzung des menschlichen Lebens überhaupt. (Vergl. Kapitel Hungersnot, Nomadismus, Krieg, Glaube mit Aberglaube.)

Doch dieses grausame Verfahren gegen die eigenen Stammesgenossen wird in weit schrecklicherer Weise überboten durch die unerhörte Behandlung, welche der gefangene Feind zu erwarten hat. Obwohl wir bei der Besprechung der Kriege sie bereits hervorgehoben haben, sei uns doch gestattet, an dieser Stelle einige drastische Beispiele anzuführen, welche zugleich zeigen sollen, dass diese entsetzliche Peinigung sich bei den Rothäuten Amerikas, von den Athakasken bis zu den Pehnelchen, zu einer unweigerlich zu befolgenden Sitte entwickelt hat¹⁾. Für die Indianer ist es eine Ergötzung, jemanden zu martern; daher werden immer neue Qualen ersonnen; ihr Charakter begnügt sich nicht damit, den Gegner ohne weiteres aus der Welt zu schaffen. Man zieht ihm die Haut ab, zerbricht ihm die Gelenke, legt Feuerbrände unter seine Fusssohlen, und will man die Grausamkeit auf die Spitze treiben, so lässt man die Weiber los, welche gleich wilden Furien ihre Opfer mit der raffinertesten Folterqual töten²⁾. Als Espinosa mit 2 Comanschen von den Ponkaway's gefangen wurde, musste er mit zusehen, auf welche schreckliche Art und Weise der eine seiner Begleiter zu Tode gemartert wurde. Einer der Tonkaway's trat zu ihm, zog sein Messer, schnitt ihm kaltblütig ein Stück Fleisch aus dem Schenkel und legte es auf die Glut, um es zu braten. Andere folgten ihm

¹⁾ Ratzel, l. c. II. 553.

²⁾ Globus, l. c. Bd. XIP. 168.

und holten sich ebenfalls ihren Anteil. Als das Fleisch gar war, verzehrten sie es, plauderten dabei mit dem Unglücklichen und lobten ihn wegen der Trefflichkeit und Zartheit seines Fleisches. Der Commansche blieb die Antwort nicht schuldig und wünschte ihnen, sein Fleisch möge zu Gift werden. So oft eine Hauptader abgeschnitten wurde, stillte man das Blut durch Versengung der verletzten Stelle mittels eines Feuerbrandes¹⁾. Diese Beispiele mögen genügen, um die tierische Roheit der meisten Naturvölker zu charakterisieren. Wenn man nach der Ursache dieser Grausamkeit fragt, so darf man sie durchaus nicht der persönlichen Neigung zuschreiben, sondern muss in ihr sehr oft einen Ausfluss vererbter Gebräuche sehen. (Vergl. Kapitel Krieg die Worte Wundt's).

Bei den Indianern als Jägern konnte von Mitleid gegen die Tiere nicht die Rede sein. Prinz Neuwied erzählt, wie die Puri einst ein kleines Schweinchen, welches sie als Geschenk bekamen, zuerst mit Pfeilschüssen verwundeten und dann noch lebendig in's Feuer warfen, um die Haare abzusengen. Die Weiber wurden durch die Zuckungen des Tieres zu rohem Gelächter aufgeregt.

Beständige Überfälle und Kriege erbitterten die Indianer in höchstem Grade; darum verfahren sie mit den Feinden wie mit den Tieren, und durch die Quälerei wollten sie sie abschrecken und zugleich die Leute des eigenen Stammes zum Anspannen aller Kräfte ermuntern; denn wie sie mit dem Gegner verfahren, dasselbe Schicksal wartete ihrer, wenn sie in dessen Hände fielen. Wie sehr die Beschäftigung zu ihrer Verrohung beiträgt, das lässt schon der finstere lauernde Blick des Waldindianers im Gegensatze zu dem des ackerbautreibenden Indianers der freien Ebene erkennen. In diesem Sinne kontrastieren die Guarani mit den offenäugigen Payagua.²⁾ Hierzu kommt

¹⁾ Schneider, l. c. I. 90. 91.

²⁾ Ratzel, l. c. II. 553.

drittens die Nachahmung. Wie die Raubtiere mit ihrem Opfer erst spielen und es verstümmeln, bevor sie es töten, ebenso verfahren die Rothäute. Dass eine Nachahmung stattfand, ist sehr wahrscheinlich, denn warum sollte er nur ihre Stimme und Lebensweise seinem Zwecke verwenden? Ein würdiges Gegenstück bieten die bereits erwähnten Südseevölker und die Neger, doch ist nicht zu vergessen, dass bei letzteren die grausame Ausübung der Sklaverei bei der Verschlechterung ihrer moralischen Eigenschaften ebenfalls eine bedeutende Rolle spielte. (Vergl. Sklaverei.)

Die Naturvölker sind auch grausam gegen sich selbst.

Dies zeigt die Sitte der Peinigung, welche sie beim Eintritt in die Pubertät oder zur Kriegerweihe verlangen. Es ist leicht begreiflich, dass der unaufhörliche Kampf ums Dasein den Wilden schon früh zur Stählung seiner Kräfte und zur Ertragung der Schmerzen zwingen muss, damit er dem gewaltigen Einfluss der Natur nicht zu bald erliegt. Deshalb sind körperliche Prüfungen unerlässlich, um die Kraft und Ausdauer der neuen Mitglieder auf die Probe zu stellen, von denen das Schicksal der ganzen Gemeinschaft abhängt, der Schwache musste von den andern unterstützt werden, allein Selbstexistenz ist wegen der vielfach spärlichen Hilfsquellen das erste und letzte Gebot. Dazu kommt, dass ein Feiger oder Schwacher leicht die ganze Horde in Verwirrung bringen kann, oder, wenn er in Gefangenschaft geriete, durch Nichtertragung der Martern ein ungünstiges Licht auf die körperliche Tüchtigkeit seiner Stammesgenossen werfen würde; denn hieraus könnte der Feind leicht auf ihre Schwäche schliessen, und dies würde ihn nur zu erneuten Angriffen ermuntern. Mit einem Worte: Tapferkeit und Mut gelten als höchste Lebenspflicht. Da aber dort — und das ist ein wesent-

licher Charakterzug der Naturvölker — wo eine ruhige besonnene Urteilskraft fehlt, Extreme und Überschätzungen häufig eintreten, so führten diese schliesslich zu jenen grausamen Sitten. Oft wähnt der Wilde in seiner kindlichen Naivität, er habe die Fehler der Natur erkannt und sucht sie zu verbessern und sich dadurch von ihrem Walten zu emanzipieren. Hierher gehören Tätowierung, Durchbohren und Verstümmeln verschiedener Körperteile, Umformung des Schädels u. s. w. Damit diese Gebräuche eine höhere Dauerhaftigkeit erhielten, umhüllte er sie mit dem Schleier der Religion, kleidete sie in strenge Normen und bestrafte mit Strenge ihre Unterlassung oder Übertretung.

Wir beginnen mit der Beschneidung (Circumcision), welche so weit verbreitet ist, dass sie nach Andree¹⁾ beim siebenten Teil aller Menschen ausgeübt wird. Schon in alter Zeit war sie bei den Egyptern üblich und wurde nach Ploss²⁾ von hier aus nach Westasien übertragen wo sie die Juden und Mohamedaner annahmen. In Australien wird sie zu der Zeit vorgenommen, wenn sich die ersten Haare im Gesichte zeigen; sie ist gleichsam der Weiheakt zur Männlichkeit³⁾. Dort ist ferner der eigentümliche Gebrauch der sogenannten Mika-Operation⁴⁾ üblich, welche darin besteht, dass die untere Wand der Harnröhre aufgeschlitzt und auf diese Weise eine Befruchtung unmöglich gemacht wird. Ebenfalls besteht zur Verhinderung einer allzugrossen Bevölkerungszunahme die z. B. bei manchen Negerstämmen verbreitete Sitte⁵⁾, einen Hoden zu entfernen, weil man dadurch die Erzeugung von Zwillingen zu verhüten glaubt, die allgemein als ein Übel gelten. Die Ponapé-Insulaner (Carolinen) wollen

¹⁾ l. c., Archiv für Anthropologie, Bd. XIII. 1880, S. 53—78.

²⁾ Ploss, l. c. Das Kind. I. 342.

³⁾ do., l. c. „ „ I. 357.

⁴⁾ do., l. c. „ „ I. 358. Schneider l. c. I. 109.

⁵⁾ do., l. c. I. 340.

nach Finsch durch diesen Brauch sich vor ansteckenden Geschlechtskrankheiten schützen¹⁾. Ebenso besitzt bei den Eingeborenen von Ninatabutabu, einer der Freundschafts-Inseln, jeder über 20 Jahre alte Mann nur einen Hoden²⁾. Dasselbe bezweckt die Ausschneidung des Eierstockes bei den weiblichen Individuen mancher australischer Stämme und die bei den Naturvölkern viel mehr geübte Castrierung der Knaben³⁾. Die Eingeborenen sagten zu Rotsch⁴⁾, dass sie durch dieses Verfahren einem allzu grossen Kindersegen vorbeugen wollten. In Neuguinea und bei vielen Stämmen Melanesiens ist nur Beschneidung im Schwange; ebenso bei den Polynesiern (mit Ausnahme der Neutelli), Malayen und Afrikanern (mit Ausnahme der Ovaherero). Auch die Abessinier haben sie beibehalten, trotzdem sie schon lange Christen sind. Die Art und Weise, wie die Operationen ausgeführt werden, und die dabei verwandten unvollkommenen Instrumente verursachen nicht nur ein hohes Schmerzgefühl, sondern oft genug den Tod⁵⁾. So starben bei den Nasimg, welche den Küstenstrich zwischen den Flüssen Koper und Nickolson bewohnen, 10 % der Knaben daran⁶⁾.

Welches sind die Motive dieser barbarischen Sitte? Gerland⁷⁾, Schneider⁸⁾ u. a. sind der Meinung, dass sie auf religiösen Anschauungen beruhen. Mag dies für die heutigen Verhältnisse auch richtig sein, so ist ebenso wahrscheinlich, dass die Religion erst als sekundärer Beweggrund hinzukam. Mit ihr ist aber vielfach die Nationalität identisch, daher wurde die Beschneidung zum

¹⁾ l. c., Zeitschrift für Ethnologie.

²⁾ Ploss, l. c. I. 341.

³⁾ do., l. c. II. 418/19.

⁴⁾ l. c., Berliner Anthropologische Gesellschaft 1880. S. 85.

⁵⁾ Ploss, l. c. I. 351. 352.

⁶⁾ l. c., Zeitschrift der Gesellschaft für Anthropologie 1880. S. 85.

⁷⁾ l. c., Bähräge, I. Bd. 404.

⁸⁾ do., do. I. „ 108.

Stammes- und Erkennungszeichen erhoben, sodass sie also bei den Juden und Türken als spezifisches Merkmal der echten Juden und Türken im Gegensatz zu den Heiden und Rajas galt. Treffend bemerkt Ploss, dass sie mit dieser Manipulation die Natur verbessern wollten. Die Zeit der Ausübung war die Mannbarkeit, und man wollte der Zeugungsfähigkeit zu Hilfe kommen. Dass auch die Reinlichkeit dabei mitwirkte, berichtet Herodot von den Egyptern, und mehrere Reisende erwähnen sie bei den Samoanern¹⁾. Bei den Mädchen wird die Beschneidung (Excision der Clitoris) durch die nicht minder schmerzhafteste Verstümmelung der weiblichen Geschlechtsteile vorgenommen. Auch sie wird während der Pubertät vorgenommen und ist bei Malayen, Indianern, Perus und vielen Völkern Afrikas üblich. Das Vernähen (*circumcisio et infibulatio*) hat den Zweck, die Keuschheit der Mädchen und in Abwesenheit des Ehegatten die eheliche Treue der Frauen zu bewahren. Auch die Sklavenhändler bedienen sich desselben, damit die Sklavinnen nicht schwanger werden. Nach Brehm wird bei manchen Stämmen Nord-Ost-Afrikas diese Operation nach der Entbindung von neuem vorgenommen, damit man sie gleichsam in jungfräulichen Zustand zurückführe²⁾. In Kordofan muss sich die Braut vor der Hochzeit einer zweiten Beschneidung unterwerfen. Hartmann³⁾ sagt, dass grausame Männer ihre Frauen 3 und 4 mal damit quälten. Nach Beuermann⁴⁾ sind schwere Geburten oder Missgeburten die Folgen dieses unmenschlichen Verfahrens. Wir werden noch einige hartherzige und gefühllose Prüfungen anführen, die zur Erlangung der Mannbarkeit notwendig sind, und die trotz ihrer äusseren Mannigfaltigkeit in dem Grundgedanken gipfeln, den Körper gegen den Schmerz unempfindlich zu

¹⁾ Ploss, l. c. I. 360.

²⁾ do., l. c. I. 387.

³⁾ do., l. c. I. 388.

⁴⁾ do., l. c. I. 392.

machen und dadurch das Selbstvertrauen zu stärken. Hierher gehört das weitverbreitete Ausbrechen und Spitzfeilen der Zähne. Dieses Verfahren, welches hier die obere, dort die untere Zahnreihe betrifft, ist ebenfalls sehr schmerzhaft, da man sich dabei mangelhafter Werkzeuge bedient¹⁾. Über den Zweck dieser Operation ist nichts bekannt. Teils soll sie zur Verschönerung, teils zur Erleichterung des Atemholens dienen. Der Eintritt der Menstruation war ebenfalls mit unerhörten Grausamkeiten verknüpft. Bei den Makusisindianern werden die Mädchen gegeißelt und dürfen keinen Schmerzenslaut von sich geben²⁾. Die Mannesweihe war von entsprechenden und vielleicht noch grausameren Martern begleitet. Bei den Muras werden die jungen Männer paarweise gegenüber gestellt und müssen sich gegenseitig bis aufs Blut peitschen³⁾. Bei den Uanpés empfangen sie von jedem Familienglied eine Anzahl Hiebe über den blossen Rücken, welche fast stets von Ohnmachten und sehr oft vom Tode begleitet sind⁴⁾. Die Mundrukus im Stromgebiete des Tapajoz müssen ihren Mut dadurch beweisen, dass sie sich von Hunderten von Ameisen und Wespen mehrmals stechen lassen müssen⁵⁾. Noch barbarischer ist die Kriegerweihe. Bei den Cheynnes⁶⁾ stösst der Vater seinem Sohne ein Messer so durch die Brustmuskeln, dass an jeder Seite eine klaffende Wunde entsteht. Durch diese wird ein dicker Strick gezogen, mit diesem wird er an einen Pfosten gebunden, und so muss er mehrere Tage lang ohne Trank und Nahrung aushalten. Dann darf er sich nicht etwa losbinden, sondern er muss die Muskeln zerreißen; im Unterlassungsfalle wird er

¹⁾ Ratzel, l. c. I. 554. Schneider, l. c. 108. 340. Waitz, l. c. II. 391. Cameron, l. c. Bd. I. 165. 245. Ploss, l. c. II. 418.

²⁾ Derselbe, l. c. II. 425. 426.

³⁾ Derselbe, l. c. II. 427.

⁴⁾ Derselbe, l. c. I. 428.

⁵⁾ Derselbe, l. c. I. 427.

⁶⁾ Schneider, l. c. I. 109.

unter die Weiber gesteckt und eines Mannes für unwürdig gehalten.

Die weitverbreitete Sitte der Tätowierung hat als primäre Ursache höchst wahrscheinlich die Verschönerung des Körpers; ausserdem wähnt der Wilde sich dadurch über das Alltägliche zu erheben und sich dadurch von der Natur zu emanzipieren. Es wäre aber falsch, die religiösen Anschauungen bei dieser Frage nicht in Rechnung zu ziehen, wie Chamisso meint; während sie aber Gerland¹⁾ und Waiss (letzterer für Mikronesien) für das Ausgangsmotiv halten, kamen sie wohl erst später und gewissermassen als ein sekundärer Beweggrund hinzu, wie im Mittelalter die schönen Künste in den Dienst der Religion traten und einen durchaus religiösen Charakter annahmen. Weil nun mit der Zeit die Begriffe Religion und Nationalität mehr oder weniger miteinander verschmolzen, so entwickelte sich die Tätowierung allmählich zu einem Stammesabzeichen. Wegen seiner grossen Schmerzhaftigkeit wurde das Tätowieren bei vielen Völkern als Probe für die Mannesweihe und Mannhaftigkeit eingeführt. In Polynesien ist es in Bezug auf seine künstlerische und geschmackvolle Ausführung zur höchsten Blüte gediehen, während es bei den rohen Indianerstämmen des südamerikanischen Urwaldes auf einer sehr niedrigen Stufe verharrte. In Süd- und Westaustralien wird die Tätowierung zur Zeit der Pubertät vorgenommen. Den Knaben bringt man einen tiefen, vom Rücken bis zu den Hüften verlaufenden Schnitt bei; mit den Mädchen verfährt man nicht milder, und ein Beobachter schildert in grellen Farben das Schmerzensgeschrei, welches die armen Opfer bei dieser Quälerei ausstossen²⁾. Nach Ellis ist die Operation auf Tahiti und andern Inseln Polynesiens vielleicht noch schlimmer. Die Unglücklichen fallen oft aus einer Ohn-

¹⁾ Gerland, l. c. Anthropologische Beiträge. S. 405.

²⁾ Ploss, l. c. II. 417. 418. Lubbock, l. c. Vorgesch. 1874. III. 150.

macht in die andere. Die Wunden erfordern lange Zeit zu ihrer Heilung und haben nicht selten den Tod zur Folge. Deshalb werden die Figuren nicht auf einmal eingezeichnet, sondern man braucht dazu viele Jahre und selbst ein ganzes Menschenalter¹⁾. Schönheit und Reichtum gelten hier zunächst als Triebfeder, und da einerseits die Operation sehr teuer bezahlt, andererseits dem niederen Volke vorenthalten wird, so dient die Tätowierung zugleich als Kastenzeichen.

In Amerika gilt sie mehr als ein Beweis des Mutes und wird zugleich als Bildersprache benutzt. Heckewelder erzählt, dass ein Häuptling, Namens Wawundockwalud sich einen anderen Namen beilegen wollte; er liess sich zu diesem Zwecke die Umrisse einer Eidechse einpunktieren und nannte sich von nun an Twakachsawusu (Wassereidechse). Ein anderer liess auf die unbedeckten Teile seines Körpers Figuren einätzen, welche seine Heldenthaten darstellten, und diese Art von Bilderschrift finden wir in Amerika noch mehrfach²⁾. Die Neger des Tanganjika-Sees tätowieren aus Schönheitsgründen ihr Gesicht, verunstalten es aber dadurch erst recht, wie Cameron berichtet³⁾. Endlich sucht auch der Hyperboreer durch Tätowierung an Kinn, Wange u. s. w. zur Verschönerung seines Körpers beizutragen⁴⁾. Ähnliche Ursachen veranlassen das Durchbohren der Lippen und Ohrläppchen. Später nahm diese Sitte ebenfalls einen religiösen Charakter an und wurde zum Erkennungszeichen benutzt, so bei den Mexikanern, Persern, Südindern, Papuas, südamerikanischen Indianern und anderen⁵⁾. Der entstellendste und schmerzhafteste Brauch dieser Art

¹⁾ Waitz, l. c. VI. 29. Schneider, l. c. I. 106.

²⁾ Klemm, l. c. II. 39. 40.

³⁾ Ploss, l. c. II 337.

⁴⁾ Müller, l. c. Allgem. Ethnologie, Wien 1873. 203.

⁵⁾ Klemm, l. c. I. 251.

herrscht bei den Botokuden¹⁾. Sie durchbohren den Kindern zwischen 7. und 9. Lebensjahre die untere Lippe und die Ohren. In die entstandene, etwa zwei Zoll im Durchmesser haltende Öffnung steckt man einen Pflock und erweitert mit der Zeit das Loch immer mehr. Die Botokuden finden nach ihren aesthetischen Maximen diese verunstaltende Zier für besonders schön, daher unterziehen sie sich willig den grössten Schmerzen. Ein ähnlicher Brauch ist in Afrika bei den Bongo und Mangandscha in Form der sogenannten Pelele verbreitet, doch ist er hier auf die Weiber beschränkt. Es wird die Oberlippe durchbohrt und die hölzerne Scheibe, welche den Botokuden den ihnen von den Portugiesen beigelegten Namen Botoque (die Scheibe) eintrug, durch einen Ring ersetzt, dessen Durchmesser bis 5 Centimeter betragen kann²⁾. Ein alter Häuptling, den Livingstone wegen dieser merkwürdigen Gewohnheit befragte, antwortete ihm: „Weshalb anders als der Schönheit halber? Die Männer haben Bärte, die Frauen nicht, und was für ein Geschöpf würde eine Frau ohne Pelele sein? Sie würde einen Mund wie ein Mann haben“³⁾.

Die Eskimos westlich des Mäckenzie verunstalten ihr Gesicht dadurch, dass sie die Backen durchbohren und die Löcher mit Steinchen, Schmuckgegenständen u. s. w. ausfüllen⁴⁾. Ein merkwürdiger Gebrauch von körperlicher Verstümmelung findet sich, wie Camerow⁵⁾ berichtet, bei den Eingeborenen von Akalunga und Kasangalowa. Gerade die hübschesten Mädchen haben statt der Brustwarzen an ihrer Stelle ein Loch. Wegen der Schmerzhaftigkeit dieser Operation unterziehen sie sich ihr nicht freiwillig. Unser Reisender fügt hinzu, dass dies der

¹⁾ Ploss, l. c. II. 296. 297.

²⁾ Derselbe, l. c. II. 297.

³⁾ Schneider, l. c. I. 101.

⁴⁾ Lubbock, l. c. Die Entstehung D. A. 1875. 98.

⁵⁾ Ploss, l. c. I. 298.

Schönheit halber geschehe; wäre dies aber der Fall, so würde bei Ausübung dieses Verfahrens kein Zwang nötig sein, und er wäre auf das ganze weibliche Geschlecht ausgedehnt. Sollte die Ursache nicht darin liegen, dass die sinnlichen und einfältigen Menschen wähnen, es bestehe eine Beziehung zwischen Kindergebären und den Organen der Ernährung, welche die Mütter vor der Zeit alt und hässlich mache, da gerade das Säugen der zu erhoffenden Kinder zur Verunstaltung der Brüste mit beitragen würde. Aus demselben Grunde schneiden die Eingeborenen des Herbert-Flusses (Australien) vielen Mädchen die Papillae Mammiae aus¹⁾. Ein anderer nicht minder barbarischer Brauch ist die Verstümmelung gewisser Körperteile. Die Australier²⁾ schneiden Mädchen gleich nach der Geburt das erste oder die beiden ersten Gelenke des kleinen Fingers ab, damit die Fischleine später um so leichter um die anderen Finger laufe. Ebenso verfahren die Hottentotten³⁾. Ging ein solcher Brauch ursprünglich auch von praktischen Zwecken aus, so nahm er, wie Ploss⁴⁾ richtig bemerkt, mit der Zeit einen religiösen Charakter an, indem zum Zeichen der Trauer der kleine Finger der linken Hand abgehackt wurde, z. B. bei den Viti-Insulanern, den Blackfoot- und Mandon-Indianern. Kolbe erwähnt, dass die Witwen der Hottentotten sich denselben Martern unterziehen müssen, was als ein Sühnopfer für den verstorbenen Mann gilt⁵⁾.

Der weit verbreiteten Sitte der Schädeldeformation, welche bei den amerikanischen Völkern ihre höchste Entwicklung erreicht, lag ebenfalls die Schönheitsidee zu Grunde. Aber auch hier erweitert sie sich schliesslich

¹⁾ l. c., Berliner Anthropol. Gesellschaft 1880. 85.

²⁾ Ploss, l. c. I. 335.

³⁾ Schneider, l. c. I. 114.

⁴⁾ Ploss, l. c. 335.

⁵⁾ Schneider, l. c. I. 114.

zu einem Stammes- und Kastenmerkmal. Die Patagonier bieten nach Virchow das einzige Beispiel, dass hiermit ein praktischer Zweck verbunden war. Da sie öfters lange und anstrengende Ritte zu unternehmen haben, so schien es wegen der Erschütterungen und Stösse, welche diese Art der Bewegung naturgemäss begleiten, wünschenswert, den Kopf des Neugeborenen in eine möglichst passende Form zu bringen, um dadurch die Stösse und Erschütterungen wenigstens etwas auszugleichen¹⁾. Auch auf Polynesien, den Malayischen Inseln und in Afrika war die Umgestaltung des Schädels zu Hause²⁾. Man fragt sich, ob das Kind unter einer solchen Operation sehr zu leiden hatte und ob darunter das geistige Vermögen litt? Die Ansichten sind verschieden. Paul Kané³⁾, welcher mehrere Jahre bei den Indianerstämmen lebte, scheint etwas zu optimistisch zu urteilen, wenn er die Schädeldeformation für schmerzlos hält und ihr keine schlimmen Folgen für die geistige Entwicklung zuschreibt. Viel wahrscheinlicher ist es, dass jeder gewaltsame Eingriff in das natürliche Wachstum, besonders bei dem empfindlichen Gehirn, zumal in einer Zeit, wo die Schädelknochen noch nicht fest sind, von nachteiligen Folgen begleitet sein musste. Der Schädel konnte sich nicht zur rechten Vollkommenheit entwickeln, und das Gehirn verkümmerte teilweise, so dass auch eine entsprechende Beeinträchtigung der geistigen Fähigkeiten nicht ausbleiben konnte. Mit Recht sagt Rüdiger⁴⁾: „Je allseitiger und je intensiver der Kopf gedrückt wird, um so mehr muss das Wachstum des Gehirns und des Schädels leiden“; er fügt hinzu: „ohne Nachteil für die Intelligenz kann die starke, mehrere Jahre fortgesetzte Kompres-

¹⁾ Ploss, l. c. I. 312.

²⁾ Weiss, l. c. VI. 24. Ploss, l. c. I. 317. 318. 320.

³⁾ l. c., Globus 1871. No. 13.

⁴⁾ Ploss, l. c. I. 328.

sion schon deshalb nicht sein, weil die normale Füllung der Gefäße des Gehirns mit Blut und die hiervon abhängige Ernährung desselben nicht unbehindert vor sich gehen kann“. In der That, Broka und Ecker haben eine bedeutende anatomische Veränderung des Gehirns gefunden, und Foville, Delaye und Luina berichten, dass dort, wo diese Sitte herrscht, eine Prädisposition zu Geisteskrankheiten vorzuherrschen scheint. Gosse fand, dass bei einigen Völkern, wie z. B. bei den Siamesen, dass sie dumm und grausam sind; die Indianer am Orinoko und Sacramento sollen die geistesärmsten Völker der Erde und die Eingeborenen am Oregon wegen ihres kleinen, verkümmerten Gehirns geradezu bildungsunfähig sein¹⁾. Mag auch diese Behauptung zu weit gehen, weil bei der Ausbildung der geistigen Eigenschaften noch andere Faktoren mitwirken, so ist es am ratsamsten, die Mitte zwischen beiden Extremen zu halten. Mit der Schädeldeformation steht das Plattdrücken der Nase im Zusammenhange. Dieser thörichte Gebrauch entspringt aus der Unwissenheit der Naturmenschen, welche sich der Bedeutung der edelsten Körperteile, zu denen die Nase sicherlich gehört, nicht bewusst sind. Jedenfalls standen ihnen die Affen als Vorbilder vor Augen, wie z. B. die Hottentotten dieselben als durchaus identisch mit den Menschen betrachten. Die Affen, sagen sie, haben auch eine Sprache, aber sie wenden sie nicht an, um nicht arbeiten zu müssen. Der Mensch erschien ihnen als ein Missgebilde, welches zu korrigieren sie für ihre Pflicht hielten. Diese Sitte herrscht in Afrika, auf den Sundainseln, bei den Polynesiern und ist bei vielen andern noch heimisch. Sie ist von feierlichen Ceremonien begleitet. Dass auch bei ihr die heftigsten Schmerzen nicht erspart bleiben, zeigt das Wehgeschrei

¹⁾ Ploss, l. c. I. 328.

der kleinen Kinder und die grausame Art des Verfahrens, wie z. B. bei den Hottentotten, wo man das Nasenbein zerbricht¹⁾.

Am deutlichsten aber spricht sich die Geringschätzung des menschlichen Lebens im Selbstmorde aus, indem man, nicht zufrieden mit den Martern der Tiere oder der gefangenen Feinde, seine Leidenschaften durch die Vernichtung des eigenen Ichs zu befriedigen sucht. Doch kommt noch eine Reihe anderer Beweggründe hinzu, aber alle gehen auf dieselbe Ursache zurück, nämlich den Mangel an Selbstbeherrschung und gesunder Urteilskraft, sodass die Leidenschaften zügellos walten. Selbstmord aus religiösen Gründen ist nicht ungewöhnlich; so entleibt sich die Frau am Grabe ihres Mannes und öfters die Mutter am Grabe ihres Kindes. Hierzu ist die früher erwähnte Sitte zu rechnen, dass die amerikanischen Negersklaven vielfach freiwillig den Tod suchten, weil sie glaubten, dass sie in ihrem Mutterlande wieder geboren würden. Merkwürdig ist der Selbstmord aus Wut und Rache, wie z. B. bei den Melanesiern²⁾. Hat ein Neger einen anderen ermordet und will er sich nicht den Gefahren der Blutrache aussetzen, so geht er freiwillig in den Tod³⁾.

Damit aber auch das Gegenstück nicht fehle, ist der Selbstmord aus unglücklicher Liebe bei einigen Naturvölkern, wie z. B. bei den Indianern⁴⁾ und den Eingeborenen der Goldküste⁵⁾, ebenfalls bekannt. Fühlt sich eine Frau zurückgesetzt, so springt sie bei den Pukosia-Insulanern⁶⁾ (Polynesien) von einem hohen Baume und

¹⁾ Ploss, l. c. I. 303. 304.

²⁾ Ratzel, l. c. II. 225.

³⁾ Wutke, l. c. 189.

⁴⁾ Waitz, l. c. III.

⁵⁾ Schneider, l. c. I. 292.

⁶⁾ Waitz, l. c. V. 191. 192.

lässt sich bei den Cherokeesen¹⁾ samt ihren Kindern lebendig begraben.

Bei häuslichen Zwistigkeiten legen die Indianer-Weiber oft Hand an sich²⁾.

Wegen der ungenügenden Kenntniss der Heilmittel ist es leicht erklärlich, dass Krankheiten, die für unheilbar gelten, öfter zum Selbstmord führen. So töteten sich viele Cherokeesen, welche von den Blattern befallen wurden³⁾.

Dass endlich auch die Liebe zur Freiheit stärker als die Liebe zum Leben sein kann, geht daraus hervor, dass viele Neger, welche ihre Schulden nicht bezahlen konnten, ihre Familie und sich ermordeten, um der Knechtschaft zu entgehen, welche die Gläubiger ihnen androhten. Das leuchtendste Beispiel dieser Art aber gaben die Marianen-insulaner und viele Indianerstämme Amerikas, welche den Untergang ihres höchsten Gutes nicht ertragen konnten und scharenweise den Tod suchten, um dem Joch der Fremdherrschaft zu entgehen⁴⁾. Dass endlich der aufreibende Kampf ums Dasein vielen das Jenseits weit begehrenswerter erscheinen liess, als die Plagen des irdischen Jammerthals, war ein neuer Grund zum Selbstmord. Es blieb nichts anderes übrig, als von dieser Welt zu scheiden; mit einem Worte, es ist ein ähnlicher Zug von Weltflucht, wie er bei den Cyrenaikern zum Ausdruck kam, oder es ist eine Art Hartmann's Philosophie, welche zum Selbstmord führt. Bei den Buschmännern⁵⁾ wird ein solcher Tod mit grösster Indifferenz und ohne Abscheu angesehen. Rührend muss uns das Schicksal der Indianerinnen Alaskas anmuten, deren trauriges Los der Missionar Jackson in folgenden Worten zusammenfasst: „Verachtet

¹⁾ Waitz, l. c. III. 102.

²⁾ Derselbe, l. c. III. 102.

³⁾ Derselbe, l. c. III. 102.

⁴⁾ Derselbe, l. c. V. 99. 162.

⁵⁾ Derselbe, l. c. II. 403.

von ihren Vätern, verkauft von ihren Müttern, hintergangen von ihren Brüdern, schlecht behandelt von ihren Männern etc., ist es kein Wunder, dass viele Frauen der Alaska-Indianer Selbstmord begehen¹⁾.“

III. Kindesmord.

Relativ milder erscheint die wilde Grausamkeit, welche sich in den bisher betrachteten Sitten der Naturvölker äusserte in Vergleich zu der, welche wir jetzt in der schauderhaften Sitte des Kindesmordes zu beobachten haben. Die Liebe der Eltern gegen ihre Kinder durch aufopfernde Zärtlichkeit und liebevolle Hingebung hat nicht in hohen Moralprinzipien ihre Quelle, sondern in der tiefsten Tiefe des menschlichen Herzens und in angeborenem Instinkt, den der Mensch mit allen Tieren teilt. Herzzerreissend und entsetzlich aber ist es zu sehen, dass statt der Liebe eine gefühllose Kaltblütigkeit und Mitleidslosigkeit die schönste Gabe vernichtet, welche die Natur dem Menschen spenden konnte. Liegt hierin nicht etwas Entwürdigendes für den Herrn der Welt, indem er sich durch ein solches Vergehen auf das Niveau der Tiere erniedrigt? Ja mit Beschämung muss er vor ihnen stehen, wenn er auf seine Schandthaten zurückblickt. Fast doppelt grausam erscheint der Mensch bei der Ausübung des Kindesmordes, als bei der Quälerei und Tötung seiner Feinde; denn während hier Wut und Rachedurst seine Leidenschaften in solchem Masse steigern, dass sie ihn gewissermassen in einen krankhaften Zustand versetzen, begegnen wir dort durch-

¹⁾ l. c. Alaska S. 123.

aus anderen Ursachen. Was hat es verbrochen, das unschuldige, machtlose, zarte Wesen, dass es von denen, die es erst ins Leben gerufen, sogleich wieder in ewige Dunkelheit versetzt wurde, nachdem es kaum die ersten Sonnenstrahlen erblickte? Wenn man irgendwo sagen kann, dass den Wilden jegliches Gewissen fehlt, so wäre hier der beste Platz dazu. Allein es wäre ungerecht, einen Schuldigen ohne weiteres zu verurteilen und ihm nicht erst zu erlauben, die Beweggründe seiner Handlungen zu seiner Verteidigung und Rechtfertigung anzuführen, denn dem vorurteilsfreien Beobachter erscheint dieser auf den ersten Blick abscheuliche Gebrauch vielfach in einem anderen Lichte. Welche Motive trieben ihn zu einer solchen Unmenschlichkeit? Sie sind sehr mannigfaltig, und diese Verschiedenheit der Ursachen bedingt die weite Verbreitung und die Dauerhaftigkeit der Sitte. Eben deshalb ist Unterdrückung sehr schwierig, weil man jeden dieser Unterstützungspunkte einzeln bekämpfen muss. Es sind auch solche Fälle zu verzeichnen, in denen der Naturmensch sich selbst keine Rechenschaft giebt, warum er eigentlich das thut. Aber wenn wir die Verhältnisse berücksichtigen, unter welchen er lebt, so können wir uns leicht und lebhaft in seine Lage und in seine Stimmung versetzen. Es ist unzweifelhaft, dass das ursprünglichste und das stärkste Motiv zum Kindesmord Not, Mangel an Existenzmitteln war, wozu Haberland mit Recht bemerkt: „Hauptsächlich ist es wohl die Schwierigkeit, den Lebensunterhalt zu erwerben, welche die Wilden mit bösen Augen auf eine zahlreiche Nachkommenschaft blicken lässt¹⁾.“ Wir haben gesehen, dass der Mensch in der Zeit des Hungers zu den unglaublichsten Mitteln griff, um seine Sorgen und seine Qual zu lindern. Der Mangel zwang ihn zu ununterbrochenen Kriegen, zum Kannibalismus und zur

¹⁾ Globus 1880 S. 25.

grausamen Vernichtung seiner Mitmenschen, denn sein unerbittliches ökonomisches Prinzip ist: „Je weniger Konsumenten, desto mehr fällt von den vorhandenen Vorräten dem einzelnen zu.“

Er verbraucht viel und produziert wenig oder nichts, sondern lässt die Natur für ihn sorgen. Diesem Grundsatz getreu, sucht er auf alle mögliche Art und Weise seine Mitkonkurrenten zu dezimieren, und er huldigte nur insoweit einer Vermehrung seines Stammes, als er dadurch seinen Nachbarn überlegen wurde und sich deren Besitztum aneignen konnte. Nachdem er sich aber überzeugt hatte, dass diese unüberwindlich waren und eine Erweiterung seiner Grenzen und damit die Vermehrung der Nahrungsquellen verboten war, musste er zu dem letzten Mittel greifen, um sein Dasein zu behaupten, nämlich zur Verminderung des eigenen Stammes. Daher die verschiedenen grausamen Sitten, wie Missgestaltung der männlichen und weiblichen Fortpflanzungsglieder, wie sie sich bei den Australiern in Mikaoperation zeigte, oder vollkommene Entmannung bei vielen amerikanischen Stämmen und bei den Hyperboreern, Indianern, Polynesiern, Nordasiern der Gebrauch von verweibten Männern. Das Endziel aller dieser Einrichtungen war, einer gefahrdrohenden Bevölkerungszunahme vorzubeugen. Allein es scheint, als ob diese Vorsichtsmassregeln, die wir gewissermassen als indirekte Mittel bezeichnen können, sich als ungenügend erwiesen; daher musste man zu direkten greifen, welche in der Tötung einer bestimmten Zahl von Kindern vor oder gleich nach der Geburt zum Ausdruck kommen. Dass der Mangel das hauptsächlichste Motiv war, beweist der Umstand, dass gerade dort dieser scheussliche Gebrauch am meisten verbreitet ist, wo die Naturgaben sehr spärlich sind und Hungersnöte öfters, ja fast periodisch wiederkehrten, z. B. in der Arctis auf den Inseln der Südsee, in verschiedenen Oasen Afrikas u. s. w. Besonders ausgeprägt war Kindesmord in Polynesien, wo ein bestimm-

ter Raum nur eine engbegrenzte Bevölkerungszahl ernährt. Jede Vermehrung derselben war von bedenklichen Folgen begleitet, darum herrschte hier das 1-, 2- oder 3-Kindersystem; was darüber war, wurde erbarmungslos umgebracht. Schon diese gesetzliche Anerkennung dieser schauderhaften Sitte konnte leicht auf Irrwege leiten, und in ihrer Entartung liegt die barbarische Grausamkeit. Eine Geringschätzung des kindlichen Lebens ist schon damit gegeben; denn durch immer wiederkehrenden Gebrauch sind Elternliebe und Mitleid so abgestumpft, dass man die Not gar nicht mehr abwartet. Obwohl man sich vielleicht hätte helfen können, that man es nicht, man befreite sich einfach von einer Last, um in ungestörter Müssigkeit und Trägheit das Leben zu geniessen. Diese Sitte erbte sich von den Vorfahren auf die späteren Geschlechter fort, und da diese Überlieferungen galten, so gab man sich nicht die geringste Mühe, sie zu verbessern oder zu beseitigen, selbst wenn sie nach Massgabe der Umstände entbehrt werden konnten. Warum sollte man das thun, wenn dadurch, wie man meinte, die Glückseligkeit — sagen wir nur gleich Trägheit — gefördert wurde? Man schlug die Kinder tot, damit man sich nicht mit ihrer Ernährung und Erziehung zu plagen hatte. So behauptet Ellis, dass in Hawaii die einzige Ursache des Kindesmordes die Trägheit sei¹⁾, und die Jurakaves, westlich von Titikaka, töten ihre Kinder aus Mangel an Lust sie zu erziehen²⁾. Ausserdem muss der Wilde wegen beständiger Feindschaften stets auf die Eventualität gefasst sein, vor einem feindlichen Überfall in entlegene Schlupfwinkel fliehen zu müssen. Bei einem zahlreichen Kindersegen war aber an ein schnelles Entweichen nicht zu denken, und um ihre Sprösslinge nicht eine willkommene Beute des Feindes werden zu lassen, tötete man sie lieber gleich bei der

¹⁾ Ploss, I. Bd. S. 256 u. Gerland, S. 57.

²⁾ Gerland, S. 52.

Geburt. Die beständigen Wanderungen tragen ebenfalls das Ihrige bei. Bei den Hyperboreern und bei allen Jägerstämmen ist die Mitführung einer grossen Zahl von Hilfsbedürftigen für beide Teile eine unerträgliche Last, daher beseitigt man dieselben sehr oft, um sie dem unausbleiblichen Hungertode zu entreissen und sich selbst eine Erleichterung zu schaffen.

Nicht minder oft tötet die Mutter ihr Kind aus Rache gegen ihren Ehegatten oder um der Mühe des Säugens überhoben zu sein, welches bei manchen Stämmen 3—4, bei den Ainos sogar 5 Jahre dauert. Dies ist jedoch insofern nur ein vorgeschobener Grund, als während dieser ganzen Zeit Mann und Frau nicht zusammen leben dürfen, und diese eifersüchtige Angst vor der Untreue des Gemahls muss das arme Kind mit dem Leben büssen. Dazu kommt, dass die Aufziehung vieler Kinder die Mutter frühzeitig alt und hässlich macht, weshalb sie durch künstlichen Abortus sich schon des ungeborenen Lebens zu entledigen sucht. Dieses Verfahren wird sehr grausam ausgeführt, ist mit vielen Schmerzen verbunden und verläuft sehr oft tödlich. Wie überall, so suchte auch hier der Naturmensch seine Schandthaten durch allerlei abergläubische und religiöse Motive zu beschönigen. Er glaubte die Gunst der Götter durch Opfer zu gewinnen, und hierfür schien ihm das Kind am passendsten zu sein, da er so seine Schandthat durch den Deckmantel der Religion verbergen konnte. Aus Überzeugung von der Wiedergeburt der Seele tötete man mit Vorliebe die ohnehin als Last betrachteten Mädchen, quälte sie dabei noch und ermahnte die Seele, sie solle in der Gestalt eines Knaben wiederkommen. Dieser Brauch herrscht z. B. bei den Hakka, einem mongolischen Volksstamme¹⁾. Die Meinung, dass bestimmte Tage als unglücklich gelten, war ein weiterer Grund zum Kindesmord. Ebenso tötete man einen der Zwillinge oder beide,

¹⁾ Ploss, I. Bd. S. 262.

weil man glaubte, dass sie den Eltern den Tod brächten, oder ein Beweis für die Untreue der Frau seien, und weil man es für schimpflich erachtete, sich in ähnlich zahlreicher Weise wie die Tiere zu vermehren. Zuletzt können wir noch die gesellschaftlichen und staatlichen Ordnungen verantwortlich machen. Hierher gehört die Beseitigung der unehelich geborenen, die Tötung der Kinder, deren Eltern aus verschiedenen Kasten stammten und die Vernichtung der Nachkommenschaft aus dynastischen oder politischen Gründen u. s. w. Fassen wir das im Vorstehenden Erörterte noch einmal zusammen, so finden wir, dass die Sorge um das tägliche Brot, Nomadismus, Krieg, moralische Versunkenheit und Verbitterung, abergläubische und Wahnvorstellungen und endlich die sozialen Einrichtungen der kulturarmen Nationen diese grässliche Sitte entstehen liessen. Wir werden jetzt ihre Verbreitung über die Erde hin zu verfolgen haben und durch Beispiele die oben erwähnten Motive zu erläutern suchen.

Bei den geschichtlichen Völkern des Altertums war der Kindesmord noch sehr gewöhnlich und trug einen mehr oder weniger religiösen Charakter. Die Phönizier schlachteten ihrem Gott Moloch viele Kinder, ebenso die Juden, während die Spartaner diesem Brauch mehr aus staatlichen Gründen huldigten. Nicht minder waren die Germanen und Slaven mit ihm bekannt¹⁾. Gehen wir zu den heutigen Naturvölkern über und fassen zunächst die Dürftigkeit der Umgebung als Ursache des Kindesmordes, so finden wir wohl nirgends trefflichere Belege als in dem ungastlichen Polargebiet. Am meisten fallen die Kinder weiblichen Geschlechts diesem Schicksal anheim, z. B. bei den Alaska-Innuit²⁾, den Lomheux³⁾, Bärenfluss-India-

¹⁾ Ploss, I. Bd. S. 248.

²⁾ Dell Alaska, 1871. S. 139.

³⁾ Canadien Naturalist and Geologist, on the Indian T. Eobes of Makenzie river district and the arctiecoast 1859. S. 196.

nern¹⁾ u. s. w. Diese Geringschätzung erklärt sich daraus, dass die Mädchen nicht wie die Knaben zu tüchtigen Jägern heranwachsen, welche in Zukunft für den Unterhalt des Stammes Sorge tragen. Viele Mütter der Alaska-Indianer bringen nach Jackson²⁾ absichtlich ihre Mädchen um, damit sie von dem traurigen Schicksal, welches die Frauen erwartet, verschont bleiben. Bussels berichtet, dass jede Familie der Smith-Sund-Eskimos nur 2 Kinder besitzt, alle nachgeborenen aber tötet³⁾, und bei den Tschuktschen werden alle Missgestalten bei Seite geschafft⁴⁾. Australien zeigt uns ähnliche Erscheinungen wie die Polarländer. Dass nicht die barbarische Roheit die Ursache jener grausamen Sitte war, ist auch aus dem Umstand zu erkennen, dass die am Leben gelassenen Sprösslinge sich einer liebevollen und aufmerksamen Behandlung erfreuen. Ein scharfer Beobachter, E. Jung⁵⁾, sagt: „Keine Mutter könnte zärtlicher sein, als die australische ist“, oder, wie Grevy⁶⁾ sich ausdrückt: „Immer sind diese Eingeborenen von leidenschaftlicher Liebe für ihre Kinder erfüllt.“

Hier wie im arktischen Gebiete ist die Bevölkerung zu beständiger Wanderung gezwungen; deshalb behält man nur so viel Kinder, wie man unterwegs mit sich nehmen kann. Ferner fällt einer der Zwillinge dem Aberglauben zum Opfer, und die Eifersucht der Männer fordert die Hälfte aller Mischlinge zur Sühne, welche aus dem Umgange mit weissen Männern hervorgegangen sind. Umgekehrt mordet die Mutter das Kind aus Rache gegen den treulosen Vater. Stirbt sie, so wird das Kind mit ins Grab gelegt, weil sich Adoptiveltern schwerlich finden

¹⁾ Franklin, zweite Reise 1829. S. 82.

²⁾ Alaska, 1880. S. 115 u. Das Ausland, 1862. No. 25. S. 578.

³⁾ Archiv für Anthropologie VIII Bd. 2. Heft u. S. 112. Ploss, I. Bd. S. 251.

⁴⁾ Sarytscheff, D. A. 1885. II. Bd. S. 108 u. III. Bd. S. 43.

⁵⁾ Schneider, I. Bd. S. 298.

⁶⁾ Ratzel, II. Bd. S. 61.

und es sonst hungernd sterben müsste. Ploss sieht die Ursache in der abergläubischen Meinung, die auch bei den Kaffern verbreitet ist, dass keine Mutter ein fremdes Kind säugen dürfte¹⁾. Doch ist dies nicht der ursprüngliche und einzige Grund; vielmehr ist er in dem Elend zu suchen; denn warum sollten sich die Eltern, die schon mit ihren eigenen Kindern genug zu thun haben, veranlasst fühlen, ihre Bürde durch einen solchen Zuwachs noch zu erhöhen? Vielleicht ist auch die früher erwähnte Fortsetzungstheorie (vgl. Kap. Folgen, Glaube und Aberglaube) mit heranzuziehen, indem man meint, die Mutter könne ihr Kind im Jenseits besser pflegen. Bei andern Stämmen ist es Brauch, die getöteten Kinder zu verzehren. Hier ist Leckerei die Ursache. Jung berichtet von den Eingeborenen am Coopers Creek und am Eyresee, dass die Mütter mit anderen Frauen ihre eigene Leibesfrucht essen²⁾. Die Gegensätze sind ein charakteristischer Zug aller Naturvölker, allein nirgends zeigen sie sich in so greller Form als bei den Bewohnern des südaustralischen Seengebietes. Auf der einen Seite eine unglaublich liebevolle und zarte Behandlung der Kinder und eine ungemein grosse Aufmerksamkeit derselben gegen ihre Eltern, — Eigenschaften, die man selten bei den Kulturvölkern findet — und auf der anderen ein gefühlloses, kaltblütiges Hinmorden von mehr als 30% der Nachkommen. Alle Sprösslinge, die schnell nach einander folgen, ehe ihre Vorgänger laufen können, werden beseitigt. Nach Wyatt, Protektor in Adelaide, hatte eine Mutter noch ein 4-jähriges säugendes Kind und ihm zu Liebe schaffte sie seinen neugeborenen Bruder aus dem Leben³⁾. 1873 schrieb Taplin, dass die Marrinyeri vor 13 Jahren $\frac{1}{3}$ ihrer

¹⁾ Ploss, S. 254.

²⁾ Derselbe, S. 254 u. 255 u. Gerland, S. 54.

³⁾ Ratzel, II. Bd. S. 68.

Neugeborenen töteten¹⁾. Wie bei den Hyperboreern, so werden auch hier am meisten die Mädchen getötet und zwar aus demselben Grunde. Kindesmord aus Bequemlichkeit, um der Last der Erziehung zu entgehen, kommt hie und da ebenfalls vor²⁾, aber nirgends ist er so verbreitet und so tief eingewurzelt als bei den Südseevölkern, wo er die höchste Stufe seiner Entwicklung in Tahiti erreicht. Hier gilt er als eine gesetzliche Institution, welche sehr streng gehandhabt wird.

Hier sehen wir zum ersten Male besondere Gesellschaften sich bilden, deren Grundprinzip ist, sämtliche aus ihnen entsprungene Kinder zu töten. Solch eine Vereinigung sind die Ariois³⁾, denen auf Tahiti und den Ruck-Inseln etwa $\frac{2}{3}$ sämtlicher auf Tahiti geborenen Kinder zum Opfer fielen. Die Motive und die Art der Ausübung dieser schauderhaften Sitte haben eine Ähnlichkeit mit denen, die wir auf dem australischen Festland fanden. In beiden Fällen sind die Nahrungsmittel sehr spärlich und infolgedessen Hungersnöte an der Tagesordnung. Allein hier kommt noch als wesentlicher Faktor der Insulanercharakter hinzu, der nur einer bestimmten Anzahl von Menschen die nötigen Daseinsbedingungen bietet. Diejenigen Inseln dagegen, welche mit einem Reichtum an Naturgaben ausgestattet sind, wirken verderbend auf den Gemütszustand ihrer Bewohner und führen völlige moralische Versunkenheit herbei. Nirgends ist die Lockerheit der Familienbande so ausgeprägt wie hier, denn ein fester Anschluss der Frau an den Mann findet nur dort statt, wo Schwierigkeiten beim Erwerb sich zeigen. Ausser der leichten Lösbarkeit der Ehe und dem starken Zuneigen zum Mord trägt dazu vielleicht die übertriebene Anschauung von der Vererbung der Stellung des Vaters auf

¹⁾ Ratzel, II. Bd. S. 61.

²⁾ Gerland, S. 53.

³⁾ Waitz, VI. Bd. S. 138.

den Sohn bei. Denn der Erstgeborene wird mit Namen und Würde des Vaters bekleidet und steht von diesem Augenblicke an über ihm. Dieses musste aber mit der Zeit als Last empfunden werden, und man begreift deshalb, dass die Errioi Tahitis, diese Freiesten der Freien, keine Kinder anerkennen wollen, um niemand über sich stehen zu haben¹⁾. Nicht minder haben die Europäer diese Verderbenheit verursacht, so dass auch von dieser Seite aus die Entartung als Grund zu betrachten ist. Faulheit, Trägheit ging mit der Lüsternheit Hand in Hand. Viele Mütter töteten ihre Kinder, damit sie frei leben konnten. Die grenzenlose Lüderlichkeit der Markesasinsulaner und nicht minder der Hawaier ist sprichwörtlich geworden. Bei ihnen wurden alle unehelichen Kinder getötet, deren gab es sehr viel, und selbst die Königin von Tahiti²⁾ hatte, das Beispiel ihrer Mutter nachahmend, „zwei ausser-eheliche Kinder von ihrem Kammerdiener“. Nicht zu vergessen ist ferner die strenge Kasteneinteilung, nach welcher alle Sprösslinge, welche aus einer Mischehe entstehen, besonders wenn die Mutter aus einer höheren Familie stammt, getötet werden. Beinicke³⁾ meint, dass man durch ein solches Verfahren das Blut des Adels rein erhalten wollte, der nach Belieben mit den Frauen der verschiedensten Stände zusammenlebte. Diese Erscheinungen machen die enorme Zahl der ermordeten Kinder leicht erklärlich⁴⁾ und ebenso die schauderhafte Thatsache, dass manche Weiber nicht weniger als 10 Kinder umgebracht haben⁵⁾. Bei den meisten Sudseevölkern war das 2-Kindersystem⁶⁾, in Radak, Hawai und auf den Karolinen dagegen das

¹⁾ Ratzel, Völkerk. II. Bd. S. 181/182.

²⁾ Schneider, I. Bd. S. 274.

³⁾ Die Inseln des stillen Ozeans. I. Bd. S. 50.

⁴⁾ Waitz, V. Bd. S. 111. Ratzel, II. Bd. S. 127.

⁵⁾ Ploss, II. Bd. S. 256 u. Gerland, S. 55.

⁶⁾ Waitz, VI. Bd. S. 139.

3-Kindersystem gebräuchlich¹⁾. Hier wie in Australien werden vorherrschend die Mädchen getötet, wenn auch auf manchen Inseln, z. B. auf Tikopia²⁾ und der Banks-Gruppe³⁾, die männlichen statt der weiblichen Kinder getötet werden. Die Ursache kann sein, dass hier das Erbrecht der Mutter auf die Kinder noch in Geltung steht, wenigstens hat es Ratzel für die Banks-Inseln nachgewiesen.

Williams erzählt von einem merkwürdigen Brauch bei den Gesellschaftsinsulanern, welcher die Steigerung des Kindermordes begünstigt hat. Wenn das Weib einer niedern Kaste angehört, so steigt sie nach jedem Morde eines Kindes in eine höhere Stufe, bis sie die höchste erreicht, welche gestattet, von nun an ihre Kinder leben zu lassen. Auf Raiatea sah er Frauen, von denen die eine neun, die andere sieben und die dritte fünf, also alle drei zusammen 21 Kinder getötet hatten. Eine andere Frau bekannte, 16 getötet zu haben, ein Häuptling 19 und manche Familien alle⁴⁾. Die Einwohner gaben als Grund Furcht vor beständigen Kriegen an, welche sie in steter Fluchtbereitschaft halten müsste. Dann wollten sie dem Feind keine Gelegenheit zu irgend welchem Triumph durch Erbeutung der Kinder geben. Kindesmord wegen Beleidigung seitens des Gatten und nicht minder aus Eitelkeit des Weibes, welches möglichst lange als Jungfrau gelten möchte, ereignet sich häufig. Die in Australien erwähnte merkwürdige Sitte, dass ein Kind, welches bereits $\frac{1}{2}$ Stunde lebt, geschont wird, herrscht hier ebenfalls. Viele hatten an der raschen Tötung nicht genug, sondern sie verstümmelten und quälten das hilflose Wesen erst auf die scheusslichste Weise, vielleicht in der

¹⁾ Ploss, S. 256/257.

²⁾ Derselbe, II. Bd. S. 256.

³⁾ Ratzel, II. Bd. S. 274.

⁴⁾ Gerland, S. 55/56.

Absicht, durch eine solche Behandlung die Seelen der Mädchen zu warnen, damit sie ein anderes Mal in der Gestalt von Knaben auf die Welt kommen. Oder es geschah, wie Williams meint, aus Ehrfurcht vor der Kinderseele, die auf möglichst gelinde Weise von aussen her zur Entfernung mehr aufgefordert, als genötigt werden sollte. Folgte sie dieser Weisung nicht, so wurde Zwang angewandt. Man brach die äussersten Glieder der Finger und Zehen, dann die Hand- und Fussknöchel, und wenn das Kind immer noch nicht sterben wollte, dann erst wurde es getötet¹⁾. Auf Tonga²⁾ wurden sehr viele Kinder als Opfer gebracht, deshalb blieben weniger für den Kindesmord und den Abortus übrig. Bei den Malayen ist diese Sitte nicht so verbreitet als bei den bis jetzt besprochenen Völkern. Sie töten die ausserehelich Geborenen, dann aus Aberglauben einen von den Zwillingen und alle Kinder, die an einem Unglückstage das Licht der Welt erblicken. Auf den Philippinen ist das Dreikindersystem im Schwunge, und dem Abortus aus Sittenlosigkeit begegnen wir auf Borneo³⁾.

In Amerika ist der Kindesmord sehr verbreitet, und seine Motive ähneln in der Hauptsache den bisher erwähnten. Allein hier ist vor allem die künstliche Abtreibung der Leibesfrucht charakteristisch. Als sehr berüchtigt waren in dieser Beziehung die Frauen der Thakalis⁴⁾, eines des westlichen Atapaskastämme und der Guaikus in der Nähe des oberen Paraguay. Sie beseitigten alle Kinder bis auf eins; da aber diese Rechnung sehr unsicher ist, so verloren sie sehr oft ihre ganze Nachkommenschaft, und so sollen letztere ganz verschwunden

¹⁾ Gerland, S. 56.

²⁾ Ploss, S. 256.

³⁾ Derselbe, II. Bd. S. 257. Gerland, S. 58 u. Ratzel, II. Bd. S. 438.

⁴⁾ Waitz, VI. Bd. S. 90.

sein¹⁾. Selbst die Art und Weise, wie dieser Abortus ausgeführt wird, ist sehr grausam und mit grossen Schmerzen verbunden, so dass viele starben. Gerade hier war es in erster Linie die Eitelkeit, welche zum Abortus führte, damit die Frau nicht frühzeitig alterte und hässlich wurde. Andererseits erschwerte das beständige Umherschweifen die Geburten, indem das anstrengende Reiten und die Begleitung des Mannes auf der Jagd für schwangere Frauen kaum erträglich, wenn nicht unmöglich war²⁾. Wegen der harten Behandlung von seiten des Mannes töten die Mütter ihre weiblichen Kinder, um von ihnen ein gleiches Schicksal abzuwenden, oder die Guana-Indianer schaffen aus Spekulation, um die Mädchen nicht zu zahlreich werden zu lassen und den Geliebten ein besseres Los zu bereiten, viele ihrer weiblichen Kinder aus dem Wege³⁾. Eine Ursache zum Kindermord ist ferner das lange Säugen und die aus ihm hervorgehende Eifersucht, weil z. B. bei den Abiponern⁴⁾ der Mann während dieser Periode gewöhnlich ein anderes Weib nimmt.

Die Lules und Moxos legen beim Tode der Mutter den Säugling mit ins Grab⁵⁾. Bei den Guaikurus und Mayes ist nur das 1-Kindersystem herrschend⁶⁾. Auch der dunkle Erdteil macht keine Ausnahme von diesen allgemeinen Regeln. Die Gegensätze, die wir bei den Australiern hervorgehoben, gelten auch hier. Neben einer zarten, herzlichen Liebe gegen die Kinder sehen wir viele Mütter in der gefühllosesten Weise ihre Neugeborenen lebendig begraben oder den wilden Tieren zum Frasse

¹⁾ Gerland, S. 51.

²⁾ Ratzel, II. Bd. S. 621.

³⁾ Waitz, III. Bd. S. 103 u. Klemm, II. Bd. S. 84.

⁴⁾ Ploss, II. Bd. S. 283 u. Schneider, I. Bd. S. 307.

⁵⁾ Waitz, III. Bd. S. 537, 480 u. Ploss, II. Bd. S. 252.

⁶⁾ Gerland, S. 51 u. Ploss, III. Bd. S. 253.

überlassen. Viele Beobachter sind geneigt anzunehmen, dass die Ausübung dieser Sitte am meisten aus Aberglauben geschieht. Wenn wir aber die Verhältnisse, unter welchen sich der Afrikaner befindet (beständige Kriege, häufige Hungersnöte), berücksichtigen, so können wir uns der Überzeugung nicht verschliessen, dass auch hier die Not, das Elend das ursprünglichste und wichtigste Motiv ist, während alle anderen als sekundäre gelten müssen. Es wird z. B. von den Zulus erzählt, dass sie in der äussersten Not zum Verzehren ihrer eigenen Kinder greifen. Auf diese Weise wurden sie Kannibalen und bei zunehmender Entartung galten die Kinder immer mehr als Leckerbissen¹⁾. Ausserdem durften die Krieger bei den Zulus nicht heiraten; alle Kinder, welche aus ihrem Umgange mit Frauen hervorgingen, wurden beseitigt, sodass sich dieser Gebrauch mit der Zeit zu einer gesetzlichen Institution entwickelte. Dass für die Tötung eines oder beider Zwillinge das ursprüngliche Motiv nicht der Aberglaube, sondern die Not und die Unsicherheit vor feindlichen Überfällen waren, geht daraus hervor, dass dort, wo die Verhältnisse günstiger sind, beide Zwillinge am Leben gelassen und mit besonderer Freude begrüsst werden. Dies gilt z. B. für die Hottentotten, welche erst beim Mangel der Muttermilch zur Tötung des einen greifen²⁾, während bei den Bonny- und Loango-Negern ausser den Zwillingen auch noch die Mutter dem Schicksal zum Opfer fällt³⁾. Dass der Kindesmord nicht so verbreitet ist wie bei den Australiern und Südseevölkern, hat vielleicht seinen Grund in den günstigeren Naturumgebungen und in der Sklaverei. Um seine leidenschaftliche Habgier zu befriedigen, erscheint es den Negern vorteilhafter, die Kinder aufwachsen zu lassen und sie im Notfall zugleich

¹⁾ Waitz, I. Bd. S. 352.

²⁾ Ploss, II. Bd. S. 268.

³⁾ Derselbe, II. Bd. S. 267.

mit der Mutter zu verkaufen. Die blutigen Kriege und die ungeheuren Menschenverluste infolge der masslosen Schlächtereien beugen einer Uebervölkerung ohnehin schon wirksam genug vor. Die Basutos töten alle Kinder, die mit den Füßen zuerst geboren werden, oder bei denen die oberen Zähne vor den unteren durchbrechen. Dasselbe Verfahren befolgen die Wakikuy, Wanika, Wazegua, Zulu, Betschuaia, und Livingstone fand diese Sitte am verbreitetsten in Zentralafrika¹⁾; bei den Hottentotten²⁾ und bei den Negeren in Old-Calabar³⁾ wurden die Säuglinge, wenn die Mutter starb, mit ins Grab gelegt, aus denselben Gründen, welche wir schon mehrfach angedeutet haben. Bei den Niam-Niam existiert die eigentümliche Sitte, dass der Mann, wenn das Kind tot geboren ist oder gleich nach der Geburt stirbt, seine Frau verlässt. Deshalb töteten viele Weiber, welche im Streit mit ihrem Gemahl leben, den Neugeborenen und gaben ihn für totgeboren aus. Stellt aber eine Untersuchung den wahren Sachverhalt fest, so werden die schuldigen Mütter streng bestraft,⁴⁾ wahrscheinlich, weil die Niam-Niam als ein kriegerisches Volk diese einst weit verbreitete Sitte nach Kräften unterdrücken wollen, um auf diese Weise der Verminderung ihres Stammes vorzubeugen. Bei den in dürftigen Umständen lebenden Buschmännern und Herero gelten Kinder als eine Last, und die geringfügigste Ursache genügt, um ihren Tod zu besiegeln. Entsteht ein Zank zwischen Mann und Frau, so tötet letztere einfach ihr Kind, um sich dadurch zu rächen⁵⁾. Die Masai legen der Excision eine besondere Bedeutung bei; gebiert ein Mädchen vor dieser Operation, so wird sie und ihr Sprössling getötet.⁶⁾ Kindesmord aus dynas-

¹⁾ Ploss, II. Bd. S. 258 u. Waitz, II. Bd. S. 391.

²⁾ Gerland, S. 50.

³⁾ Ploss, II. Bd. S. 259.

⁴⁾ Derselbe, II. Bd. S. 259.

⁵⁾ Ausland 1882. No. 43. S. 852.

⁶⁾ Ploss, I. Bd. S. 381.

tischen Gründen sehen wir bei den Cinga- und Kongo-Negern. Die Königin hat das Recht, sich viele Männer zu halten, und sie gestattet ihnen, sich weiter zu verheiraten, jedoch unter der Bedingung, die aus einer solchen Ehe entsprossenen Nachkommen umzubringen¹⁾.

IV. Soziale und politische Einrichtungen der Naturvölker.

Wir haben aus der bisherigen Betrachtung gesehen, wie sehr der Naturmensch in seiner äusseren und inneren Bethätigung von der Gesamtheit abhängig ist, und wie die Sitten und Gebräuche, welche als Produkt dieser Gesamtheit erscheinen, in hohem Grade seine Handlungen bestimmen. Aus diesem Grunde erweist sich eine kurze Darstellung der sozialen Einrichtungen der Naturvölker als notwendig, um Einblick zu bekommen, in wie weit die Gesamtheit bessernd oder verderbend auf den einzelnen und umgekehrt, der einzelne auf die Gesamtheit wirke. Wir werden zuerst das gesellige Leben in engerem Sinne, d. h. die Familie, zu betrachten haben und dann zu den gesellschaftlichen und politischen Einrichtungen übergehen.

Die Frage, ob die Familie als ursprüngliche Grundlage der menschlichen Gesellschaft zu betrachten ist, oder ob sie sich erst später, allmählich aus der Gesamtheit herausgebildet hat, ist oft schon erörtert worden. Zwei Umstände sind es, welche gegen die erstere Annahme sprechen, nämlich Mangel an jeder ursprünglichen Bezeichnung für den Eheschliessungsakt und dann, dass sich

¹⁾ Waitz, II. Bd. S. 109.

erst sehr spät an die Ehe religiöse Zeremonien geknüpft haben. Aus diesen beiden Gründen nimmt mit Recht Wundt¹⁾ an, dass das ursprüngliche Gesellschaftselement der Stammesverband ist, und erst später, wie er noch hinzufügt, „ist in divergierender Entwicklung ebenso der engere Kreis der Familie wie der weitere des Staates hervorgegangen.“ Damit wird man aber keineswegs die Behauptung vieler Anthropologen, dass der ursprüngliche Zustand die Ehelosigkeit war oder, wie man ihn nannte, „barer Hetärismus“ gewesen sein soll, billigen, sondern annehmen, dass die Ehe unter irgend einer Form mit grosser Wahrscheinlichkeit bestand, allein nicht als sittlicher Faktor, sondern als etwas Natürliches, auf welches aber nur ein geringes Gewicht gelegt wurde. Wir sehen bei den heutigen Naturvölkern, dass überall irgend eine Form von Eheschliessung vorhanden ist und dass dort, wo sich eine Gemeinschaftsehe zeigt, wie sich besonders auf der Palau-Insel bemerken lässt, diese eine Entartung, Wildheit, ja moralische Versunkenheit und keineswegs ein ursprünglicher Zustand ist. Ein charakteristisches Merkmal der Familiengründung bei den Naturvölkern ist die Polygamie oder Vielweiberei. Fast überall ist es erlaubt, dass jeder Mann so viele Frauen nehmen darf, als er ernähren kann. Die Ausübung dieses Rechtes wird von den äusseren Verhältnissen abhängig gemacht, denn dort wo die Nahrungsmittel sehr spärlich sind und infolge dessen die Existenz sehr erschwert ist, dort sehen wir, dass die Vielweiberei nur bei den Vornehmen und Reichen anzutreffen ist, während sich die Armen mit einer Frau, ja öfter mit keiner begnügen müssen. Die Ursachen dieser so weit verbreiteten Institutionen sind sehr mannigfaltig. Schon in dem Umstand, dass der Mann seine Frau von ihren Eltern abkaufen muss, welche Sitte bei vielen Naturvölkern üblich ist,

¹⁾ Ethik, S. 160.

liegt etwas Erniedrigendes, indem das Weib hierbei als ein Kauf-Objekt angesehen wird und infolge dessen als Massstab des Reichtums betrachtet werden kann. Das Ansehen des Mannes wächst, besonders in Afrika, mit der Zahl seiner Weiber, weshalb jeder, um seinem Selbstgefühl zu schmeicheln, nach Möglichkeit die Zahl seiner Weiber zu vermehren trachtet. Eine übermässige Anhäufung von Weibern, wie wir sie manchmal finden, wird meist durch Kriege verursacht, weil der Sieger eine Anzahl von Frauen als Gefangene nach Hause bringt. Bei vielen wilden Völkern fallen alle diese Sklavinnen dem Könige als Eigentum zu, der für sich eine Anzahl behält und die übrigen seinen Günstlingen schenkt oder seinen Unterthanen verkauft. Auf diese Weise kommt es, dass, wie wir bei den Königen von Whydah und Dahomey beobachten können, sich ein Handelszweig bildet, der eine Art Staatsmonopol für die eigene Rechnung des Königs vorstellt¹⁾.

Hier sehen wir, dass die Polygamie durch die Sklaverei gefördert wird. Die schlechten Folgen davon sind, dass die gekauften Sklavinnen und die gekauften Frauen identifiziert und beide dann als Sklavinnen behandelt werden. Der Erhaltung der Polygamie kommt ein Umstand besonders zu gute, dass nämlich die Säugezeit des Kindes sehr lange dauert, oft 3, 4, ja bis 6 Jahre (siehe Kapitel Kindesmord) und während dieser Zeit jeder Umgang des Mannes mit der Frau nicht erlaubt ist. Bei der starken Sinnlichkeit dieser Menschen ist nicht zu verwundern, dass sie sich andere Frauen anschaffen. Ist diese Sinnlichkeit doch so gross und allgemein, dass die Tahitier ihre unnatürliche Wollust unter den Schutz einer besonderen Gottheit gestellt haben²⁾. Dazu kommt noch das rasche Verhählen der Frauen infolge der sehr anstrengen-

¹⁾ Schneider, l. c. 249.

²⁾ Schneider, l. c. I. 279.

den Arbeit und oft mangelhaften Ernährung. Bei einigen Völkern sehen wir die Polygamie durch die Verhältnisse als Notwendigkeit gerechtfertigt, weil bei diesen die Frauen zum Schleppen der Zelte und Geräte gebraucht werden¹⁾. Wir finden dies bei vielen Amerikanern und Australiern. Nirgends ist die Polygamie so entwickelt wie in Afrika. Nicht die oben erwähnten Motive treiben den Neger, eine Anzahl von Frauen sich anzuschaffen, sondern es ist eine Entartung, moralische Versunkenheit im höchsten Grade, welche ihn dazu führt. Viele Neger nehmen mehrere Frauen, nicht weil sie dieselben zu ernähren im stande sind, sondern um sich von ihnen auf eine ehrlose Weise ernähren zu lassen. Die Häuptlinge und Könige prahlen mit einer enormen Zahl von Frauen, wie z. B. der König von Loango nach Schweinfurth 7000 Weiber besitzt, und König Mtesa soll nach Stanley 5000 und nach Felkin's Schätzung 7000 haben. Der König von Bagirmi hat 500 und der von Aschanti 330 Frauen, und so hat der kleinste Häuptling wenigstens 100 Frauen. Hier spielt aber die Vielweiberei eine politische Rolle, denn einerseits wird die Verteilung der einzelnen Weiber an die Häuptlinge als eine Gunst angesehen, und diese sehen sich dann verpflichtet, die Anhänglichkeit und Treue zu bewahren; andererseits sucht der König durch eine zahlreiche Nachkommenschaft die wichtigsten Beamtenstellungen seines Reiches mit seinen Söhnen zu bekleiden und auf diese Weise die Sicherheit zu befestigen. So z. B. hielt der Obbo-Häuptling Ratschiba²⁾ in jedem Dorfe eine Anzahl von Weibern und erzeugte 116 Kinder, welche er zu Dorfvorstehern ernannte. In Amerika ist Polygamie ebenso verbreitet, allein nicht in solchem Masse wie in Afrika. Bei den Hyperboreern ist die Polygamie seltener, bedingt durch die geringe Zahl der Weiber und der

¹⁾ Schneider, l. c. 253.

²⁾ Derselbe, l. c. I. 250.

schweren Existenz, aber desto verbreiteter bei den Australiern und besonders bei den Südseevölkern, jedoch ist sie auch hier auf die Reicheren beschränkt. Der Rang und die Kaste wird nach der Anzahl der Eheweiber taxiert. Übrigens finden wir auch Ausnahmen von dieser Regel, denn z. B. auf der Insel Misooe ist Monogamie üblich, und die Salomoninsulaner haben in der Regel nur zwei Frauen. Ausser der Polygamie begegnen wir, der Familie in einer zweiten Form ähnlich, der Polyandrie (Vielmännerei). Diese Institution ist sehr wenig verbreitet, wie z. B. bei einigen Eskimostämmen, den Kolotschen, Konjagen, bei den Herero Süd-West-Afrika's¹⁾; bei den Irokesen²⁾ ist sogar eine legale Polyandrie anzutreffen. Die Ursache dieser Einrichtung ist durch Armut, Elend gegeben, da nicht jeder Mann allein eine Frau ernähren kann und deshalb sich mehrere Männer zusammen verbinden und ein Weib nehmen. Ausserdem tritt die Polyandrie aus Mangel an Weibern auf, welcher entweder durch die sehr verbreitete Sitte der Tötung des weiblichen Geschlechts bedingt sein kann oder auch daher kommt, dass ein Stamm vollkommen besiegt und seiner Weiber beraubt wurde. Die Folgen dieser beiden Formen der Familiengründung sind für die sozialen Verhältnisse der Naturvölker von grosser Bedeutung. Vor allem wird durch die Polygamie das Familienband sehr locker, da Streitigkeiten zwischen einzelnen Weibern aus Eifersucht nicht zu vermeiden sind, ja wir sehen sogar, dass viele Weiber Selbstmorde verüben, wenn sie bemerken, dass andere ihnen vorgezogen werden (siehe Selbstmord). Aus Eifersucht wird auch Kindesmord ausgeübt, damit die Gunst des Mannes sich nicht anderen Frauen zuwende (siehe Kindesmord). Das Beispiel Waitz's, welcher angiebt, dass sich bei den Zulu die Frauen freuen, wenn

¹⁾ Waitz, l. c. III. 308. 313. 314.

²⁾ Schneider, l. c. I. 284.

der Mann ein neues Weib nach Hause bringt, steht vereinzelt da und trifft wohl auch nur für die Hauptfrau zu, weil diese in der neu Angekommenen nicht eine Rivalin, wie die anderen, sondern eine Dienerin sieht. Durch die vermehrte Zahl der Frauen wird die ohnedies niedrige soziale Stellung des Weibes noch tiefer herabgedrückt und gefährdet, denn wenn die Ware in Fülle vorhanden ist, dann wird sie nicht geschätzt, nicht so geachtet und sehr verschwenderisch mit ihr umgegangen. Deshalb ist es nicht zu verwundern, wenn der König Mtesa aus ganz geringfügigen Ursachen sie zum Tode verurteilt oder an Gäste verschenkt. So bot er z. B. Felkin¹⁾, als dieser zu ihm kam, einige zum Geschenk an, da von den 7000, die er besass, noch immerhin genug für ihn blieben. Noch schlimmer sind die Folgen der Polygamie bei ihrer Entartung, wie wir sie z. B. bei den Negern sehen, welche eine Anzahl Weiber nehmen und dann mit anderen Männern verkehren lassen, damit sie bei der Ertappung Lösegeld erpressen können. Hier sehen wir, dass die Vielweiberei die Trägheit des Mannes unterstützt, was alle möglichen Laster zur Folge hat. Die Habsucht des Negers geht so weit, dass er die Vielweiberei als Erwerbsmittel betrachtet. Er rechnet nämlich so: je mehr Töchter, desto vorteilhafter für ihn; denn wenn ein Mädchen 10 Kühe wert ist, so sind 10 Mädchen 100 Kühe wert; es ist uns jetzt verständlich, warum die Neger Kinderreichtum als ein Glück betrachten, und dass eine Frau, welche kein Kind hat, verstossen wird. Viele Frauen greifen aus dieser Ursache zum Selbstmord²⁾. Mit einem Worte, die Kinder und Weiber werden als ein rentables Kapital angesehen. Durch die ungleiche Verteilung der Weiber bleiben viele Männer unverheiratet, welche die verheirateten Frauen zur Untreue verführen, oder

¹⁾ Schneider, l. c. I. 250.

²⁾ Waitz, l. c. II. 121.

sie müssen zur Päderastrie ihre Zuflucht nehmen, was selbst Waitz¹⁾ für den moralischen Zustand des sozialen Lebens als höchst gefährlich ansieht. Dabei darf man nicht verkennen, dass dort, wo die Zahl des weiblichen Geschlechts verhältnismässig höher steht als die der Männer, die Polygamie als eine heilsame Institution angesehen werden darf, indem dort sonst viele weibliche Kinder getötet würden, wie wir bei dem Kapitel Kindesmord gesehen haben. Aus diesem Grunde hatte Mohamed die Polygamie eingeführt, um die damals so allgemeine Sitte der Tötung und Aussetzung der Mädchen zu verhindern.

Wie ist die Stellung der Frauen in der Familie?

Schon der Umstand, dass die Frau am meisten durch Raub oder Kauf erworben wird, sodann die Polygamie lässt uns darauf schliessen, dass ihre Stellung nicht beneidenswert ist; ihre Geringachtung äussert sich darin, dass sie nicht gefragt wird, ob sie eine Zuneigung zu ihrem Gebieter hat, sondern nur die Eltern darauf bestimmend wirken, welche sich nach der Zahlung richten. So wird die Frau zum Rechtseigentum des Mannes, er kann sie verkaufen, verpfänden, töten und auffressen, wie dies bei den Südseevölkern der Fall ist, und bei seinem Tode wird sie, wie das andere Eigentum, dem Rechtsnachfolger übertragen. Diese Auffassung des Rechtsverhältnisses zwischen Mann und Frau zeigt sich auch darin, dass der Ehebruch gerade so wie der Diebstahl mit dem Tode bestraft wird. Fast überall muss die Frau die schwerste Arbeit verrichten, und trotz ihrer Plagen erntet sie als Lohn nichts als die Misshandlungen des Mannes.

Mundy²⁾ erzählt von den australischen Frauen, dass man selten eine antrifft, die frei von entsetzlichen Narben wäre oder deren Kopf keine Speerwunden aufzuweisen hätte. Noch grausamer verfahren die Indianer mit ihren

¹⁾ Waitz, l. c. II. 387.

²⁾ Schneider, l. c. I. 243.

Frauen, besonders am Orinoko: „Der Tag ihrer Hochzeit ist der letzte“, sagt Depons¹⁾, „an dem sie nicht Ursache haben, das Unglück ihres Geschlechts zu beweinen.“ Daher die traurigen Lieder, die bei der Hochzeit gesungen werden, in welchen die Braut wegen ihres schweren Loses bemitleidet wird. Es ist empörend, wenn man hört, dass nicht nur ihre körperliche Kraft so in Anspruch genommen wird, sondern dass der Mann zuletzt ihre Tugend verkauft, wie wir es bei den Negern zeigten und übrigens auch bei den Amerikanern und Südseevölkern sehen. Das Tabugesetz baut bei den Polynesiern eine hohe Schranke zwischen Frau und Mann²⁾. Sie darf nicht mit ihrem Manne essen, und viele Speisen sind ihr verboten; auf den Markenhis-Inseln³⁾ hat sie nicht einmal eine unsterbliche Seele!

Den Ehebruch kann nur das Weib begehen, und es wird mit dem Tode bestraft, während der Mann in dieser Beziehung vollständig frei ist. Es wäre aber ungerecht, wenn wir nach diesen Beispielen folgern würden, dass die Frau bei allen Naturvölkern eine so niedrige Stellung einnimmt. Im Gegenteil finden wir, dass bei einigen Völkern, wie z. B. bei den Monbuten, Madassen⁴⁾, die Frau nicht nur in der Familie, sondern auch im öffentlichen Leben eine bedeutende Rolle spielt, ja die letzteren werden sogar von 3 Königinnen regiert. Auf Tonga⁵⁾ hören wir sogar von Priesterinnen, und die Weiber bilden dort einen ziemlich selbständigen Staat im Staate. Wie wir sehen, schwanken wir auch hier im grossen und ganzen, wie überall bei den Naturvölkern, zwischen grösseren Gegensätzen. Im allgemeinen aber können wir

¹⁾ Schneider, l. c. I. 247.

²⁾ Ratzel, l. c. II. 183.

³⁾ Derselbe, l. c. II. 193.

⁴⁾ Derselbe, l. c. I. 511.

⁵⁾ Derselbe, l. c. II. 186.

einen anormalen Zustand des Familienlebens feststellen. Dieser Zustand der Familie spiegelt sich in dem gesellschaftlichen und Staatsleben dieser Völker. Kann man hoffen, dass dort, wo ewiger Zank und Streit zwischen einzelnen Weibern, dann zwischen diesen und dem Manne herrschen, eine sittliche Erziehung der Kinder erfolgen kann? Dort, wo der Mann seine Frau wie ein Lasttier behandelt, ist doch das Vorbild höchst verderblich, denn die Autorität der Mutter den Kindern gegenüber wird erschüttert, und es ist nur natürlich, dass die Kinder später ebenso grausam, wie ihr Vater, gegen die Mutter werden. Es fehlt das Band der Liebe und des Wohlwollens, welches die einzelnen Mitglieder der Familie binden soll, ja öfters wird sogar die natürlichste Fessel, welche Mann und Frau so innig verbindet, grausam zerstört, indem die Kinder getötet werden. Unter solchen Umständen kann die Familie ihrer hohen sittlichen Aufgabe unmöglich entsprechen, denn nur in der zusammenbleibenden Familie ist der Ort, an welchem die reichsten und reinsten Quellen des Sittlichen entspringen, um sich als wechselnde Ströme durch Familie, Stamm und Staat in den Ozean der Menschheit zu ergiessen¹⁾.

Das Gesellschafts- und Staatsleben der Naturvölker.

Schon Aristoteles behauptete, dass der Mensch ein Gesellschafts-Tier sei (*zoon polytikon*), indem er immer die Gesellschaft, seinesgleichen sucht. Und wir finden auch, dass die Menschen der niedrigsten Kulturstufe zu Verteidigungszwecken oder zur leichteren Anschaffung von Lebensmitteln sich vereinigen. Wir finden jedoch, dass dieser natürliche Trieb nicht überall befriedigt werden kann, weil ganz besonders dagegen wirken: „erstens die Natur an und für sich, welche viele Hindernisse stellt und

¹⁾ Lazarus, l. c. Über den Ursprung der Sitten, II. Aufl. Berlin 1867.

eine Ansammlung von Menschen nicht zulässt, wie wir in den Polarländern, vielen Strichen Amerikas, Australiens und Afrikas schon gesehen und früher erwähnt haben, so dass diese Völker gezwungen sind, fast nur vereinzelt oder in einzelnen Familien zu leben.“ Zweitens wirkt dagegen eine innere Ursache, welche Kant in seiner „Idee zu einer allgemeinen Geschichte der Völker“ anführt, indem er sagt: „Es liegt im Menschen ein grosser Hang, sich zu vereinzeln, da er die Macht der eigenen Gewohnheit nicht in Einklang mit den Gewohnheiten anderer bringen kann.“ Je niedriger die Kulturstufe eines Volkes ist, desto deutlicher treten die natürlichen egoistischen Triebe des einzelnen zu Tage. Je höher dagegen die Kultur steigt, destomehr tritt an Stelle des natürlichen Egoismus ein gegenseitiges Wohlwollen und Selbstverleugnung der Menschen unter einander. Während in ersterem Falle die Bildung eines festen Verbandes der Gesellschaft fast unmöglich oder wenigstens nur in sehr geringem Grade thunlich ist, sehen wir in letzterem Falle die Bedingungen zur Bildung einer dauernden Gemeinschaft schon gegeben. Denn nur dort, wo Wohlwollen und Selbstverleugnung geübt werden, ist eine höhere soziale Vereinigung möglich. Bei den Naturvölkern treffen wir unreine soziale Ordnung und zwar jener Art an, wie wir sie als Folge des natürlichen Egoismus entstehen sahen. Der Zusammenhang in einer Gesellschaft ist locker, und die Mitglieder derselben sind strenge nach Kasten von einander gesondert. So sind z. B. die meisten Naturvölker Afrikas in 3 Klassen geschieden: in Häuptlinge, Gemeine und Sklaven. Bei den Südseevölkern sehen wir die Klasseneinteilung noch am ausgeprägtesten, besonders bei den Polynesiern. Dort zerfällt die ganze Bevölkerung durch die Wirkung des Tabu auf die sozialen Einrichtungen in Tabuierte und Nichttabuierte. Die ersteren können an dem Göttlichen teil haben, während die anderen davon ausgeschlossen sind. Der Unterschied geht so weit, dass nur die ersteren eine unsterbliche Seele haben,

welche den Nichttabuierten abgesprochen wird. Es ist eben das aristokratische Prinzip auf die Spitze getrieben.

Was das politische Leben anbetrifft, so können wir, um mit Ratzel¹⁾ zu sprechen, sagen: „Kein Volk ist ganz ohne politische Organisation.“ Eine Obrigkeit ist überall zu bemerken, wenn auch die einzelnen Stämme oder Horden zersetzt oder zersplittert sind, wie wir es bei den Polarvölkern bemerkten. Es ist nicht richtig, was Kranz von den Eskimos sagt, dass bei ihnen ein vollkommener Mangel einer Obrigkeit herrsche, denn Hall²⁾ erzählt, dass bei ihnen sogenannte „Ansehnlichste Wirte“ vorhanden sind, welche sich durch Klugheit, Entschlossenheit und Alter auszeichnen; sie sehen auf Ordnung und Reinlichkeit in ihrem Stamme und sind mit einer gewissen Achtung umgeben. Im allgemeinen sehen wir, dass dort, wo die äusseren Verhältnisse es erlauben, auch bald eine Zusammenziehung vieler Horden und Stämme, freiwillig oder gezwungen, zum Zwecke des Schutzes gegen gemeinsame Feinde stattfindet. Wir können die einzelnen Staatengebilde der Naturvölker in zwei Klassen einteilen. 1. Einzelne Horden und Stämme, die mehr auf Blutsverwandtschaft ihre Vereinigung basieren und nur kleine sogenannte Dorfstaaten bilden, wie wir sie bei vielen Stämmen Afrikas und Amerikas antreffen und 2. grössere Staaten, die aus der Vereinigung, Verschmelzung einzelner Stämme entstehen, welche sich entweder freiwillig verbinden oder mit Gewalt von einem starken kriegerischen Stamme unterjocht und zusammen gehalten werden. Solche Staaten finden wir ausschliesslich in Afrika. Der Unterschied zwischen beiden Formen der Staaten drückt sich am deutlichsten in der Organisation ihrer Obrigkeit aus. Welcher Unterschied zwischen dem kaum eine wirkliche Gewalt besitzenden „ansehnlichsten Wirte“ der Eskimos

¹⁾ l. c. Volk. I. Einleitung S. 87.

²⁾ Ratzel, l. c. Völk. II. 770.

oder dem nur in Kriegszeiten machthabenden Anführer der brasilianischen Indianer, dessen Würde sofort nach dem Kriege spurlos vergeht und dem tyrannischen, als Gottheit verehrten Könige der afrikanischen und Südseestaaten! Der ganze Grund dieser Verschiedenheit liegt darin, dass der „ansehnlichste Wirt“ und der Indianerführer durch freiwillige Anerkennung ihrer obrigkeitlichen Macht die Führung bei Jagd und Krieg übernehmen, während der afrikanische Herrscher diese Führung durch Gewalt erzwungen hat. Wir können im allgemeinen sagen, dass, je kriegerischer ein Stamm, desto grösser die Gewalt und Autorität des Herrschers ist. Wir werden im Folgenden nur die tyrannischen Formen der Regierung einer näheren Betrachtung unterziehen, denn nur sie zeigt uns deutlich, wie bestimmte soziale Einrichtungen auf die Wertschätzung des menschlichen Lebens einwirken. Wir finden nur hier vor allem, dass eine unüberschreitbare Kluft zwischen dem Herrscher und dem Volke geschaffen ist, ähnlich wie sie nur zwischen dem Göttlichen und Menschlichen besteht. In den einzelnen Staaten Afrikas, wie bei den Aschantis, Dahomey, Iddah u. s. w., werden den Königen göttliche Abkunft und Macht zugeschrieben, weshalb sie als höhere Wesen gelten. König von Iddah äusserte sich einem Engländer gegenüber: „Gott hat mich gemacht nach seinem Bilde; ich bin gleich Gott, und er hat mich zum Könige gemacht“¹⁾. Der König von Ea Zambe hält sich für unsterblich²⁾. Und so denken viele Negerfürsten, ja es scheint, dass sie sogar daran glauben; aber nicht minder ist auch das Volk von ihrer göttlichen Abkunft überzeugt. Als Krapf³⁾ Usambara besuchte, sagte ihm ein Eingeborener: „Wir sind alle Sklaven des Zumbe (Königs), der

¹⁾ Waitz, l. c. II. 129.

²⁾ Derselbe, l. c. II. 421.

³⁾ Derselbe, l. c. II. 422.

unser Mulunga (Gott) ist“. Übrigens stossen wir auch hier, wie bei allen Institutionen der Naturvölker, auf Gegensätze, denn sehr oft werden die Könige und Häuptlinge gezwungen, sich nach den Sitten des Volkes zu richten.

Neuhaus sagt von der Regierungsform der Kaffernstämme, dass die despotische Form derselben durch zwei Momente beschränkt wird:

1. durch die Gefahr der Teilung des Namens und
2. durch den grossen Einfluss der Räte¹⁾.

Es ist deshalb unmöglich, eine allgemeine Charakteristik der Regierungsformen der Naturvölker zu geben, denn: „Ihre Republiken sind despotisch, aber ihre Könige sind keine Despoten²⁾.“ Der König von Zulu ist ein beschränkter Despot, denn seine beiden Minister haben eine so grosse Macht, dass Gardiner die Regierungsform als Triumvirat bezeichnete³⁾. Im allgemeinen aber können wir dennoch ruhig annehmen, dass der König, gestützt auf seine göttliche Abstammung, seinen Willen als allein massgebend ansieht und jeden Moment imstande ist, die Sitten und Gebräuche zu suspendieren und seine Willkür als einziges Gesetz gelten zu lassen. Um seine göttliche Macht zu behaupten, schont er keine Menschenleben; „denn die Billigkeit des Menschenlebens ist einer der Grundsätze dieser Despoten⁴⁾.“ Sie suchen durch äusseren Glanz und Pracht und durch strenge Ceremonien den Glauben an ihre Göttlichkeit im Volke aufrecht zu erhalten; wo das nicht hilft, muss Gewalt und Grausamkeit dazu die Hand bieten. In Dahome, Loango ist es bei Todesstrafe verboten, den König essen und trinken zu sehen⁵⁾. Wie viele Menschenleben

¹⁾ l. c. Zeitschrift für Ethnologie 1881. S. 348.

²⁾ Ratzel, l. c. Vorlesung.

³⁾ Derselbe, l. c. I. 261.

⁴⁾ Derselbe, l. c. I. 375.

⁵⁾ Waitz, l. c. II. 128.

kostet ganz unverschuldeter Weise dieses Gebot des Grössenwahnnes! Manche Könige suchen ihre Macht und Autorität nicht durch kluge Regierung und nützliche Massregeln für die Gesamtheit populär zu machen, sondern durch allerlei andere Eigenschaften, so gilt z. B. der Sultan von Wadaj als Seher, Zauberer¹⁾. Niemand darf den Namen des Königs führen. Bosha Ahadi, König von Dahomey, liess alle umbringen, die den Namen Bosso hatten²⁾. Die Regierungsprinzipien dieser Tyrannen sind demnach, Furcht und Entsetzen dem Volke einzuflössen und auf diese Weise sich Gehorsam zu verschaffen; wie dieser Gehorsam ausgenützt wird, das ist Nebensache. Nicht minder grausam ist der König von Kasembe. Eine Anzahl von Höflingen sind ohne Ohren und Hände, worin sich am besten die Gemütsroheit dieses Königs äussert.

Bei solcher Wirtschaft mit dem Menschenleben ist es nicht zu verwundern, dass seit 1860 das einst dicht bevölkerte Land in wenigen Jahren eine ganz dezimierte Bevölkerung aufweist, und wenn auch die Angabe Perieré's, welcher von allein 20,000 Kriegeren erzählt, zu hoch geschätzt sein wird, so ist dennoch die Behauptung Livingstone's, dass (1867) kaum 1000 Mann aufgestellt werden konnten, ein deutlicher Beweis der blutigen Tyrannei dieses Königs. Er selbst ist politisch und geistig schwach geworden; fortwährend wird er von der Furcht gepeinigt, dass man ihm nach dem Throne trachte und wenn er von einer Person 3mal träumt, so lässt er sie töten³⁾.

Die Grausamkeit der Despoten-Könige äussert sich selbst gegen die nächsten Verwandten. Aus dynastischen Gründen lassen sie alle ihre Verwandten, welche als Rivalen betrachtet werden könnten, umbringen. In Uganda

¹⁾ Waitz, l. c. II. 128.

²⁾ Derselbe, l. c. II. 182.

³⁾ Ratzel, l. c. I. 567.

werden alle Brüder des Königs bis auf zwei getötet¹⁾. In Wadaj werden die Söhne der edlen Eadas-Frauen des verstorbenen Königs getötet oder geblendet, wenn ihr Oheim auf den Thron gelangt²⁾. Bei den Zulu-Königen ist es Staatsprinzip, keine Nachfolger zu haben, deshalb liess der Chakakönig alle Weiber umbringen, von denen er Kinder zu erwarten hatte. Sein Nachfolger Dingaan liess auch seine sämtlichen Kinder töten³⁾. Ähnliche Regierungsformen finden wir bei den Südseevölkern. Hier wie dort sind die Häuptlinge göttlicher Abstammung. Hier beruht der Despotismus mehr auf Klassen- und Kastendruck und nicht wie dort auf dem Willen des einzelnen Herrschers. Hier wie dort aber ist das Volk samt seinem Hab und Gut Eigentum des Königs, und alles, was der König betastet, ist Tabu. Hier sind verschiedene Adelsgesellschaften auch göttliche Stiftungen, wie z. B. Erri auf den Gesellschaftsinseln. Hier wie dort suchen die Könige ihre Macht durch alle möglichen Grausamkeiten zu behaupten. Ihre Eitelkeit und Ruhmsucht führt zu beständigen Kriegen (siehe Kapitel Krieg), und Menschenopfer sind ebenso zahlreich, ja sie übertreffen sogar diejenigen in Afrika. In den früheren grossen amerikanischen Staaten Mexico und Peru bestand eine ähnliche theokratische Regierungsform. Könige von Inka waren Sonnensöhne. Die Otomaken und Kaziken schrieben ihren Königen ebenfalls göttliche Allmacht zu. Von den heutigen amerikanischen Staaten werden nur die Tehnelchen und die Sioux despotisch regiert⁴⁾. Im allgemeinen können wir sagen, dass auch hier, wie überall bei den Naturvölkern, ein Gemisch von Despotismus und zuletzt Oynakokratie vorkommt.

¹⁾ Ratzel, l. c. I. 476.

²⁾ l. c. Sahara und Sudan von Gustav Nachtigal, Leipzig 1889. Bd. III. 227.

³⁾ Waitz, l. c. II. 394. 395.

⁴⁾ Ratzel, l. c. II. 631.

Die Gesetzgebung.

Nichts ist irriger als zu denken, dass die Naturvölker ein vollkommen freies Leben haben und von keinem Gesetz in ihren Handlungen beschränkt werden. Wir haben bei der Betrachtung der grausamen Sitten gesehen, wie sehr der Naturmensch durch dieselben sein Handeln normiert, und er musste durch Selbstverleugnung sich vieles Unliebsame gefallen lassen, weil die Sitten dies verlangten, und weil ihre Nichtachtung sehr schwere Strafen nach sich zog. Mit einem Worte die Naturmenschen sind nicht gesetzlos, und eben ihre Sitten und Gebräuche bilden grösstenteils ihre Gesetze. „Die Sitte“, sagt Schweinfurth¹⁾, „quält und peinigt das arme Menschengeschlecht in den fernen Wildnissen von Afrika eben so sehr, wie in dem grossen Gefängnisse der Civilisation.“ Allein ich möchte bemerken, dass ein Unterschied zwischen dem Druck besteht, der die Sitten der Wilden und demjenigen, der die Civilisation in ihrer Ausübung beeinflusst; denn bei ersteren haben alle die Sitten mehr einen Zwang beibehalten, während sie bei letzteren nur teilweise in Form von Gesetzen auftreten, sonst aber zu Gebräuchen und Gewohnheiten herabsanken, deren Nichterfüllung keine Strafe nach sich zog. Die Gesetze der Naturvölker sind mehr oder weniger mit einer religiösen Hülle umwebt und gewinnen dadurch an Halt, wie wir beim Tabu der Polynesier und beim Veve der Melanesier kennen lernen. Wo ein Staat mehr patriarchalisch eingerichtet ist, dort sind die Sitten massgebend; bei den despotischen Staaten dagegen kommt neben diesen noch die persönliche Anschauung oder, besser gesagt, Laune des Königs in Betracht, ja erstere laufen öfters Gefahr, von der Willkür des Herrschers ganz suspendiert zu werden. Denn wie viele Gebräuche, die sich im Familienkreise bildeten, z. B. ver-

¹⁾ Lubbock, S. 374.

schiedene Speiseverbote für Kinder und Frauen, nur eine Manifestation der persönlichen Gewalt des Familienhauptes sind und nicht durch allgemeine Zustimmung entstanden, so sind viele grausame Sitten, die als Gesetze fungieren, nur aus der Willkür des Despoten und nachgeahmt oder mit Gewalt zur Geltung gebracht. So können wir die anarchischen Zustände leicht verstehen, die zeitweilig bei vielen Naturvölkern eintreten, wenn der Herrscher stirbt; sie sind als gesetzliche oder legale Anarchie bekannt.

Wenn der König von Aschanti stirbt, so entsteht eine allgemeine Gesetzlosigkeit, Mord und Raub sind an der Tagesordnung. Diese plötzliche Lockerung der gesellschaftlichen Zustände dauert so lange, bis der neue Regent den Thron besteigt. Dieser legalen Anarchie begegnen wir ferner in Widah, Jorruha, Benin.¹⁾ In Loango²⁾ dauert sie einige Monate, in Dahomey wird der Tod des Herrschers erst nach 18 Monaten verkündigt, und während dieser Zeit regiert der Nachfolger in seinem Namen; dies zeigt, dass früher die Anarchie viel länger dauerte³⁾. Livingstone⁴⁾ berichtet von einer periodischen Anarchie bei den Bamyais vor der Wahl des Königs. Auch im Wakumareich der Seeregion und in Gennia (Zentralafrika) ist legale Anarchie bekannt⁵⁾. Wenn in Bihé (Westafrika) ein Zoua stirbt, so wird, wie in Dahomey, dem Volke mitgeteilt, dass er krank sei; erst kurz vor der Beerdigung wird der wahre Sachverhalt bekannt gemacht, und eine Gesetzlosigkeit besteht. Die Zauberer machten irgend einen ausfindig, der den König zu Tode gezaubert habe, und dieser hatte sein Leben verwirkt⁶⁾. Pogge erzählt, dass der verstorbene Muata Sammoo eine Herde von mehreren Hundert Stück

¹⁾ Waitz, II. Bd. S. 147.

²⁾ Ausland, 1884. No. 28.

³⁾ Waitz, I. c. II. Bd. S. 147.

⁴⁾ Ratzel, Völkerk. I. Bd. S. 405 u. Lubbock, S. 335.

⁵⁾ Ausland 1884. No. 28 u. Lubbock, S. 334, 335.

⁶⁾ Ratzel, I. Bd. S. 603.

Vieh gehabt, welche in der herrscherlosen Zeit vom Volke geschlachtet wurden.¹⁾ Die legale Anarchie kommt auch bei den Südseeinsulanern vor. Ellis berichtet, dass in dieser Zeit „jedes Laster getrieben und fast jegliche Gattung von Verbrechen verübt wird.“ Wenn der König von Tahiti stirbt, bekriegen sich die Stämme bis zur gegenseitigen Aufreibung. Auch wird erzählt, dass König Puiakalani von Hawai der langen Streitigkeiten müde war und abdankte. Es entstand eine solche Unordnung, dass das Volk ihn bat, er solle die Regierung wieder übernehmen. Er that das nur unter der Bedingung, eine unumschränkte Macht zu haben.²⁾ Cook³⁾ berichtet von einer Gesetzlosigkeit auf der Insel Mamoka, welche an die legale Anarchie erinnert.

Aus den angeführten Beispielen geht hervor, wie verhängnisvoll für die Gesellschaft eine solche Gesetzlosigkeit werden kann. Wenn sie auch, wie Waitz meint, nur kurze Zeit anhält und keine dauernde, sondern nur eine plötzliche periodische Lockerung der gesellschaftlichen und staatlichen Bande bedeutet, so vernichtet sie trotzdem eine grosse Zahl von Menschenleben. Ausserdem werden viele Hilfsquellen zerstört, die Arbeit steht still, das Leben wird unsicher gemacht; und damit sinkt auch sein Wert. Ganze Ortschaften veröden, besonders wenn diese Verwirrungen Monate lang dauern.

Welches sind die Ursachen einer so merkwürdigen Erscheinung? Die Ansichten sind darüber verschieden. Die Behauptung Geolands, dass dies eine Landestrauer sei, welche sich selbst Wunden schlägt, ist mit Recht von M. Kulischer bekämpft und zurückgewiesen worden. Die Erklärung Waitz's⁴⁾, dass man in den despotischen Herrschern

¹⁾ Ratzel, I. Bd. S. 562.

²⁾ Lubbock, S. 355 u. Waitz, VI. Bd. S. 203.

³⁾ Ratzel, II. Bd. S. 199.

⁴⁾ Waitz, II. Bd. S. 147.

zugleich die Gesetze verkörpere, und dass man meint, mit dem Tode desselben gingen auch sie zu Grabe, ist besser; allein sie stimmt mit den bestehenden Verhältnissen nicht vollkommen überein. Wir wissen, dass die Könige von Achanti, Dahomey sich auch nach den Sitten und Gebräuchen des Landes richten müssen und von ihren Räten öfters sehr abhängig sind. Deshalb kann man eher sagen, nicht das Gesetz, sondern die Gewalt, welche dasselbe ausüben lässt, erlischt mit dem Tode des Herrschers. Die Behauptung Ratzel's¹⁾, dass die legale Anarchie das Volk verstehen lässt, in welcher inniger Beziehung das Leben des Königs und die geordneten Zustände stehen, ist teilweise als ein mitbedingter Grund anzusehen, wie wir aus dem oben erwähnten Beispiel von Hawaii erkennen können. Annehmbar ist auch die Behauptung Kulischer's²⁾, dass diese Sitte ein Überbleibsel aus der alten Zeit sei, wo eine Wahl des Königs stattfand, z. B. in Aschanti, und bei der dann Streitigkeiten und Anarchie nicht ausbleiben. Auf denselben Grund sind jedenfalls die in Tahiti beim Tode des Königs entstandenen Kriege zurückzuführen. Eine sehr weit verbreitete und für das Staatswesen der Naturvölker höchst unheilvolle Sitte ist die Blutrache. Sie scheint in der Geschlechtsgenossenschaft ihren Ursprung zu haben, deren wichtigstes Prinzip war, dass jeder Geschlechtsgenosse für seinen Nächsten haften und eintreten musste.

Nach Wilda³⁾ ist die Rache „die erste Offenbarung des Rechtsbewusstseins, daher in ihrer Grundlage edel, weil sich darin der Mensch als Mensch bekundet, der in dem, was ihm durch den anderen geschieht, nicht nur den körperlichen Schmerz, den Verlust einer Sache, sondern die Nichtachtung seiner Persönlichkeit empfindet.“

¹⁾ Waitz, II. Bd. S. 147.

²⁾ Das Institut der legalen Anarchie von H. Kulischer. Ausland No. 28. 1884.

³⁾ Das Strafrecht der Germanen, Halle 1842 S. 157.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass nicht das religiöse Pflichtgefühl gegen den Ermordeten die ganze Genossenschaft zur Vergeltung trieb, vielmehr war durch einen solchen Mord das Gleichgewicht zwischen zwei Stämmen gestört, indem ein Krieger oder eine Arbeitskraft verloren war, welche unter Umständen wichtig werden könnte. Dass dies wahrscheinlich ist, dafür spricht der Umstand, dass bei vielen Völkern gerade die Tüchtigsten und Angesehensten der Gegenstand der Rache waren, und dass selbst innerhalb der Stammesgenossenschaft keine Blutrache üblich war. Der Aberglaube, dass der Verstorbene keine Ruhe habe, machte es den Überlebenden zur Pflicht, sei es aus Pietät oder Furcht vor dem Geiste der Abgeschiedenen, wieder Vergeltung zu üben. Diese religiöse Pflicht kam erst später und gewissermassen zur Verstärkung dieser Sitte zur Geltung.

Heute finden wir, dass dort, wo die Familie selbständig auftritt, nur diese und nicht mehr die ganze Gemeinschaft für ihre Angehörigen verpflichtet ist. Am meisten hat sich dieser Brauch in seiner ursprünglichen Form da erhalten, wo noch patriarchalische Zustände herrschen, z. B. bei den Malayen, Igoroten auf den Philippinen¹⁾.

Die Überzeugung, dass der Tod durch Hexerei geschieht, gab Anlass zur Blutrache, indem die Verwandten des Verstorbenen einen Mann aus dem Nachbarstamme töteten und dadurch Genugthuung erhalten wollten. Fast überall wird die Vergeltung als Ehrensache und als heiliges Gebot betrachtet. Mit Recht bemerkt Westnitsch, dass die Blutrache, welche nach Peschel zum Lebensschutz ersonnen sei, mehr als Blutsühne gelten müsse²⁾. Bei der Ausübung der Blutrache wird kein Unterschied gemacht, ob Mord oder Totschlag vorlag. Die verhängnisvollsten

¹⁾ Waitz, V. Band S. 141.

²⁾ Blutrache bei den Süd-Slaven S. 8.

Folgen bestehen darin, dass die Fehden nimmer aufhören und nicht selten zur Vernichtung ganzer Stämme führen. Keine Sitte ist so lange unverändert geblieben als die Blutrache und stand besonders dort in hoher Blüte, wo eine starke Regierung fehlte, z. B. bei vielen Jäger- und Fischervölkern Amerikas, der Nordpolarländer, Australiens. Auch dort, wo eine Bildung von staatlicher Organisation eintrat, konnte sie nicht auf einmal abgeschafft werden. Als die Obrigkeit einsah, dass sie den Frieden des Staates gefährde, weil sie sich aus Familienzwistigkeiten zu grösseren Konflikten entwickelte und dadurch gleichsam einen Staat im Staate entstehen liess, so suchte sie anfangs zu vermitteln und nahm schliesslich die ganze Strafgewalt in ihre Hand. Sie suchte in ihrem und dem Stammesinteresse die Schuld durch einen entsprechenden Ersatz an Geld, Vieh u. s. w. zu sühnen. Hierbei ist es interessant, den verschiedenen Wert eines Menschenlebens hervorzuheben. Bei vielen Stämmen wird für den Ermordeten keine Äquivalent-Sühne gesucht, sondern man tötet von dem Feinde so viele, als man in die Gewalt bekommt.

So musste den Indianern Venezuelas der Schuldige der Familie des Getöteten einen Blutpreis von 1 bis 5 Kindern bezahlen¹⁾. Die Beduinen fordern für das Blut eines Freien 500 weibliche Kamele²⁾. Bei den Damara wird Totschlag eines Begüterten mit einer Busse von zwei Ochsen bestraft³⁾. Die Rechtspflege ist bei den Naturvölkern unentwickelt und sehr mangelhaft, allein bei vielen äussert sich ein starkes Bedürfnis bei Streitfällen, um zu ihrem Recht zu kommen. Die strenge Vergeltung, wie wir sie bei der Blutrache kennen lernten, oder ihre mildere Form, die Sühnezahlung, sind der wichtigste Rechtsschutz. Im allgemeinen ist bei den Wilden nicht das

¹⁾ Kohler, Zur Lehre von der Blutrache S. 12.

²⁾ Peschel, Völkerkunde S. 250.

³⁾ Waitz, II. Band S. 416.

Naturrecht, sondern das Gewohnheitsrecht üblich, besonders bei den Malayen und Negeren. Nicht selten ist auch der Wille des Herrschers die einzige Rechtsquelle. Geschriebene Gesetze sind nirgends zu treffen, aber wenn sie aufgezeichnet wären, so wären sie mit Blut geschrieben. Die Strafen sind ungemein hart und grausam und tragen den Charakter der Vergeltung, indem sie nicht das gestörte Rechtsbewusstsein wieder gut zu machen suchen, sondern indem sie als Ersatz für das begangene Verbrechen dienen und abschreckend auf die andern wirken sollen. Auch zwischen den einzelnen Verbrechen giebt es keine Sonderung, und sehr selten sind Abstufungen der Strafe nach dem Grade der That. Die Zuluherrscher verhängen nie eine andere Strafe als den Tod, gleichgiltig, ob bei Mord, Totschlag, Ehebruch, Diebstahl, Zauberei, Majestätsbeleidigung u. s. w.¹⁾ Es ist charakteristisch, dass die Bestrafung des Ehebruchs mit der des Diebstahls fast überall auf gleicher Stufe steht, weil die Frau als Eigentum des Mannes angesehen wird, und infolgedessen der Ehebruch als eine Verletzung des Eigentums gilt. Bei den Waganda und Wangoro müssen auf der Strasse alle anständig bekleidet gehen, sonst erwartet sie der Tod²⁾. Besonders grausam wurden diejenigen bestraft, welche sich ein Vergehen gegen den Häuptling zu schulden kommen liessen, und zwar mussten es nicht nur einzelne Personen, sondern ganze Familien mit dem Tode büssen. Bei den Malgaschen fordert jede Verwundung mittels eines eisernen Gegenstandes den Tod³⁾. Ist ein Verbrechen begangen, und kann man die Thäter nicht mit genügender Sicherheit feststellen, sei es aus Mangel an Beweisen oder sei es aus Unfähigkeit, dieselben festzustellen, so versucht man es mit sogenannten Ordalen oder

¹⁾ Waitz, II. Band S. 397.

²⁾ Ratzel, I. Band S. 453.

³⁾ Waitz, II. Band S. 438.

Gottesgerichten, bei denen viele Unschuldige zu Grunde gehen. So z. B. muss bei den Marutse jeder Angeklagte eine Schale Gift trinken; wenn er danach gleich besinnungslos zur Erde fällt, so ist er schuldig und wird gleich verbrannt¹⁾. Hier bietet sich der Willkür der Häuptlinge ein grosser Spielraum dar, denn sie können jeden beschuldigen und dem Ordale unterziehen. Ist nun der Beschuldigte reich, so entgeht er schwerlich dem Tode, es sei denn, dass er den Häuptling durch ein grosses Opfer mild stimme. In Scheschcke war einer unter mehreren Häuptlingen, der eine sehr grosse Herde besass; das fiel dem Könige auf, und er wurde aus einem nichtigen Grunde angeklagt; die Giftprobe übte aber keine Wirkung aus; da fand sich aber gleich ein neuer Ankläger, der ihn des Hochverrates beschuldigte.

Merkwürdigerweise blieb auch die zweite Giftprobe wirkungslos; da der König aber unbedingt die Herde haben wollte, so wurde der bedauernswerte Häuptling — jetzt wurde nicht Gift, sondern die Feuerprobe angewandt — so lange ins Feuer gehalten, bis er tot war²⁾. Bei den Malgaschen wird beim Gottesurteil der Unschuldsbeweis ebenfalls durch Giftprobe oder auch durch Durchschwimmen eines Flusses, in welchem sich viele Kaiman's aufhalten, erbracht. Da es aber herkömmlich ist, dass der Ankläger $\frac{1}{3}$ und der König $\frac{2}{3}$ vom Vermögen des für schuldig Befundenen erhält, so sind falsche Anklagen sehr häufig³⁾.

Diese sind jedoch nicht ganz ungefährlich, denn wenn der Angeklagte die Giftprobe besteht, dann verfällt der falsche Ankläger dem Tode⁴⁾.

¹⁾ Ratzel, I. Band S. 374.

²⁾ Derselbe, ebendaselbst.

³⁾ Waitz, S. 440/41.

⁴⁾ Derselbe, II. Band S. 145.

Eine merkwürdige Sitte ist bei den Malgaschen in Gebrauch; dort nehmen nämlich sämtliche Verwandte des Verstorbenen Gift, um dadurch ihre Unschuld an seinem Tode zu beweisen und so ihren guten Namen zu erhalten.

Tyermann erzählt, dass in einem solchen Falle fünf Personen dem Gift erlegen sind¹⁾. Falsche Anklagen lauten zumeist auf Zauberei, welcher der Angeklagte beschuldigt wird. Wir finden dies besonders oft bei den Kaffern, wo es allgemein ist, wie Neuhaus sagt: „Die Anklage auf Zauberei ist die kafferische Staatsmaschine, um unliebsame Subjekte aus dem Wege zu schaffen und ihr Vermögen zu konfiscieren²⁾.“ Aus allen bis jetzt angeführten Beispielen ersehen wir eine durch die Strafgesetze sanktionierte Verschwendung von menschlichen Leben; jedoch ist diese Nichtachtung des Menschen teilweise abhängig, wie wir es ja auch schon bei den Menschenopfern gesehen haben, von der Dichte der Bevölkerung, denn in volksarmen Gegenden finden wir keine so drakonischen Gesetze, wie z. B. in dem Lunda-Reiche³⁾. Nirgends ist die ursprüngliche patriarchalische Grundlage (Familienverband) des Staates so erkennbar wie bei den Malayen. Das Rechtswesen ist mehr auf bestimmte traditionelle Gewohnheit (addat) begründet, wie wir es schon früher erwähnt haben. Die Vergeltung ist eigentliche Strafe, denn, wie wir sahen, kommt die Blutrache hier noch in ursprünglichster Form vor. Übrigens ist auch bei den Malayen die Blutrache jetzt schon teilweise eingeschränkt, indem der durch das Verbrechen Betroffene nur dann eigenhändig sich rächen kann, wenn er bei Ehebruch, Diebstahl oder Totschlag den Thäter bei der That ertappt. In Dahoho steht es sogar wegen eines Schlages ins Gesicht dem Beleidigten frei, innerhalb dreier Tage den Thäter zu töten,

¹⁾ Waitz, II. Band S. 441.

²⁾ Ratzel, I. Band S. 266.

³⁾ Derselbe, I. Band S. 375.

später aber nicht¹⁾). Die grosse Leidenschaftlichkeit und leichte Reizbarkeit der Malayen zeigt sich am furchtbarsten darin, dass sie durch die kleinste Ehrenbeleidigung veranlasst werden, Mord und Totschlag auszuüben²⁾). Ordalen sind auch hier in Gebrauch und stehen in Bezug auf Grausamkeit hinter den afrikanischen gar nicht zurück. So z. B. muss der Angeklagte, um seine Unschuld zu beweisen, einen Ring aus siedendem Öle herausholen, oder es wird über seine Zunge ein glühendes Eisen gestrichen u. s. w. Charakteristisch ist die schon angeführte Strafe bei den Bathos, welche im Aufessen der Verbrecher besteht. (Siehe Kap. Kannibalismus)

Südseevölker.

Hier, wie überall bei den Naturvölkern, ist von einer eigentlichen Rechtspflege in unserem Sinne nicht die Rede, denn, wie in Afrika, ist auch hier der Wille des Königs Gesetz, obwohl dieser öfters sehr bedeutend von dem Willen der Aristokraten beeinflusst wird. Die Gesetze haben bei den Südseevölkern einen stark religiösen Charakter, wie es die Institution des Tabu in Polynesien und die des Veve in Melanesien zeigt. Jede Übertretung gegen den heiligen Gebrauch wird mit dem Tode bestraft. Man darf nicht verkennen, dass diese religiösen Verbote sich öfters sehr nützlich für die Gesamtheit erweisen, indem manchmal die Bevölkerung von Hungersnot dadurch gerettet wurde, dass der König vorher ganze Herden oder ganze Ernten nahm und so bis zur Zeit der Not rettete. Ein grosses Unglück für diese Völker ist ihre strenge, fast unnatürliche Kastenteilung. Die ganze Bevölkerung teilt sich in Moa (heilig) und Noa (gemein). Dadurch wird eine Gerechtigkeit illusorisch gemacht, denn kann

¹⁾ Ratzel, S. 452/43.

²⁾ Der 2^e lbe, II. Band S. 454.

man dort von Gerechtigkeit sprechen, wo nicht alle vor dem Gesetze gleich sind? Der gemeine Mann hat nicht einmal eine unsterbliche Seele, man kann ihn nach Belieben töten, es zieht ja keine Strafe nach sich. Die Frauen gelten ebenso für untabuiert. Es kommt sehr oft vor, dass der Mann seine Frau und Tochter tötet, weil sie den Tempel betreten haben¹⁾, und dafür wird er gar nicht bestraft. Das strenge Tabusystem setzt den Menschen sehr enge Schranken für ihre Handlungen, denn man schwebt immer in Gefahr, für jede kleine Übertretung, wenn auch auf ganz unschuldige Weise geschehen, mit dem Leben büßen zu müssen. Ja selbst die Europäer haben mit diesem Tabugesetz sehr schlechte Erfahrung gemacht. 1809 wurde auf Neu-Seeland die ganze Mannschaft des Schiffes Boyd vernichtet, und die einzige Ursache war, weil der Kapitän einem Neuseeländer eine schlechte Behandlung angedeihen liess, wobei sich später herausstellte, dass es der Sohn eines Häuptlings war²⁾. Jeder Übertritt aus einer Kaste in eine andere wird mit dem Tode bestraft. Wie weit die Verehrung des Königs geht, zeigt uns am deutlichsten der Umstand, dass jeder, der in den Schatten eines Häuptlings tritt, getötet wird³⁾. Die Autorität des Königs spricht sich in noch klarerer Form bei dem Duk-Duk-System aus, welches auf Neubritanien herrscht und das Powell als eine „personifizierte Justizverwaltung“ bezeichnet. Es ist nämlich der Duk-Duk eine schreckhaft maskierte Person, welche als unverletzlich gilt und ganze Distrikte durchreist, dabei Straf-gelder sammelt, Strafe bis zur Tötung und Hausanzündung diktiert und Material für anthropophagische Feste sammelt. Wehe dem, der sich seinem Willen nicht fügt⁴⁾. Die

¹⁾ Ratzel, II. Band S. 212/213.

²⁾ Derselbe, ebendasselbst.

³⁾ Derselbe, II. Band S. 281.

⁴⁾ Derselbe, II. Band S. 281/282.

Blutrache ist bei den Südseevölkern sehr verbreitet und wird als ein Sport angesehen. Auf den Fidisch-Salomos-Inseln wird die Strafbarkeit durch Blutrache gesühnt. Auf den Fidschiinseln wird dem Verurteilten ein Stab in den Kopf getrieben, seine Frau wird erdrosselt und sogar Mutter und Vater getötet¹⁾; es ist demnach die Blutrache gesetzlich anerkannt. Aus Mangel an Autorität gilt die Blutrache in ganz Australien als höchstes Gesetz, welches nur nach örtlichen Verhältnissen modifiziert auftritt. In Süd- und Westaustralien ist der gesetzlichen Rache eine gewisse Grenze gezogen. Wenn jemand ein Verbrechen begeht, so ist es dem Beschädigten erlaubt, dem Übelthäter eine Speerwunde an einem bestimmten Körperteile beizubringen, z. B. der Hüfte, der Lende, den Beinen, und für jedes Verbrechen ist die Wunde ganz verschieden, aber so streng präzisiert, dass, wenn jemand die Grenze überschreitet, er in die nämliche Strafe verfällt²⁾. Durch die Zerklüftung und Zerstreuung der einzelnen Stämme sind grosse Staatenbildungen in Amerika unmöglich gemacht. Dort, wo kriegerische Stämme sind, ist der Wille des Häuptlings höchstes Gesetz. Das Totemsystem ist als Gesetz nicht so wirksam wie der Tabu. Blutrache ist, wie auch in Australien, das verbreitetste Strafverfahren, wobei es besonders in Brasilien ohne irgend welches äquivalente Mass ausgeübt wird. Bei den Arankanern ist die Familie Staat im Staate, sie bekriegen sich gegenseitig (Blutrache), dem gegenüber der Häuptling machtlos steht. Von einem Völkerrecht, welches als eine der schönsten modernen Errungenschaften zu betrachten ist, kann man bei den Naturvölkern kaum sprechen. Die einzelnen Völker und Stämme stehen sich fast überall feindlich gegenüber. Jeder Fremde gilt als Feind und rechtlos und als solcher vogelfrei.

¹⁾ Ratzel, II. Band S. 266, 282.

²⁾ Lubbock, S. 393.

Krapf erzählt, dass die Galla-Stämme von Tokanngu jeden Fremden, der auf der Strasse gefunden wird, töten. Eine gewisse Beschränkung findet dort statt, wo der Fremde sich als Günstling des Feindes zeigt, oder wann derselbe unter dem Schutz eines Wortes steht. Hie und da bemerken wir bei den Afrika-Staaten eine Übereinstimmung in Bezug auf ihre Handelsmärkte, welche in neutralen Gebieten stattfinden. Allein diese stillschweigenden Verträge sind verhältnismässig primitiv und stehen auf sehr schwacher Basis, ja, sie sind sogar Ursache wieder für neue Feindseligkeiten, denn eine Achtung der Grenze, welche sehr unbestimmt ist, dauert nur so lange, bis ein Häuptling sich etwas stärker fühlt.

Fassen wir alles noch einmal zusammen, was wir über die sozialen und staatlichen Einrichtungen erörtert haben, so kommen wir zu folgenden Ergebnissen:

1. Das Familienleben ruht auf sehr unsicheren Grundlagen, was schon die tiefe Stellung des weiblichen Geschlechts zeigt. Die Geringschätzung und Misshandlung der Frau wirkte als ein schlechtes Beispiel für die Nachkommen. So konnte die Familie nimmer zu einer Entwicklungsstätte der Liebe und Sittlichkeit werden.

2. Das gesellschaftliche Leben, in welchem sich das Familienleben widerspiegelt, ist ebenso ungesund. Die tiefe Kluft zwischen den einzelnen Ständen setzt dem Fortschritt einen unüberwindlichen Damm entgegen, denn die höhere Kaste verachtet nicht bloss die niedrig stehenden, sondern sie achtet auch deren Leben geringer und benützt jede kleinste Ursache zu ihrer Tötung, da sie sich weder vor Strafe, noch vor der Seele der Ermordeten (denn diesen wird ja eine unsterbliche Seele abgesprochen) zu fürchten haben.

3. In der Stellung der Behörden spiegelt sich die Stellung des Familienoberhauptes wieder. Wie der Vater nach Belieben über seine Familienangehörigen schaltet und waltet, in gleicher Weise sind die Unterthanen die

geplagten Knechte. Er göttlicher Abstammung, sie gewöhnliche Sterbliche; sie sind auf der Welt, nur um zu gehorchen; sie sind unmündige Kinder, aber auch ihr Vormund ist nicht mündiger. Die Absichten der Obrigkeit haben nicht das Gemeinwohl, sondern nur ihr eigenes Bestes im Auge, denn vom Niedrigsten bis zum Höchsten herrscht der krasseste Egoismus. Es sei gestattet, die trefflichen Worte Platos zum Vergleich heranzuziehen: „Wie der Schäfer die Schafe nur um seines Nutzens willen hütet, ebenso handelt der Herrscher.“ Was er im Guten nicht erlangt, das verschafft er sich mit Gewalt und Grausamkeit. Dieses Verfahren ist ein schlechtes Beispiel für die Unterthanen, indem diese ihn als ihr einziges massgebendes Vorbild betrachten und sich in ihren Handlungen aufs ängstliche nach ihm richten, infolge dessen schätzen sie das Leben der anderen nicht höher, als der Herrscher ihr eigenes schätzt. Die Aufklärung der Untergebenen fördern, hiesse in diesem Falle seine eigene Stellung untergraben; denn je länger diese Unmündigkeit dauert, eine um so willkommenere Stütze giebt sich seinem Herrsch- und Ausbeutesystem. Die verhängnisvollsten Folgen zeigen sich darin, dass die Wahrheit, wenn sie endlich einmal zum Durchbruch kommt, sich in der schrecklichsten Weise entladet und in wiederholten Revolutionen neue Opfer heischt.

Trotzdem scheint es unter unparteiischer Erwägung aller Verhältnisse am richtigsten zu sein, mit Ratzel die despotische Regierungsform und zum Teil auch die Drakongesetze, soweit sie noch nicht entartet sind, für die Afrikaner und vielleicht für die Naturvölker überhaupt als die beste zu halten, wenn nicht auch alle Mittel zu billigen sind.

Allerdings bemerkt schon Xenophon, dass der Mensch am schwersten von allen Tieren zu regieren sei. Da muss jede Obrigkeit mit allen Kräften und Mitteln darauf bedacht sein, sich Gehorsam zu verschaffen. Unter Umständen sind solche Zwangsmassregeln sogar notwendig,

denn dort, wo von Selbstbeherrschung, Selbstverleugnung, moralischem Bewusstsein und vom Sinn für das Gemeinwohl keine Spur vorhanden ist, da hilft keine Belehrung, sondern nur Gewalt, denn die Macht der Leidenschaften, welche das ganze geistige Leben beherrscht, kann nur durch Macht gebrochen werden. Daher war eine Concentration der Kräfte unbedingt erforderlich, was sich in der Vereinigung der Königs- und Oberpriesterwürde am deutlichsten ausspricht.

V. Schluss.

Die Ergebnisse unserer Betrachtungen über die Geringschätzung des menschlichen Lebens bei den Naturvölkern können wir kurz in Folgendem zusammenfassen. Vor allem sind es öftere, ja fast periodisch wiederkehrende Hungersnöte, welche theils durch die schädlichen Natureinflüsse, theils durch die Trägheit und den Leichtsinn der Wilden bedingt sind, welche den Tod vieler Menschen zur Folge hatten, sei es direkt durch Hunger oder daraus entstandene Epidemien. Auf diese Weise war die Sicherheit des Lebens gefährdet, und damit sank auch sein Wert. Nicht minder schlimm sind die Wirkungen auf den intellektuellen und moralischen Zustand des hungernden Menschen. Der Wilde, durch Hunger in einen krankhaften Zustand versetzt, war imstande, jedes Mitleidsgefühl und Menschenliebe zu verleugnen und selbst Hand an seine Mitmenschen, ja selbst an seine Blutsverwandten zu legen, um sie zu vernichten und dadurch die Zahl der Konsumenten der vorhandenen spärlichen Nahrung zu verringern oder sie direkt zu verspeisen. So wird er zuerst aus Not und dann in seiner Entartung aus Feinschmeckerei Kannibale. Durch den Mangel jeden Masses im Genusse wurde der

Gebrauch von spirituösen Getränken für den Wilden verhängnisvoll, denn sie zerrütteten ihn physisch und moralisch, wodurch die Neigung zu Verbrechen stieg. Die beständigen Wanderungen, die der Naturmensch machte, um Nahrungsmittel aufzusuchen, wurden durch seine Unwissenheit oft zu einem Herumtappen ohne irgend ein bestimmtes Ziel, was für ihn verhängnisvoll war. Ganze Stämme, ja ganze Völker sind auf diese Weise zu Grunde gegangen. Um seinen verstärkten Wandertrieb leichter zu befriedigen, suchte er alle Hindernisse zu entfernen, indem er die Kranken, Schwachen und Kinder tötete, welche den Strapazen der Reise voraussichtlich nicht gewachsen waren. Diese Art des Lebens lässt die zur Entwicklung der Kultur notwendige Stetigkeit, ruhige Arbeit und Anhäufung von Eigentum als Schutz gegen die Zufälligkeiten des Lebens nicht zu. Permanente Kriege vermehrten sein Elend noch mehr. Die räuberischen Überfälle erhöhten die Unsicherheit des Lebens bis zum höchsten Grade, so dass man schliesslich nicht weiss, wann der Krieg und wann der Frieden aufhört. Die beständigen Morde und Metzeleien in den Schlachten verrohen das Gemüt. Durch diese Verrohung werden die Leidenschaften immer mehr entflammt und spornen zu immer neuen Blutthaten an. Andererseits wächst die Erbitterung gegen den Feind immer mehr, der Rachedurst kann nur durch immer mehr gesteigerte Grausamkeit befriedigt werden. Viele Völker, welche Gelegenheit hatten, ihre Überlegenheit im Kriege gegen ihre Nachbarn kennen zu lernen, benutzten nun ihre Macht dazu, sich auf relativ mühelose und doch ruhmvolle Art Güter zu verschaffen. Es wurde bei ihnen der Krieg nicht als ein notwendiges Übel, wie bei den Kulturvölkern, sondern als Erwerbsquelle angesehen, bei welcher sie gleichzeitig ihrer Mordlust und Grausamkeit Luft machen konnten. Es ist klar, dass dies eine weitere Geringschätzung des menschlichen Lebens einschliesst, denn eine Schonung von Menschenleben ist bei solchen

Raubzügen ausgeschlossen. Es treten im Gefolge mit diesen Raubzügen immer rohere Grausamkeiten auf, welche ihren Gipfelpunkt im Aufessen der Feinde erreichen, und so wird der Kannibalismus successive zur Sitte erhoben. Man schlachtet die Menschen wie die Tiere und setzt so den Wert des Menschenlebens auf den des Tieres herab, und der Aberglaube thut noch das Seinige dazu, um diese Identität zu rechtfertigen. Menschenliebe und die Achtung seines Nächsten werden ganz illusorisch, denn man sieht auf den Mitmenschen wie auf ein Wildpret (Langes Schwein), und die Sympathie gegen denselben geht nur so weit, als sein Fleisch schmackhaft zu sein verspricht. Gegen diese Geringschätzung des menschlichen Lebens erscheint die Verwendung der Kriegsgefangenen zu Sklaven als ein sittlicher Fortschritt, denn wir haben gesehen, dass die Sklaverei bei einigen Stämmen in sehr milder Form ausgeübt wird. Trotzdem finden wir bei ihrer Entartung eine fast ebenso weitgehende Nichtachtung der Menschen, wie wir früher gesehen haben. Die Sklavenkriege, dann der Transport der Sklaven zu Wasser und zu Land erfordern ungezählte Menschenleben; bei den Überlebenden aber vernichtet das Verhältnis zwischen Herrn und Sklaven die persönliche Selbständigkeit, was für ihren moralischen Zustand von höchster Gefahr ist. Der heuchlerische, zu Diebstählen und Lügen geneigte Charakter der Sklaven ist eine unmittelbare Folge davon. Von den Sklaven wird als selbstverständlich ein hohes Mass von Selbstverleugnung verlangt. Diese schöne Tugend ist aber nur dann als solche aufzufassen, wenn sie aus eigener Initiative entspringt, nicht aber erzwungen wird, denn sonst schlägt sie, sobald der verursachende Zwang aufhört, ins Gegenteil um und wird zum krassesten Egoismus. Alle diese schlechten, aber auch die guten Seiten der Sklaverei müssen berücksichtigt werden bei der Erörterung der Frage, ob die Sklaverei bekämpft werden soll und welche Mittel und Wege dabei angewendet

werden dürfen. Wenn wir heute eine Aktion der europäischen Mächte zur Aufhebung des Sklavenhandels eingeleitet sehen, so müssen wir uns fragen, welche Folgen dieses Unternehmen auf die Sklaverei im allgemeinen und damit auf die Nichtachtung des menschlichen Lebens haben wird.

Vor allem die Verminderung des Absatzes der Sklaven, dadurch wird die Sklaverei gegenstandslos und muss mit allen ihren Greueln allmählich verschwinden. Es ist weiter klar, dass, wenn dem Lande jene Summe von Menschen erhalten bleibt, die auf andere Kontinente verschifft werden, damit der Bevölkerungszuwachs bedeutend gefördert wird, dieser ist aber zumeist ein mächtiger Faktor der Kultur-entwicklung. Dieser letztere Umstand fällt jedoch nur dort ins Gewicht, wo Menschenleben Wert haben; im entgegengesetzten Falle tritt bei Vermehrung der Bevölkerung eine Nichtachtung, ja Verschwendung von Menschenleben ein. Diese Frage wird die Aufhebung des Sklavenhandels gewiss in vielen Gegenden Afrikas nach sich ziehen. Denn es ist sehr wahrscheinlich, dass die Zahl der durch gegenseitige Reibereien unter den Völkern entstehenden Kriege nicht vermindert werden wird, und es werden demnach, wie bisher, Kriegsgefangene und Sklaven gemacht werden. Da der Wert dieser nun immer mehr zurückgeht, so ist eine Schonung ihres Lebens nur sehr problematisch. Man wird es sich deshalb nicht versagen, wie früher, die Gefangenen gleich nach der Schlacht zu töten und aufzuessen oder bei Gelegenheit von Menschenopfern das Fest durch Vermehrung ihrer Zahl pompöser zu machen. Es drängt sich deshalb die Notwendigkeit auf, der Sklaverei nicht nur durch Aufhebung des Sklavenhandels entgegenzutreten, sondern das Übel an der Wurzel zu fassen und von da an auszurotten. So lange die Bildung und Kultur der Sklaven haltenden Völker nicht gehoben wird, indem sie zu stetiger Arbeit und Thätigkeit erzogen werden und ihre rohen Sitten und Gebräuche

überhaupt nicht gemildert werden; was nur durch Verbreitung des Christentums, jedoch ohne irgend welchen politischen Beigeschmack, geschehen kann, so lange kann von einer wirklichen Ausrottung des Übels nicht gesprochen werden. Freilich ist dieser Weg der ungleich mühseligere, als der des einfachen Unterbindens des Sklavenhandels, dafür ist er aber auch nur der einzig richtige.

Wir haben gesehen, dass die Religion des Naturmenschen nicht Nächstenliebe und Wohlwollen gegen seine Mitmenschen predigt, sondern innig vermengt ist mit absurdem Aberglauben, Misstrauen und Nächstenvernichtung, wodurch sie auch im praktischen Leben dem Fortschritte grosse Hindernisse entgegenstellt. Auf diese Weise fehlen die sittlichen Zwecke, welche charakteristische Merkmale der Religionen der Kulturvölker sind. Es verrät sich dies schon in der äusseren Bethätigung des Wilden, denn die Religion ist das Spiegelbild des menschlichen Gemüts: „Wie das Herz, so ist der Gott“.

Man giebt den Göttern dieselben Eigenschaften wie ihren Anbetern, wobei eine höhere Macht ohne Gewalt und Grausamkeit kaum von den Wilden gedacht werden kann. Diese Eigenschaften waren in ihrer Zurückwirkung auf die Menschen von grösster Bedeutung für die Ausbildung und Verbreitung ihrer Sitten, welche gewissermassen göttliche Sanktion bekamen. Hierher gehören Kannibalismus, Menschenopfer und die Tötung aller geretteten Schiffbrüchigen. Viele Menschenverluste wurden durch die Seelenlehre verursacht, wie es uns das Hinschlachten Tausender von Menschen zum Seelengeleite der Verstorbenen zeigt. Eine weitere Folge dieser Seelenlehre ist der Glaube an Dämonen, böse und gute Geister. Die Furcht vor diesen Kindern der eigenen Phantasie steigerte sich bis zur Verzweiflung. Wie qualvoll muss das Leben in diesem Zustande ewiger Furcht und Aufregung sein! Fortwährend ist der Wilde ängstlich bemüht,

seine Götter günstig zu stimmen und die bösen Geister abzuwehren; er muss Opfer herbeischaffen, denn seine Götter lechzen nach Menschenfleisch und Blut, ebenso die Dämonen. Hier zeigt sich uns die Kluft, welche das Christentum von den barbarischen Religionen trennt, im klarsten Lichte. Während der Christ sich selbst, sein Herz und seinen Willen seinem Gotte zum Opfer bringt, kann der Wilde seiner Hingebung gegen Gott nur durch Opferung anderer Ausdruck geben. So handelt der Naturmensch seinen Göttern gegenüber; der Dämonen dagegen glaubte er leichter Herr zu werden, wobei er aber nur eine Selbsttäuschung beging; denn sie war keine Rettung, sondern nur eine Übertragung ihrer Macht auf besondere Menschen, Zauberer; diese verfehlten nie, ihre Macht zu missbrauchen und dadurch das Übel zu vergrössern. Die Unsicherheit des Lebens stieg, und dem entsprechend sank sein Wert. Welches Glück, dass sich die Kulturvölker, wenn auch noch nicht vor langer Zeit, von dieser Fessel des Aberglaubens emanzipiert haben. Die äussere Bethätigung des Naturmenschen, welche teils durch Zufälligkeit, teils durch Instinkt bewirkt wird, lässt in seinem geistigen Zustande tiefe Spuren zurück. Durch wiederholte Ausführung bildeten sich Sitten, welche, modifiziert und umhüllt durch allerlei abergläubische Überzeugungen, zur Hebung oder Verrohung des Gemütes beitrugen. Um durch Kraft schätzenswerte Eigenschaften zu erlangen, stahlte der Wilde sich durch allerlei Peinigungen und grausame Gebräuche, wie sie sich bei der Kriegerweihe und Mannesweihe kundgaben. Da aus Unwissenheit nicht das richtige Mass gehalten wurde, geschah das Gegenteil, indem der Körper geschwächt und dadurch Krankheiten und Epidemien leichter zugänglich gemacht wurden. Es ist eine fehlerhafte Anschauung, dass die Naturvölker gegen Krankheiten und Witterungseinflüsse widerstandsfähiger seien, als die Kulturmenschen. Die Behauptung Lubbocks, dass die Wilden seltener erkranken, scheint den Berichten anderer Reisender

gegenüber zu optimistisch zu sein, denn wenn wir das Leben der Naturmenschen, ihre Wohnungen, Ernährungsverhältnisse, Reinlichkeit und Bekleidung in Betracht ziehen, so können wir dieser Meinung nur beipflichten.

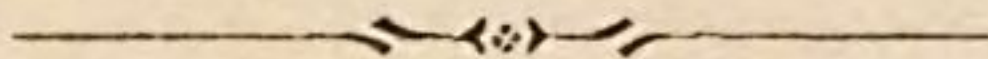
Fassen wir endlich die sozialen und politischen Einrichtungen der Naturvölker ins Auge und gehen hierbei von der Familie aus, so finden wir, dass hier die unbeschränkte Macht des Familienhauptes, das ohne irgend welche Verantwortlichkeit grausam mit dem Leben der Familienglieder umspringen kann, ein Verlangen erzeugt, sich für das schwere Lebenslos, welches ihm die Natur bereitet, an den Familiengliedern zu rächen; barbarische Misshandlung der Frau, Tötung der Kinder bezeugen dies zur Genüge. Es ist ganz natürlich, dass dort, wo nicht gegenseitige Sympathie und Liebe als höchstes Band der Ehe gelten, auch die Frau und Kinder bei ungünstigen Verhältnissen nicht als teuerste Schätze gehalten werden und deshalb ein Mitleidsgefühl gegen dieselben selten angetroffen wird. Nicht besser steht es mit dem gesellschaftlichen Leben. Nicht Wohlwollen und gegenseitige Unterstützung verbindet die einzelnen Mitglieder der Gesellschaft, sondern zumeist nur eine äussere Macht, und im allgemeinen trachtet jeder zu leben, als wenn er allein auf der Welt wäre, denn die Macht seiner Gewohnheit ist zu gross, als dass er sich durch Selbstverleugnung den allgemeinen Sitten anpassen würde. Diesen lockeren Zusammenhalt erkennt man daran, dass schon die kleinste Missstimmung und Streitigkeit eine Loslösung und Übersiedelung ganzer Familien zur Folge hat. Es ist dies leicht verständlich, wenn wir den geistigen Zustand des Naturmenschen in Betracht ziehen. Ein wüster Haufen von logisch zusammenhangslosen Eindrücken, wobei die grössten Gegensätze dicht nebeneinander zu stehen kommen, ist kein starkes gebildetes Bewusstsein, welches jede neue Vorstellung modifizieren und in Zusammenhang mit den anderen bringen kann. Jeder neue Eindruck ist imstande,

die vorhandenen zu absorbieren und schon dagewesenen Anschauungen eine andere Richtung zu geben. Die Stimmung des Naturmenschen hängt deshalb von der des Augenblickes ab und schwankt infolge dessen zwischen unberechenbaren Voraussetzungen. Ist eine Wandelbarkeit des Gemüts einmal vorhanden, kann auch von einem starken und beständigen Charakter nicht mehr die Rede sein. Deshalb ist das, was Livingstone über den Charakter der Neger spricht: „Dass es schwer ist, zu einem Schlusse zu kommen“, für alle Naturvölker giltig. Die ungemein starken Affekte, Leidenschaften okkupieren den ganzen geistigen Zustand der Naturmenschen, und deshalb fehlt ihnen ein exakter Verstand und ruhige Urteilskraft. Heuchelei, Falschheit und Hinterlist sind charakteristische Züge des Polynesiers und des Negers. Zu diesen Charaktereigenschaften tritt noch ihre ungebundene Freiheitsliebe hinzu, und so sehen wir, dass den Naturmenschen die staatenbildende Kraft in hohem Masse mangelt. Nur durch starke Macht, drakonische Gesetze und absolute Regierung können bei ihnen Staaten zusammengehalten werden, und so bedauerlich dies ist, so erscheint uns doch diese Institution als natürliche Folge der angeführten Übel.

Wenn wir am Schlusse unserer Abhandlung alle angeführten Thatsachen über die Nichtachtung des menschlichen Lebens bei den Naturvölkern mit den Faktoren, welche die hohe Schätzung des Lebens bei den Kulturmenschen erzeugt haben, vergleichen, so finden wir, dass die Verhältnisse vollständig kontrastieren. Während die Kulturvölker durch stetige Bethätigung ihrer Arbeitskraft sich bemühten, immer unabhängiger von der Natur zu werden und damit die Sicherheit des Lebens zu steigern, während sie durch rationelle Lebensweise, angemessene Art der Bekleidung, vernünftig eingerichtete Wohnstätten ihre Gesundheit zu erhalten gesucht haben und bei Krankheit durch eine wissenschaftlich ausgebildete Heilkunde derselben entgegen traten und durch friedliche Fixierung

der gegenseitigen Interessensphären der Nationen die mörderischen Kriege zu verringern gesucht werden, durch eine milde und auf sichtlicher Grundlage aufgebaute Religion die Sitten und Gebräuche veredelt wurden und endlich durch feste und milde Gesetze dem Leben der höchste Wert zuerkannt wurde, treffen wir bei den Naturvölkern, wie wir gesehen haben, nichts Ähnliches an.

So lange bei den Naturvölkern nicht eine ähnliche Entwicklung Platz greift und so lange dieselben an dem Fortschritte der Kultur nicht Anteil nehmen, so lange muss ihr Leben allen Zufälligkeiten preisgegeben sein, durch welche seine Unsicherheit und der geringe Wert desselben gegeben ist.



Inhalts-Verzeichnis.

Einleitung	5
----------------------	---

1. Abschnitt. Äussere Ursachen.

I. Die Hungersnot und Trunksucht	13
Die Folgen der Hungersnot und Trunksucht	24
II. Nomadismus	33
Die Folgen des Nomadismus	40
III. Der Krieg	45
Afrika	47
Amerika	53
Malayen	56
Südseevölker	58
Australien	60
Die Hyperboreer	61
Die Folgen der Kriege	62
IV. Anthropophagie	67
Afrika	71
Asien	75
Australien	79
Südseevölker	80
Melanesien	81
Amerika	85
V. Die Sklaverei	87
Die Folgen der Sklaverei	94

2. Abschnitt. Innere Ursachen.

I. Glaube und Aberglaube	101
Die Folgen von Glauben und Aberglauben	115
Die Zauberei	122
Die Folgen der Zauberei	125
Menschenopfer	131
II. Die grausamen Sitten	142
Die Naturvölker sind auch grausam gegen sich selbst	148
III. Kindesmord	161
IV. Soziale und politische Einrichtungen der Naturvölker . .	176
Das Gesellschafts- und Staatsleben der Naturvölker .	184
Die Gesetzgebung	191
Südseevölker	200
V. Schluss	205



Lebenslauf.

Verfasser, Zachary Dimitroff, wurde in Slivno (Bulgarien) am 22. Januar (alten Stiles) 1864 geboren. Von 1871 bis 1880 besuchte er die dortige Elementarschule und vier Klassen des Real-Gymnasiums, worauf er in Agram (Kroatien) das Lehrerseminar 3 Jahr lang bezog und die vorgeschriebenen Prüfungen mit Auszeichnung bestand. Infolgedessen stellte ihn die hohe bulgarische Regierung als dirigierenden Lehrer an der Bezirksschule in Anchialo an, in welcher Stellung er von 1883—1886 verblieb. 1885 nahm er als Freiwilliger aktiv am serbisch-bulgarischen Kriege teil und kehrte dann wieder zu seinem Lehramte zurück. Ende 1886 gab er seine Lehrthätigkeit auf, um auf der Universität Agram seine Studien fortzusetzen. Er hörte im Wintersemester 1886/87 bei den Herren Prof. Dr. Markovié, Matkovié, Nodilo und bestand die Kolloquien vorzüglich. Ende April 1887 begab er sich nach Leipzig und hörte bis Sommersemester 1890 die Vorlesungen der Herren Prof. Dr. Ratzel, Wundt, Masius, Roscher, Brentano, Seydel, Strümpell, Maurenbrecher, Hermann, Leskien, Pückert, Richter, Wenzel, Schmidt, Credner und der Herren Dr. König, Warschauer, Erler, von Schubert-Soldern, Hettner. Ferner nahm er sieben Semester teil am geographischen Seminar des Herrn Prof. Dr. Ratzel, ein Semester am pädagogischen Seminar des Herrn Geh. Rat Masius und ein Semester am psychologischen Seminar des Herrn Geh. Rat Prof. Wundt. Es drängt den Verfasser, seinem hochverehrten Lehrer Herrn Prof. Dr. Ratzel, sowie Herrn Geh. Rat Prof. Dr. Wundt an dieser Stelle seinen tiefgefühltesten Dank abzustatten.



Dimitroff, Zachary

Die Geringschätzung des menschlichen Lebens und ihre Ursachen bei den
Naturvölkern

1891

Anthr. 26 k

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11550812-9